M. Huldreich Zwingli's

sämmtliche Schriften

im Auszuge.

Herausgegeben
von

Leonhard Usteri,
Professor am Carolinum,
und
Salomon Vögelin,
gewesenem Prediger an der Waisenkirche.

Zweyten Bandes zweyte Abtheilung.

Zürich,
in der Geßnerischen Buchhandlung.
1820.

Inhaltsverzeichniß

dieser

zweyten Abtheilung des zweyten Bandes.

Dritter Hauptabschnitt.

Staat.

Huldreich Zwingli's
sämmtliche Schriften
im Auszuge.

Dritter Hauptabschnitt
Staat.

I.

Die Staatsverfassungen.

§. 1.

Um Monarchie und Aristokratie gegen einander abzuwägen, muß man dieselben nicht in der Idee, sondern in der Wirklichkeit betrachten.

„Es warfen schon die vornehmsten Philosophen des Alterthums die Frage auf: welche von den drey Regierungsformen den Vorzug verdiene, ob die Monarchie, Aristokratie, oder Democratie? Denn bey der täglichen Erfahrung, daß die Monarchie in Despotie, die Aristokratie in Oligarchie, und die Demokratie in Anarchie ausarte, war es nicht jedem gegeben, klar zu sehen, wem man mit der meisten Sicherheit die oberste Gewalt anvertrauen dürfe. Endlich entschied man sich jedoch für die Meinung, daß die Monarchie den Vorzug habe, wofern nämlich der Herrscher der Beste und Einsichtsvollste von Allen sey. Diese Meinung war nun freylich, meines Ermessens, nicht etwa nur von einem Philosophen, der von der Weisheit seinen ruhmvollen Namen ableitet, sondern von jedem mit gesundem Verstande begabten Menschen zu erwarten. Oder wem sollte es nicht einleuchten, daß von Einem allein, dessen Blick nichts entgeht, und der als der Beste auch für Alle das Beste will, das Ganze weit füglicher und sicherer geleitet werde, als von Vielen oder von Allen insgesammt? Jene Entscheidung ist also ganz richtig, unter der Voraussetzung, daß der Herrscher der Beste und Einsichtsvollste sey. Denn dem Edelsten und Besten gilt das Wohl Aller nicht weniger als sein eigenes; gerade wie der Steuermann nicht auf

seine eigene Rettung bedacht seyn kann, ohne zugleich für die Rettung Aller zu sorgen, die er führt. Aber wer wollte nicht eben so gut behaupten, die Aristokratie und sel st die Demokratie sey der Monarchie weit vorzuziehen, wenn die Führer des Staats die Besten und Einsichtvollsten sind? Denn bey einer solchen Aristokratie findet sich dann nicht nur Einer, es finden sich Mehrere, von denen man einem jeglichen mit voller Sicherheit die Aemter übergeben kann, die nur unter der Leitung eines Einzigen stehen können, z. B. den Oberbefehl im Kriege, die Finanz- und Justizverwaltung u. s. w. So daß ein solcher Senat mit Recht nicht nur ein königlicher d. i. die Stelle des Königes vertretender, sondern, wie sich Pyrrhus gegen den römischen Senat soll ausgedrückt haben, ein Senat zu heißen verdiente, der aus lauter Königen besteht. In einer Demokratie aber, in welcher Alle gleich gut und einsichtsvoll wären, würde selbst die Nothwendigkeit einer Regierung wegfallen. Denn unter solchen Menschen gäbe es ja keine Beeinträchtigung, keine Entzweyung, kein Verbrechen, das der Ahndung bedürfte. Es wende hier niemand ein, es gebe aber in einem aristokratischen Rathe doch immer solche, die weder absolut verständig noch gut seyen; und in einer demokratischen Volksversammlung sey es geradezu unmöglich, daß Alle auch nur gut und verständig, geschweige die Besten und Einsichtsvollsten seyen. Als hätte man schon irgendwo den vollendeten Weisen gefunden, der nie gezaudert, wo er hätte eilen; und nie geeilt, wo er hätte zaudern sollen! Noch weit weniger ist er unter den Fürsten zu finden, von denen der Mehrtheil (wir wollen uns die Wahrheit nicht verhehlen) sich ganz und gar nicht von der Vernunft leiten läßt, sobald ihr Privatnutzen ins Spiel kommt. Als ob endlich jemals viele gute Fürsten einander in der Regierung gefolgt wären, und das Sprüchwort nicht seine volle Richtigkeit hätte: Es kommt kein Besserer nach! Damit sollen die, welche jetzt unter einem guten Fürsten stehen, sich waffnen, um einen schlimmern zu ertragen, da

eine lange Reihe guter Fürsten gegen alle Erfahrung ist. Wer also eine von dem besten und einsichtsvollsten Fürsten verwaltete Monarchie der Aristokratie und Demokratie vorzieht, macht es gerade wie die, welche den Kindern von einem Paradiese, wie die Dichter von seligen Inseln, vorschwatzen. Sie versprechen ihnen herrliche Dinge, nur Schade, daß dieselben nirgends zu finden sind. Und eben so würden es die machen, die von einer Aristokratie oder Demokratie sprächen, worin die Besten und Einsichtsvollsten regierten. Also von einer Monarchie sprechen, die unter dem einsichtsvollsten und besten Fürsten stünde, da ein solcher noch nie gefunden worden, was heißt das anders, als die Republik Plato's loben, die niemals vorhanden war? Wozu doch grübeln über das, was noch nie ist gefunden worden, und wofür auch, nach dem immer zunehmenden Verfall aller menschlichen Dinge, gar keine Hoffnung sich schöpfen läßt, daß es jemals gefunden werde? Warum stellen wir nicht lieber, mit Hinsicht auf die Beyspiele der Alten, folgende oder eine ähnliche Frage auf: Bey welcher von jenen drey Regierungsformen ist jederzeit mehr Religiosität, mehr Gleichheit und mehr Bestand gewesen?"

§. 2.

Es lehrt aber die Geschichte, daß bey den Monarchien weder religiöse Gewissenhaftigkeit noch Gleichheit, noch Bestand zu finden sey.

„Werfen wir nun sofort einen Blick auf das Alterthum, so zeigt es sich, daß nicht erst nach zwey oder drey Königen, (wenn je irgend ein Volk drey rechtschaffene nach einander hatte) sondern nach dem ersten und zweyten schon, ja selbst unter dem allerersten Irreligiosität sich einschlich. Beweise hievon sind Saul und Alexander. Jeder von ihnen bestieg unter lautem Beyfalljauchzen des Volkes den Thron, und jeder trat schimpflich und zu großer Freude des Volkes

wieder von demselben ab; jener, weil er dem David; dieser, weil er dem Clitus niedrig nach dem Leben gestellt! Welche Religiosität bezeichnete bey Beyden den Anfang ihres Regierens, und welche Treulosigkeit das Ende desselben! Und was die Gleichheit betrifft, (unter welcher ich hier Unpartheylichkeit und Popularität verstehe), wozu von ihr sprechen, da Monarchie und Popularität als wahre Gegensätze einander abstoßen? Denn was ist ein Monarch anders, als ein unumschränkter Alleinherrscher? Und hingegen die Popularität was anders, als die Gesinnung, die aus Liebe zur Gleichheit die öffentliche Freyheit und Wohlfahrt zu schützen sucht? Wie man dieß aus Ciceros Rede für den Publius Sextus lernen kann. Wer nun über Andere zu herrschen strebt, wie kann der die Freyheit des Volkes ertragen, geschweige verfechten? Und gesetzt auch, ein Tyrann scheine den Vortheil seiner Untergebenen zu suchen; er schnappt im Grunde doch nur für sich selbst darnach. Und wenn ein Monarch nur in so weit für das gemeine Wesen sorgt, als er selbst Gewinn davon einzuernten hofft, so ist zwischen ihm und einem Tyrannen kein Unterschied. Denn nicht aus Liebe zu seinem Volke, sondern aus Eigenliebe sorgt er für das Wohl des Staates. Wie langen Bestand aber eine Monarchie habe, ist leicht einzusehen. Einmal ich halte dafür, nicht eine einzige sey gewesen, die nicht schon unter ihren ersten Fürsten sich in eine Despotie verwandelt habe; und so oft ich den Namen Monarch höre, so ist mir, man rede von einer ganz andern Welt; so wenig ist auf der unsrigen je einer gefunden worden, der nicht in einen Tyrannen ausgeartet hätte. Niemand setze mir hier einen Moses, Cecrops, Codrus, Antigonus und ähnliche Männer entgegen! Sie waren freylich die Ersten unter ihrem Volke; aber sie waren so gewiß keine Monarchen, so gewiß sie niemals eine Alleinherrschaft führten. Oder stiftete denn nicht Moses eine Republik, und kein Königreich, da er Vorsteher über Tausend, Hundert u. s. w. zu Mitregenten anordnete?

Ja selbst der große Unwille, mit welchem Gott nicht ohne Schwierigkeit den Juden einen König gewährte, beweist hinlänglich, daß die Mosaische Staatsverwaltung kein Königthum oder Monarchie war. Lacedämon aber und Athen überließen ihren Königen die Zügel nie so unbedingt, daß sie den Staat nach Belieben hätten lenken können. Die Macht der Ephoren bildete hier das Gegengewicht, wie bey den Römern die der Volkstribunen. Nun aber richte man seinen Blick auf Romulus und Saul. Jener, vergaß er nicht dergestalt, was er sich selbst und seinen Mitbürgern schuldig war, daß die Väter des Volkes, die seine Tyranney nicht länger ertragen konnten, seinen Leichnam in Stücken zerrissen und diese unter sich theilten? Und dieser, von Gott selbst erwählt, erkühnte er sich nicht, von dem abzufallen, der ihn zum Könige gemacht hatte, und Gewalt an denen zu üben, die er hätte in Schutz nehmen sollen? Ein Julius, Augustus, Tiberius und andre Ihresgleichen, mehr Mörder als Kaiser zu nennen, dürfen hier durchaus nicht in Betrachtung kommen; wenn gleich Leuten von niedriger und unwürdiger Denkart ihre Regierung gar wacker vorkommen mag. Denn keiner hatte eine so große Liebe zum gemeinen Wesen, daß er dasselbe wieder hergestellt hätte. Sie verdienen also auch nicht anders genannt zu werden als Tyrannen. Nur Leute von niedrigem Sinne, die auch von ferne keinen Begriff von dem haben, was wahre Freyheit ist, preisen das Verfahren solcher Männer hoch, und bewundern unklug und unbesonnen was ihr eigenes Verderben ist. Dergleichen Leuten wäre jene edle Antwort eines gewissen lacedämonischen Feldherrn zu sorgfältiger Beherzigung zu empfehlen. Als nämlich Hydarnes, Statthalter des Königs von Persien, die Stadt, welche jener Feldherr besetzt hielt, zur Uebergabe aufforderte, antwortete ihm derselbe: „Du, Hydarnes, weißt nur was es ist ein Sclave seyn: Wir hingegen wissen aus Erfahrung, welch heilige und erwünschte Sache die Freyheit ist. Kenntest du sie wie wir, du würdest, statt uns

zur Sclaverey aufzufordern, uns vielmehr ermahnen, die Freyheit nicht bloß mit Pfeilen und Geschossen, sondern mit Schwert, Faust und Arm zu verfechten." Fürwahr eine Antwort eines Spartaners würdig! Möchten wir doch dasjenige gründlicher kennen, was wir zuweilen triumphirend erheben!"

§. 3.

Daneben hat die Monarchie noch eigenthümliche Gefahren, welche die Aristokratie schon durch das Wesen ihrer Einrichtung verhüthet.

„Unstreitig hat jene Ideal-Monarchie den Vorzug, aber nur in der Idee und Theorie. Die ächte in der Wirklichkeit ist ein so schwieriges Ding, daß sie entweder noch nie von den Sterblichen ist erblickt worden, oder doch bey ihrem Erscheinen schon wieder verschwunden ist; daher ist es nicht rathsam, sie irgend Einem anzuvertrauen. Es mag zwar in Kriegs- und Friedenszeiten zuweilen von großer Wichtigkeit seyn, wenn es nur bey Einem allein steht, zu berathen, zu entscheiden, sich auszusprechen. Dieß kommt aber nicht einzig einem Monarchen zu, sondern auch in der Aristokratie wird zuweilen Einer ernannt, daß er als Feldherr oder Dictator oder Consul oder Vorsteher im Namen der Republik statt Aller handle. Dagegen hat eine Monarchie nicht nur viele Unbequemlichkeiten, sondern auch viele Gefahren. Fürs Erste kann ein Einzelner leichter getäuscht, geschreckt werden, sich einer Vergessenheit schuldig machen, als Viele. Sodann wenn einer allein die Gesetze und Rechte zu schirmen hat, so neigt er sich leichter dahin, sich alles für erlaubt zu halten, was ihn gelüstet. Und endlich, ist der Monarch einmal ins Laster versunken, so sinkt auch das ganze Volk mit hinab, denn dieses bildet sich nach dem Muster seines Fürsten. Die Aristokratie hingegen ist nicht die unordentliche Gewalt einiger Wenigen, die sich der Republik bemächtigt haben, nicht die Gewalt eines mit oder

ohne Stimmenmehrheit erwählten Volksausschusses, nicht eine Gewalt ohne Oberhaupt, d. i. durch keinen Vorsteher befestigt (denn das alles wird mit dem Namen Oligarchie bezeichnet). Sie ist vielmehr eine Gewalt, die aus den Angesehensten besteht, vom Volke selbst angeordnet, und von einem durch gemeinsame Wahl ernannten Oberhaupte geleitet. Zuerst werden nämlich entweder in Zunftversammlungen Vorsteher erwählt, welche Zunftmeister heißen, und durch diese der ganze Senat (wobey freylich die eine Stadt diese, die andere eine andere Einrichtung und Ordnung hat); oder der ganze Rath wird durch Volksversammlungen gewählt. Man sieht aber bey dieser Wahl auf die Einsichtsvollsten und Besten, so daß die Gewalt, welche die also Gewählten bilden, nicht mit Unrecht den Namen Aristokratie, Herrschaft der Besten und Angesehensten (Optimatum) führt. Dann werden Vorsteher vom zweyten Range gewählt, die nach ihrer Anzahl die Zweyhundert, Dreyhundert, Vierhundert heißen. Endlich erwählen entweder die Mitglieder beyder Räthe, oder das gesammte Volk den Geschäftsführer, unter dessen Leitung und Vortrag die Geschäfte behandelt werden, und der bald den Titel Consul, bald Dictator hat. In ihren Händen liegt die ganze Staatsverwaltung; und wer sollte nicht sehen, daß sie aufs Beste geordnet ist? Fürs Erste hat sie einen Geschäftsführer und Mund, der aber sich nichts herausnehmen kann, wegen der Macht und des Ansehens des Senats, denn dieser macht die Staatsgewalt aus. Demnach hat sie Kopf und Herz, den Rath und die Zweyhundert; so daß jedes Geschäft nicht bloß mit Weisheit, sondern auch mit Muth und Kraft geführt wird. Endlich besitzt sie das gemeine Volk, welches durch jedes Band des Verhältnisses an das Oberhaupt und die Regenten geknüpft ist. Denn aus ihm werden die Räthe genommen, und aus den Räthen das Oberhaupt.“

---

§. 4.

Die Aristokratie aber zeichnet sich eben vor jener durch größere Gewissenhaftigkeit, Unpartheylichkeit und Dauer aus.

„Diese Verfassung nun ist religiös, theils an und für sich, weil die Herrschergewalt etwas Hehres und Ehrwürdiges ist, theils derer wegen, die entweder regieren oder gehorchen. Denken wir uns einmal einen reichen Monarchen, und pfeilschnell werden jene Harpyen ihn umlagern, und ihn durch Schmeicheley verblenden, daß er sich einen Gott wähnt, während sie indessen seine Schätze so gierig unter sich theilen, daß er in kurzem sich aus seiner ehemaligen Fülle des Reichthums in ihre häßliche Magerkeit traurig umgewandelt sieht. Des Raubens und Stehlens ist kein Ende, bis Alles erschöpft ist. Dann fordern sie das Volk auf, diese seine Majestät! die sie federnackt ausgezogen haben, wieder zu kleiden. Nun kommen Auflagen, Abgaben, Erpressungen, drey andere Harpyen, die um so viel schlimmer sind, je kläglicher es ist, wenn um eines Einzigen willen Alle zu Grund gehen sollen; Harpyen, die nicht nur das Haupt, sondern den ganzen Leib entstellen, schänden, besudeln. Den beklagenswürdigen Fürsten, obwohl ihm sein Verfall vor Augen lag, hielt noch die Schaam zurück, sein Volk schonungslos zu schinden. Aber jene Harpyen machten sich dieses zu seinem noch größern Nachtheil zu Nutze, sie liehen ihm dar unter dem Schein von Dienstbeflissenheit. So sollte man glauben, wie sehr sie sich durch ihre Großmuth um den mit Armuth Ringenden verdient machen, während sie ihm nur sein Eigenthum wieder darliehen, das sie ihm heimlich geraubt hatten. Und haben sie den Elenden zu Erpressungen heruntergebracht, nun fällt alles was erpreßt wird, ihnen zu. Ihnen gibt er Alles, und ihnen ist er Alles schuldig. So wird der Fürst zum Sclaven, und das Volk wird Auswurf dieses Sclaven; und wie sehr sich dasselbe auch an-

strengt, seinem Oberhaupte zu helfen, alles wird, wie man zu sagen pflegt, in ein durchlöchertes Faß geschüttet.“

„Es möchte aber jemand einwenden: „Du stellst nur das Exempel eines einfältigen Fürsten auf; allein so geht es nicht zu, wann der Fürst weise ist.“ Antwort: Gerade das dient mir. Denn wie viele Fürsten sahen wir wohl, die einen solchen Grad von Weisheit und Festigkeit besaßen, daß solche Künste ihnen nichts angewinnen, oder doch sie nicht verderben konnten. „So rede doch wenigstens, wird man sagen, da es nichts Vollkommnes auf Erden gibt, von einem leidenlichen, der so viel Festigkeit besitzt, als uns Menschen einmal gegeben ist. Der wird sich dann nicht so kläglich zum Spielball der Schurken hingeben.“ Antwort: Hiervon dann am Schlusse! Hier ist es mir einzig darum zu thun, zu zeigen, daß die Monarchie vor der Aristokratie keinen Vorzug habe, und daß die Alten hierüber im Irrthum gewesen. Ich vergleiche also eine reiche und blühende Aristokratie mit einem mächtigen und glänzenden Monarchen. In jener, behauptete ich, herrsche mehr religiöse Gewissenhaftigkeit, als in der Monarchie. Denn man macht sich ein Gewissen, jener etwas zu entziehen, weil man es dem Ganzen entwendet: In der Monarchie hingegen wünscht man sich Glück dazu, ihr etwas entwendet zu haben, denn man hat es dem Tyrann entzogen. In der Monarchie fällt die Staatswirthschaft den Schlimmsten in die Hände, in der Aristokratie ist das Gemeine Wesen die Privatangelegenheit jedes Einzelnen. Dort weckt jede Vergrößerung Verdacht; hier glaubt man mit dem steigenden Flor des Staates auch die allgemeine Wohlfahrt im Zunehmen. Je reicher der Monarch wird, desto mehr erschöpft sich das Vermögen des Volkes. In der Aristokratie hebt sich der Privatwohlstand in dem Grade, in welchem der öffentliche zu einer erwünschten Stufe heransteigt. Und, um über diesen Punkt Alles zusammen zu fassen, gesetzt auch, ein Monarch wäre überaus reich, und dabey der liebevollste Fürsorger seines Volks, wiewohl sich dieß

eigentlich nicht denken läßt; aber setzen wir einmal ein solches Wunder von Regent, der sein Volk liebe und doch zugleich für sich als Monarch sorge, so fällt doch nach dem Tode desselben der ganze Reichthum in Privathände, und niemals wird er in einer Monarchie zu Staatsgut; in der Aristokratie hingegen wird das Staatsgut niemals Privatgut. — Weisheit endlich und Klugheit, diese höchsten Güter der Menschen, sind in einer Aristokratie weit häufiger und einheimischer als in einer Monarchie; denn Alle werden zu den geheimen Künsten des Regierens und Herrschens zugelassen, Allen liegt die Pflicht ob nachzudenken, zu urtheilen, zu berathen. Darum ist auch eine Aristokratie billiger und unpartheyischer. Denn so wie es des Fürsten erste Pflicht ist, von den Streitsachen seines Volkes gründliche Kenntniß sich zu verschaffen; so liegt eben dieses, nach dem Urtheil der Rechtsgelehrten, auch den Gliedern des Senats vor allem aus ob. Je größer nun die Zahl derer ist, welche alle vorfallenden Steithändel sorgfältig untersuchen, desto unpartheyischer und gerechter muß nothwendig das Urtheil ausfallen, desto erträglicher Umgang und Verkehr, desto allgemeiner die Kunst der Humanität werden. Denn, sey auch der Monarch fest, unpartheyisch und gutmüthig gesinnt, (Eigenschaften, die zu einem unbestochenen Richter gehören) so können doch die Künste der Schmeichler das Gemüth dieses Einen oft wider seine Absicht verleiten, von diesen Eigenschaften Mißbrauch zu machen. Da kann ihn Einer unter dem Scheine unpartheyischer Gerechtigkeit zur Grausamkeit hinreißen, wenn er ihm vorgibt, daß das, was nach Milde beurtheilt werden sollte, durchaus nach aller Strenge behandelt werden müsse. Ein Andrer wird Ueppigkeit und Ehrgeiz, diese verderblichsten Uebel, die jedem Reiche noch den Untergang bereitet haben, mittelst der Gutmüthigkeit, zu welcher er den Monarch sich hinneigen sieht, begünstigen. Ein Dritter wird dem Eigensinn des Fürsten, wenn er daraus Nutzen zu ziehen weiß, den Namen Festigkeit beylegen. Und ist dieß gelungen,

so wird der Fürst, der bisher ein Vater war, nun ein Tyrann. Eben darum kann die Aristokratie nicht in solchem Grade diesem Verderben unterworfen seyn, weil der Regierenden viele sind. Denn wenn auch der eine und andere irrt oder sich bestechen läßt, so bleiben immer noch solche übrig, die den geraden Weg standhaft verfolgen. Und eben hierin, in unpartheyischer Gerechtigkeit nämlich und religiöser Gewissenhaftigkeit, ist die Ursache zu suchen, warum Aristokratien stets sich länger erhielten als Monarchien."

§. 5.

Endlich geht eine verdorbene Aristokratie zuletzt immer in eine Monarchie über, so wie diese aus ihrem Verfall wieder zur Aristokratie zurückkehrt.

„Ich glaube nun hinlänglich bewiesen zu haben, daß nicht die Monarchie vor der Aristokratie, sondern im Gegentheil diese vor jener Vorzüge habe. Dieß that ich aber hauptsächlich, um die Bürger eines christlichen Freystaates zu erwecken, daß sie die ihnen von Gott verliehene Freyheit dankbar pflegen und behaupten. Es war dabey keineswegs auf Herabwürdigung derjenigen Monarchen und Könige abgesehen, deren Herz in der Hand des Herrn ist, und die sich der Kraft Gottes rühmen, und nicht ihres Reichthums und Heeresmacht, und die keinen andern Wunsch haben, als mit Frömmigkeit und Gewissenhaftigkeit über ein frommes und unsträfliches Volk zu regieren. Meine Absicht war nur, zu zeigen, daß die, welche der Monarchie vor der Aristokratie den Vorzug gegeben, nicht alle Gründe haben erwägen können. Denn auf eine verdorbene und in Oligarchie ausartende Aristokratie folgt Monarchie. Sobald nämlich die Angesehensten anfangen mehr auf Macht als auf Gerechtigkeit zu halten, so daß Gewalt und Leidenschaften alles regieren, so wird aus einer Aristokratie eine Oligarchie, d. h. aus der Regierung der Besten eine Gewalte-

herrschen. Ohne diese sind das was wir für Königreiche und Regierungen halten, doch nichts als Räubereyen und Gewaltthaten; wo sie hingegen aufblühen, da ist auch alles Gute in ihrem Gefolge.“

(No. 70. Zueignung. Vergl. No. 7. Bl. 19. 20.)

II.

Staat und Kirche.

§. 1.

Staat und Kirche bestehen, wie der Mensch, aus Geist und Körper; beyde müssen daher vom Geiste d. h. der Weisheit von oben geleitet werden.

„Wie der Mensch aus Fleisch und Geist, so besteht auch eine Kirche, ein Königreich, ein Freystaat aus Geist und Körper. Nun ist es beym Menschen unmöglich die Gelüste des Fleisches, die er mit den Thieren gemein hat, zu zähmen und zu regieren ohne die Herrschaft des Geistes: Eben so verhält es sich auch in einer Kirche, einem Königreiche, einem Freystaate. Da weit die Mehrzahl in derselben, wie das Fleisch, keinen andern Wunsch hat, als das thun zu dürfen, was ihr gelüstet; so ist Weisheit und Klugheit unumgänglich vonnöthen. Jene soll lehren, in wie weit man sinnliche Begierden befriedigen dürfe, diese soll dafür sorgen, daß alles nach Gesetz und Ordnung geschehe und also fortbestehe. Wie nämlich zahm gemachte Thiere wieder zu ihrem angebornen Charakter zurückkehren, wenn sie nicht unter unabläßiger Zucht gehalten werden, so hängt auch das Fleisch immer wieder seinen Begierden nach, wenn es nicht von der Weisheit als seiner Herrscherinn gezügelt und gezüchtigt, und von der Klugheit als seiner Lehr-

meisterinn gebildet wird. Wo sind sie aber zu finden und herbeyzuholen, diese heiligen hülfreichen Göttinnen? Aus Jupiters Haupte, woher, nach der nicht unfeinen Dichtung der Poeten, Minerva entsprang. Ja, vom Himmel müssen sie uns kommen; denn alles was von der Erde seinen Ursprung hat, ist weder Weisheit noch Klugheit, sondern Listigkeit und Vielgeschäftigkeit d. i. das Treiben des Eigennutzes und des Partheygeistes. Man entferne einmal die Scheu vor der Gottheit aus dem menschlichen Denken und Handeln, und man hat damit auch zugleich, wie in jener Fabel von der Circe, die Menschen in Thiere verwandelt. Denn die menschliche Weisheit sorgt nur für sich mit Hintansetzung des Nächsten, ja sie sucht ihr Glück auf das Verderben des Andern zu gründen. Die Güte und Freygebigkeit der Gottheit hingegen ist hülfreich gegen Alle, ohne etwas dafür zu verlangen, sie rückt ihre Wohlthaten nicht auf, schreibt sie nicht auf Rechnung; sondern hat ihre Freude am Wohlthun selbst. Da hiermit alles was die menschliche Weisheit thut, auf niedrigen Gewinn oder Betrug abgesehen; was hingegen von der göttlichen kommt, edel und großmüthig, erfreuend und zuverläßig ist, so ergibt sich's, wie mich dünkt, unzweifelhaft, die ächte Weisheit sey unter dem Monde unmöglich zu finden. Von der Gottheit muß sie gesucht und erhalten werden."

§. 2.

Die Organe, durch welche die göttliche Weisheit Staat und Kirche leitet, sind sowohl die Lehrer als die Regenten.

„Es hat aber die Gottheit hiefür ihre Diener und Vermittler. Freylich gibt es kein Gemüth, das nicht lauter Finsterniß wäre, wenn es nicht von dem Strahle der Gottheit erleuchtet würde; dennoch hat sie ihre Prometheus, welche dieses Licht zu den Menschen bringen und an sie austheilen, ich

herrschaft von Wenigen. Die Oligarchen aber, so wie sie alles mit Gewalt und stürmisch betreiben, so richten sie insgesammt ihre Wünsche auf das Königthum oder die Monarchie. Daher Ränke und Factionen, daher Männer, wie Pompejus und Cäsar, Sulla und Marius, Hanno und Hannibal, die sich und ihre Sache so weit aufs Spiel setzen, bis sie zu der Ueberzeugung kommen, der eine, wie elend es sey, über solche zu herrschen, die nicht beherrscht seyn wollen, der andere, daß es für die Mehrzahl ersprießlicher sey zu gehorchen als zu regieren. So entstehen dann eben am Ende Königreiche, wann Republiken dergestalt in Verfall gerathen sind, daß bey der Gewaltthätigkeit der Oligarchen keine Rückkehr zur allgemeinen Freyheit mehr möglich ist, und man sich Gewalt und Vorrecht von einem Einzigen wenigstens noch gefallen läßt, da es unerträglich ist, dasselbe von Vielen erdulden zu müssen. Und umgekehrt, wo Königreiche und Monarchien durch wilden Druck alle Geduld erschöpfen, da gehen Aristokratien aus ihnen hervor. Alles dieses spricht für meinen Satz, daß die Aristokratie vor der Monarchie den Vorzug habe, da man aus einer verdorbenen Aristokratie am Ende zum Königthum übergeht, gerade wie wenn ein Schiffbrüchiger sich auf einem Brette noch an eine fremde Küste rettet, und umgekehrt man am Ende wieder auf eine Aristokratie zurückkommt, nachdem man eine tyrannische Einzelherrschaft versucht hat; gerade wie Ulysses nach langer Irrfahrt wieder nach Ithaka zurückkehrte."

§. 6.

Es kann aber auch die Aristokratie einzig mittelst Religiosität und Gerechtigkeit erhalten werden.

„Da jedoch unter den Sterblichen nichts Festes, Dauerhaftes und Unveränderliches gefunden wird, und ich selbst es nicht in Abrede stellte, daß das hauptsächlichste Verderben ei-

ner Aristokratie die Oligarchie sey, so muß unstreitig auch noch gezeigt werden, durch welche Mittel die Aristokratie gegen das Uebel der Oligarchie zu schützen und zu verwahren sey. Und da gehe ich gerade auf die Quellen zurück, und bin der Meinung, daß Religion und unpartheyische Gerechtigkeit zur Erhaltung der Aristokratie, wie jeder andern Macht, unentbehrlich sey. Muß ja doch, wie jener Geschichtschreiber sagt, jede Sache durch eben die Mittel auch erhalten werden, durch welche sie erworben ward. Durch schlimme Künste aber wird keine Regierung gegründet; oder wenn sie's auch wird, so dauert sie nicht länger als das frühreife Obst, dessen man nicht achtet. Unstreitig also sind alle alten und wohl eingerichteten Staaten durch gute Mittel gegründet worden; gut aber kann nichts seyn, was irreligiös und ungerecht ist. Folglich müssen auch die, welche einer Republik oder einem Staate emporgeholfen haben, religiöse und gerechtigkeitliebende Männer gewesen seyn. Religion und unpartheyische Gerechtigkeit müssen wir also zu Rathe ziehen und zu Hülfe nehmen, wenn wir die von unsern Vätern ererbte Freyheit bewahren wollen. — Auf Religion und Gerechtigkeit gehe darum unsere allererste Sorge, da ohne sie kein Staat überhaupt, geschweige ein christlicher, bestehen kann. Welches sind aber die Vorsteher oder Priester, deren Leitung man sich hierbey sicher anvertrauen darf? Fürwahr nicht diejenigen, welche vom Kopf bis zum Fuße mit bunter und prachtvoller Kleidung auftreten, auf die Eingebungen des göttlichen Geistes nicht erst noch warten, sondern vorgeben sie schon empfangen zu haben: Wohl aber diejenigen, deren Mund und Zunge durch jene vom himmlischen Altar genommene Kohle berührt und geweiht worden. Diese nur werden im Stande seyn die wahre Verehrung Gottes und die schuldige Beobachtung der Gerechtigkeit gehörig zu lehren. Glücklich die Fürsten, Städte und Völker, bey welcher der Herr durch seine Knechte, die Propheten, ungehindert spricht! Denn so kann Religion zunehmen, Unschuld wiederkehren, Gerechtigkeit

meine, die Propheten und Regenten. Jene haben das Amt die himmlische Weisheit zu lehren, diese, das was den Anordnungen der Weisheit zuwider, d. i. Unrechtes und Thörichtes, geschehen, wieder gut zu machen. Denn da die Zahl derjenigen immer größer ist, welche aus Furcht vor der Schande, als derjenigen, die aus Liebe zur Tugend das Laster fliehen, so ist es nicht hinreichend, das Rechte und Gute nur gelehrt zu haben; es müssen daneben auch Obrigkeiten, nach Art der Lehrmeister, das was wider Recht und Pflicht ist gehandelt worden, verbessern. Nicht als ob der Prophet schon durch sein Lehren es dahin bringe, daß, was er lehrt, auch in den Gemüthern hafte; oder die Obrigkeit durch ihren Strafernst, daß niemand mehr sündige. Aber wenn sie mit Treue ihr von Gott empfangenes Amt verwalten, so wird der lehrende und leitende Geist ihre Treue dadurch segnen, daß er die erleuchtet und bessert, denen der Prophet predigt, die Obrigkeit drohet. Der Geist also ist's, der den Leib der Kirche von innen belebt und von außen regiert. Er ist die Weisheit, Licht, Klugheit, Kraft, mit Einem Worte, das Wesen, das alles weiß, vermag und freygebig mittheilt. Und wie ihm von Allem, was er schuf, nichts verborgen ist, so ist auch Alles ein Gegenstand seiner Fürsorge, so verschieden auch die Zwecke sind, zu welchen er seine Geschöpfe, das eine zu höhern, das andere zu niedrigern, bestimmt hat. Von ihm wird das Schwirren des Käfers eben so gut vernommen, als die Trompeten Cäsars. Darum ist es auch nicht möglich, daß es sich über die Unvollkommenheiten der menschlichen Schwachheit mit Verachtung oder Gleichgültigkeit hinwegsetze. Wir haben das Bedürfniß und die Begierde nach Speise und Trank: Nun sehet, das höchste Wesen überläßt uns seine ganze Schöpfung zum Gebrauche, um dieß Bedürfniß zu stillen! Nur sollen wir Maß halten, und nicht länger zu Fraß und Völlerey uns erniedrigen. Wir empfinden den Geschlechtstrieb; sehet, da ordnet es für uns ein Weib; nur sollen wir uns mit ihr begnü-

gen, und uns nicht allen Arten von Ausschweifung ergeben. Daß dieses Ziel und Maß im Thun und Genießen beobachtet werde, das ist es eben, was die Propheten mit Treue und gewissenhafter Sorgfalt lehren; sie erinnern uns, daß man sich durch Beobachtung dieses Maßes den Beyfall Gottes, durch Nichtachtung desselben dessen Zorn zuziehe. Da nun aber ein Theil aus Unwissenheit, ein andrer aus frechem Trotze von dem Pfade abweicht, den die himmlischen Boten und Ausleger des göttlichen Orakels bekannt machen, so bedarf es der Herkulesse und Theseus, daß sie mit ihrem kräftigen Arm solche Ungeheuer zernichten. Wenn ferner nicht die Propheten und Prophetenschüler, wenn nicht die Regenten, und die zu diesem Amte zu gelangen wünschen, vom Anhauche der Gottheit entflammt und begeistert werden, was wird dann anders geschehen, als: der Prophet wird absichtlich Kaltes zu Kaltem gießen d. i. das Göttliche mit Menschlichem verfälschen, wird mit seiner Lehre nur zu gefallen, nicht vom Bösen zurückzuhalten oder zu schrecken suchen; der Regent wird die Gesetze umgehen, die Staatsgüter als Eigenthum behandeln, die verwegensten Köpfe begünstigen, um die Vertheidiger der Freyheit zu morden und sich in der tyrannischen Gewalt zu befestnen? So bedarf es denn für jeglichen Körper, heiße er Kirche oder Monarchie oder Freystaat, jenes die Herrschaft führenden Geistes, welchen der König David zu seiner Befestigung zu erhalten wünschte. Durch seinen Antrieb wird der Prophet lehren, trösten, schrecken, der Regent alles Gute befördern, alles Böse ausrotten und die Gottesverachtung strafen."

§. 3.

Beyde aber müssen von eben demselben religiösen Geiste beseelt seyn.

„Wie nun? Besteht also nicht Kirche und Staat aus Geist und Körper, gerade wie der Mensch aus Leib und Seele

besteht? Wie nämlich die unzähligen Theilchen des menschlichen Leibes einzig durch die Seele unter sich verknüpft und erhalten werden; so ist es auch der Eine Geist, durch welchen eine Kirche, ein Volk zu Einer Gesinnung und dann auch in Einen, wenn gleich noch so großen Körper, vereinigt wird. Welches ist die Kraft, durch die eine Gesellschaft unter den Menschen entsteht? Es ist die Aehnlichkeit der Gesinnungen. Da aber treue Verbindungen und Freundschaften so selten sind, so ist offenbar, daß auch die Aehnlichkeit der Gesinnungen etwas seltenes ist. Dagegen fragen wir, ob wohl der Elephant, der unter den Landthieren, oder der Wallfisch, der unter den Seethieren das größte ist, mit sich selbst uneins und entzweyt sey, ob er seine Glieder gegen sich aufhetze, oder feindliche Gedanken gegen sich selbst habe? Nimmermehr. Wem ist dieß zuzuschreiben? Der Seele. Denn sie, das Eine Wesen, bringt in die ganze Gliedermasse, in jene ungewöhnliche, aus verschiedenen, ja entgegengesetzten Theilen zusammengefügte Maschine Eintracht, Harmonie, Zusammenstimmung. So kann ein Staat, ein Volk, wie groß und stark es sey, unmöglich einmüthig seyn, wenn es nicht von Einem Sinne, Einer Ueberzeugung und Ansicht geleitet wird. Sind doch Städte nichts anders als große Gesellschaften, wie auch Aristoteles sagt. Wie wird also aus so verschiedenen Köpfen jene allgemeine Zusammenstimmung hervorgehen, die für jeden Körper unentbehrlich ist, wenn nicht durch Einen Geist die Glieder in Thätigkeit gesetzt, ihnen nicht die gleichen Lehren vorgetragen, sie nicht von Staatswegen auf gleiche Weise besorgt, d. i. mit gleicher Treue von ihren Vorstehern beachtet werden? Kann aber dieser Geist wohl ein anderer seyn, als der, welcher, so wie er alles geschaffen hat, auch alles anordnet und leitet?"

„So ist es also ausgemacht, daß Friede und Eintracht in Kirche, Staat und Volk durch nichts sicherer erzielt wird, als durch das was die Propheten und die Regenten zu leisten

haben. Denn da ohne Religion alle Weisheit mangelhaft und alles Thun werthlos ist, so muß auf sie, die alle Gemüther in gleichem Grade beseelen soll, die erste Sorge gerichtet seyn. Und obschon weder der Prophet dem Regenten, noch dieser jenem, an Religion nachstehen darf; so hat doch der Prophet hierbey die erste Stelle, weil das Amt eines Lehrmeisters zuerst darin besteht, daß er lehre, und dann daß er verbessere, was nicht richtig ist verstanden oder zur Hand genommen worden. Eben so hat der Prophet alle und jede in der Religion zu unterweisen, als der dazu besonders bestellte Priester und Sprecher: Der Regent aber hat das zu thun, was nun weiter folgt, nämlich die zurechtzuweisen, welche das was ihnen getreulich ist kund gemacht worden, nicht ausüben, oder gar das Gegentheil vollbringen. Mit welchem Vorrath von Wissenschaft und Gelehrsamkeit, mit welcher Rüstung der Tugend und des Glaubens, mit welcher Waffe der Klugheit und Standhaftigkeit muß also der Prophet ausgestattet seyn, damit er, als Priester des höchsten Wesens, weder durch bäurische Ungeschliffenheit die einen zurückstoße, noch durch gezierte Höflichkeit den andern zum Eckel werde; daß nicht durch seine Rohheit und Unwissenheit die Wahrheit verdunkelt oder als abgeschmackt verachtet werde; daß er nicht schaamlos das begehe was er doch selbst verbietet, und seine Zuhörer ihm den schneidenden Vorwurf machen: „Arzt, heile dich selbst!" Daß nicht irgend eine Handlung von ihm zum Vorschein komme, die aus Selbstsucht und nicht aus Liebe zu Gott und dem Nächsten geschehen; (denn Gott, dessen Diener er ist, thut was er thut, nicht um seinet- sondern um unsertwillen) damit endlich nicht seine Standhaftigkeit ohne Klugheit, und seine Klugheit ohne Standhaftigkeit sey. Diese Eigenschaften sind nun nothwendiges aber nicht ausschließliches Erforderniß des Propheten: auch der Regent bedarf ihrer. Es ist aber in der Kirche und im Staate derselbe Fall, wie in einer Schlacht. In einer Schlacht müssen alle wacker und rüstig seyn; doch mehr als

alle der Feldherr und nach ihm die vordersten Anführer und Vorfechter. So ist in der Kirche der Prophet das erste Muster und Vorbild, nach welchem nicht bloß das gemeine Volk sondern auch die Vorgesetzten sich bilden sollen. Ist er nun religiös, gelehrt, milde, tapfer, klug und treu, wie sollte er nicht auch aus seinen Zuhörern solche Menschen machen? Ebenso wann der Regent fromm, untadelich, standhaft, klug ist, ein Freund dessen was gut und billig, ein Liebhaber des Rechts und der Gesetze, wo wäre dann noch ein Gebrechen, welches der Gesundheit und dem vollen Wohlseyn des ganzen Körpers, sey es Kirche oder Staat, im Wege stände? Umgekehrt aber, wann die Propheten anfangen auf eignen Vortheil bedacht zu seyn (woron Geiz, Eitelkeit und Rechthaberey die Folge ist), und dagegen ihre Schafe zu vernachläßigen (woraus Müßiggang, Zügellosigkeit und Gleichsnerey entspringt) da darf man sich nicht wundern, wenn nicht bloß die gemeine Heerde, sondern selbst ihre Führer dem Verderben zueilen. Um so wichtiger ist es, daß ein Prophet, mehr als irgend ein anderer, mit jenen göttlichen Gaben ausgerüstet sey, weil er Regenten und Volk zu Grunde richten kann. Denn wenn er sein Salz und seine Schärfe verliert, wird da nicht alles fade und faul werden? Wenn aber die Regenten mit ihrem ganzen Volke sich auf Irrwegen befinden, wie sollten nicht beyde auf der Stelle auf den rechten Weg zurückgeführt werden können selbst durch einen einzigen Propheten, wenn derselbe eine eherne Mauer, wenn er Licht und Salz ist?"

(N°. 71. Zueignung.)

§. 4.

Die Kirche bedarf der Mitwirkung des Staats zur Bezähmung frecher Sünder.

„In der Kirche ist die obrigkeitliche Gewalt eben so nöthig als das Lehramt, obwohl das letztere das wichtigere ist.

Denn wie der Mensch nothwendig aus Seele und Leib bestehen muß, obgleich der Leib der geringere und niedrigere Theil ist: ebenso kann die Kirche ohne die Obrigkeit nicht bestehen, wiewohl diese nur das Gröbere und auf den Geist keinen Bezug habende besorgt und leitet. Es gibt eine gedoppelte Ruthe. Mit der ersten schlägt die Kirche, ich meine, mit dem Kirchenbann oder der Ausschließung. Die Kirche stößt nämlich unverschämte Sünder aus, bis sie sich bessern. Matth. 18. 1 Cor. 5. Wenn diese Ruthe etwas ausrichtet, so ist die Sache gut, denn die Kirche begnügt sich mit Bekehrung und Besserung. Welche aber diese Ruthe verachten, und zum Verderben der ganzen Kirche in ihrer Lasterhaftigkeit fortfahren, gegen diese ist die andere schärfere Ruthe anzuwenden, nämlich das Schwert. Denn sie haben ein solches Gemüth, daß sie, wenn sie das Schwert nicht fürchteten, alle Laster zu begehen bereit wären. Solche müssen durch die weltliche Gewalt aus dem Wege geräumt werden, welche das Amt von Gott empfangen hat, die Bösen auf die Seite zu schaffen und die Guten zu schützen und zu schirmen. Denn es ist besser ein krankes und angestecktes Glied, welches durch kein Heilmittel wieder hergestellt werden kann, wegzuschneiden, als Gefahr zu laufen, daß der ganze Leib zu Grunde gehe. Da nun wirklich in der sichtbaren Kirche viele widerspenstige und feindlich gesinnte Glieder sind, welche keinen Glauben haben, folglich auch des Bannes nicht achten, wenn sie schon hundertmal von der Kirche ausgeschlossen werden, so hat sie der obrigkeitlichen Gewalt, sey es Fürst oder Senat, vonnöthen, damit diese die unverschämten Sünder zähme oder wegschaffe. Denn sie trägt das Schwert nicht umsonst. Da also in der Kirche Hirten und Aufseher sind, worunter, wie man bey Jeremias sehen kann, auch die Fürsten verstanden werden, so ist ausgemacht, daß die Kirche ohne Obrigkeit mangelhaft und unvollständig ist.“

(No. 7. Bl. 20 u. 19. Matth. 5, 29.)

§. 5.

Denn der Kirche selbst kommt keine weltliche Macht oder Gerichtsbarkeit zu.

„Ich finde, daß es nicht zweyerley Obrigkeit gebe, eine geistliche und eine weltliche, sondern nur Eine. Denn die Gewalt der Kirche, zufolge der sie den unverschämten Sünder von ihrer Gemeinschaft ausschließt, ist keine obrigkeitliche Gewalt, wie sie bisher die Bischöfe ausgeübt haben; denn sie kommt der ganzen Kirche zu, und nicht einigen wenigen, welche eigenmächtig die oberste Gewalt an sich gerissen haben. — Alles also, was der sogenannte geistliche Staat fürgibt, daß es ihm zugehöre, das Recht und den Schirm des Rechtes anlangend, das gehört den Weltlichen zu. Dieser Artikel ist fest gegründet in dem Wort Christi, Luk. 12. Als einer aus dem Volk zu ihm sprach: „Meister, rede mit meinem Bruder, daß er das Erb mit mir theile!" antwortete ihm Christus: „O Mensch, wer hat mich zu einem Richter oder Erbtheiler über euch gesetzt?" Wir wissen wohl, daß alles Gericht und Urtheil Christo gegeben ist vom Vater. Joh. 5. Dasselbe Gericht wird er aber erst zu den letzten Zeiten halten. Aber in dieser Zeit hat er das Gericht von sich gelegt. Siehe, der Herr aller Dinge will sich des Erbs nicht annehmen, sondern weiset den Streithandel für die Richter. Welches Wort und That stark genug ist, daß alle Päbste und Bischöfe sich keines Gerichtes nichts sollen annehmen, sondern allweg mit Christo sagen: „Wer hat mich zu einem Richter oder Erbtheiler über euch gesetzt?" Christus hat einen geringen Handel nicht wollen vertragen [entscheiden], damit wir nicht ein Ebenbild [Exempel] nehmen solches auch zu thun. Und die geistlichen Väter wollen alle blutigen Händel nicht verrichten [beylegen] sondern sie machen dieselben noch. Wer hat nicht gesehen zu unsern Zeiten, daß des langwährenden Krieges in Frankreich und Italien Ursache der Pabst gewesen

ist? Jetzt mag er den Kaiser nicht leiden, bald mag er den König nicht leiden, und bringt doch solches allweg zuwege unter dem Namen Christi und des Friedens. Kurz, das Gericht ist allen Pfaffen in dem Wort Christi eigentlich abgestrickt [abgesprochen], so doch die ganze Christenheit mit guten Gesetzen und Rechten versehen ist, also daß niemand rechtlos liegen darf, so es anders recht zugeht. So aber das schon nicht wäre, mögen sie sich dennoch nicht Richter machen, sondern ihr Amt ist lehren. Also sollten sie denn trefflich lehren, daß man verschaffe, daß billige Gerichtssitze gehalten werden, und sich selbst nicht für Richter aufwerfen. Denn Christus, der aller Anrufenden Noth gnädiglich erhört und Rath geschafft hat, hat diesen Anrufenden nicht wollen (seiner Bitte) gewähren, ohne Zweifel der Meinung, daß er den Richtern dieser Zeit in ihr Amt nicht hat wollen greifen. Noch viel weniger sollen es die thun, die seine Boten sind. Wollen sie aber überein [durchaus] weltlich herrschen, so lassen sie das Amt der Boten und Priester Gottes liegen, dann hat man sie für Obere oder Tyrannen oder Gutthäter, je nachdem sie regieren, aber beydes mögen sie nicht bestehen. Wäre es nicht besser, man erledigte die Aebte oder Bischöfe, die herrschen wollen, der Kutten und Klöster und Bisthümer, und liesse sie herrschen, und brauchte man das zeitliche Gut recht, das sie mißbrauchen, und setzte man an der Bischöfe Statt Wächter, nicht Wölfe; und machte man fürderhin keine Aebte mehr, als daß man sie also muthwillen läßt mit Verärgerniß aller Menschen?“

„Daß den Geistlichen Schirm Rechtes (Jurisdiktion) nicht zustehe, soll nicht verstanden werden, daß sie mit der Lehr nicht sollen dem Rechten Beystand thun, sondern daß sie mit gewaltiger Hand ihnen gar nicht fürnehmen sollen, die Gerichte und Rechtssitze zu beschirmen, wie die Bischöfe zu diesen Zeiten thun, die ihr Recht mit gewaltiger Hand, ihre Leiber mit so viel Kriegsknechten und Fechtern beschirmen, es hätte ihrer ein König oder Kaiser ge=

nug. Und hat aber Christus Petrum geheißen sein Schwert einstecken, denn welche mit dem Schwerte föchten, die kämen mit dem Schwert um. Hätte Christus seine Lehr und sich selbst wollen beschirmt haben, so hätte er wohl einen andern Heerzeug können zusammenbringen, als nur die armen Fischer. Er spricht aber: „Steck ein!“ Ist nun der Pabst ein nachkommender Statthalter Petri, warum hört er nicht, daß Christus zu ihm spricht: „Steck ein!“ Denn hat er es zu Petro gesprochen, so soll er sich dessen ohne Zweifel auch annehmen, so er ein Statthalter und Nachfolger Petri seyn will. Jetzt will er wider den Türken fechten, damit sein Gesind zu Rom nicht umkomme. Hör', o Pabst, Christum: „Steck ein!“ Es werden die weltlichen Fürsten ihr Land wohl zu beschirmen unterstehen; und gehe, predige du das Reich Gottes! Gehe hin und wende die sündlichen Sodomen zur Reue, nicht mit Büchsen (Kanonen) und Kriegsknechten, nicht mit dem Hin- und Herreiten der sogenannten Bischöfe, sondern mit dem Wort Gottes, und predige und schreye wie Jonas, wie Johannes, wie Christus: „Bessert Euch!“ und nimm kein anderes Schwert in die Hand als das Schwert des Geistes d. i. das Wort Gottes und andere Waffen die Paulus Ephes. 6. schmidet. Es können auch die Päbstler nicht einreden aus der Meinung Pauli, 1 Cor. 6. da er will, daß die Christen ihre Händel unter einander vertragen [schlichten] und nicht vor ungläubige Richter ziehen. Das aber die Päbstler dahin dringen, sie sollen unter den Christenmenschen urtheilen und alle Zweyung mit ihren Rechten entscheiden. Und redet aber Paulus daselbst gar nichts, was auf die Pfaffheit dienen möchte, denn er spricht solcher Meinung: „Ehe ihr um Händel dieser Zeit vor Richter, die noch ungläubig sind, kehret, eher sollet ihr die Allergeringsten und Einfältigsten unter euch ausziehen [auswählen] die euch entscheiden.“ So aber jetzt alle die Fürsten, unter denen die Christen leben, auch Christen sind, so sollen auch alle Christen das Recht von ihnen nehmen.

Summa, alle Regiment werden desto friedsamer, so sie keinen Capiteln oder Conventen zu richten gar nichts gestatten, sondern alle Gerichtshändel vor sich ziehen, und den Capiteln auch Conventen nichts erlauben besonders [absönderlich] zu handeln, es sey denn daß sie zu lernen zusammen kommen und zu hören. Denn so viele ich ihrer all meine Tage je gesehen habe, so sind sie allweg dem offnen Regiment widerwärtig, das aber wider Gott ist."

(N°. 3. S. 385. N°. 1. Art. 36. S. 360—364. u. 356.)

§. 6.

Sie darf auch auf keine Immunitäten im Staate Anspruch machen.

„Christus hat den Juden, als sie ihn mit Auffatz gefraget hatten, ob man dem Kaiser den Schatzpfennig schuldig sey zu geben? geantwortet, Matth. 22. „Gebet dem Kaiser was ihr ihm schuldig seyd, und gebet Gott, was ihr Gott schuldig seyd!" Aus diesem Wort Christi hören wir, daß, sind wir der Obrigkeit Gehorsam schuldig, so sollen wir den leisten; sind wir ihr Steuer oder Schoß schuldig, sollen wir die leisten, deßgleichen Zölle, Geleit ꝛc. Es hat auch Christus mit der That die weltliche Gewalt befestnet, daß er den Pfennig, den der Kaiser zu einem Schatz hat aufgelegt, gegeben hat, Matth. 17. Wiewohl er ein Herr und König über alle Herren war, hat er dennoch uns zu einem Beyspiel, daß wir alle gemeine Bürde einander hülfen tragen, auch dem Kaiser den Schatzpfennig gegeben. Welches Beyspiel die Geistlichen nicht lernen wollen. Sie helfen dem gemeinen Volk nicht Steuer und Bräuche geben, nicht gemeinen Nutzen erhalten, sie sprechen, sie seyen frey. Welches ich wohl nachlassen mag, so man sie von der Obrigkeit her frey gemacht hat, ohne Schaden der Gemeinde, die nicht gefreyt ist. So aber sie den Armen ihre Güter mit ihren Reichtagen abdrucken, und

wollen nichts desto minder die Obern die ganze Summe der Steuern und Schoßen von den Armen haben, das ist selbst in der Hölle nicht recht. Es ist auch eine große Tyranney, daß sie von etlichen Päbsten oder Kaisern oder Königen vor vielen Jahren sind ausgenommen und gefreyt worden, daß sie das in die Ewigkeit zu brauchen unterstehen. Denn wer hat dem vor hundert Jahren Gewalt gegeben die jetzige Welt zu bezwingen? Kurz, nach der Lehr Christi ist niemand ausgenommen, daß er das gemeine Joch der Obrigkeit nicht solle tragen mit gemeinen Gläubigen. Freyet aber die Obrigkeit einen oder den andern, so soll das ohne Nachtheil beschehen der Gemeinde. Wiewohl ein jeder wohl ermessen mag, was solch Freyen in die Länge bringt."

„Daß wir noch stärker bewähren, daß alle Menschen der weltlichen Obrigkeit schuldig seyen gehorsam zu seyn, so spricht Petrus 1 Cap. 2. „Darum seyd gehorsam allem menschlichen Geschöpf um des Herrn willen, es sey dem König, als dem Treffenlichsten, oder seinen Amt- oder Hauptleuten, als denen die von ihm gesendet sind zu einer Rache oder Strafe der Uebelthäter; dagegen auch zu einem Ruhm oder Schirm derer die recht thun. Denn also ist der Wille Gottes, daß wir mit Rechtthun oder mit guter That der unverständigen Menschen Unwissenheit verstopfen. Wir sind wohl frey, doch lasset uns die Freyheit nicht zu einem Deckmantel der Bosheit machen, sondern uns halten, wie Knechten Gottes ziemt. Entbietet allen Menschen Ehr, habet einander lieb als die Brüder, fürchtet Gott, ehret den König oder Obern ꝛc." Diese Worte Petri sind hell und begreifen alle Menschen, sie seyen wer sie wollen. Und so die Meerwunder (also nenne ich einen der geistlich seyn will, aber weltlich herrschet) sprechen: „Aus dem Wort lernt man, daß man auch uns gehorsam seyn soll; denn es steht: allem menschlichen Geschöpfe." Antwort: Das erste Wort Petri lehrt, daß wir uns nicht weigern sollen allen Menschen gehorsam zu seyn d. i. ihrer zu seyn mit brüderli-

cher Dienstbarkeit. Unter denen bist aber du, o Priester! auch begriffen, und sollst zu allervorderst gehen, dich nicht aufwerfen, daß alle Menschen dir dienen sollen; sondern, bist du ein Christenmann und ein christlicher Lehrer, so sollst du mit dem Werk vorangehen und Andern gehorsam seyn, und dich nicht über Andere erheben, oder aber laß den Namen des Amtmanns Christi liegen."

„Kurz, der Satz steht steif, daß alle Priester und Kutten der weltlichen Obrigkeit nach göttlichen Rechten schuldig sind gehorsam zu seyn. Und hat sie einer gefreyt, so mag sie der Nachkommende wiederum entfreyen. Denn wie keiner, der todt ist, jemand schirmen mag, also mag er auch niemand freyen weiter denn bis an seinen Tod. Denn Freyheit hat ihren Grund in der Kraft des Schirmenden; also, schirmt einer nicht, so freyt er auch nicht. Man sieht auch den Muthwillen der Geistlichen in den Worten Petri, daß sie nicht allein die christliche, sondern auch die menschliche Freyheit zu einem Deckmantel der Bosheit gemacht haben. Denn was großen Muthwillen die Freyheit der Pfaffen (Immunitas) geboren habe, kann ein jeder ermessen. Laß dich nicht bekümmern, christlicher Priester, daß man dir die Immunität, Freyheit, abstrickt; halte dich mit allen Christen als Brüdern, so werden sie dich hinwiederum brüderlich halten! Du wirst erst recht sehen, was ein Prediger des Evangelii ist, so du als die Schafe mitten unter die Wölfe gesendet wirst. Sonst bist du allweg ein Wehrwolf unter den Schafen gewesen, den niemand fangen konnte, und der doch zu schaden nicht unterließ."

(No. 1. Art. 35. S. 357—360. Art. 37. S. 371—373.)

§. 7.

Nur das Pabstthum, nicht das Christenthum streitet mit dem Interesse des Staats.

„Das Pabstthum ist von je Welten her allen Deutschen zu schwer gewesen; und hätten sie das Licht des göttlichen

Wortes gehabt wie es jetzt öffentlich und fest scheint, so wären sie keiner Sache nie froher gewesen als daß sie sich vor Rom hätten mögen erwehren. Sehet ihr nicht, daß alle Pfaffen, sie seyen in oder ohne Kutten, von oben herab bis auf den kleinsten, in das Pabstthum geschworen sind? Wer hat aber solches je in seinem Reich gelitten, daß die Seinen einem so fremden Fernen schwüren zu Nachtheil seines Reiches? Denn durch solch Schwören sind die zeitlichen Güter zu großen Haufen gen Rom geführt. Denn was der Pabst geboten oder verboten, hat er darum gethan, daß er Geld damit erjagte. Ich will der Cardinäle und Bischöfe geschweigen, wie viel Gut durch die gen Rom komme mit Infuln, Mänteln lösen, mit Annaten rc. — Diese und noch unzählbare Stücke als Opfern, Gebetbezahlen, Kirchen bauen, Götzen zieren, Pfrundlehen, Jahrzeiten rc. hat der Pabst alle mit seinen Geschwornen, den Pfaffen, erobert in der Christenheit, voraus in deutschem Land, und haben diese Dinge alle mit dem Banne erobert, den sie wider Gottes Ordnung mißbraucht haben. Denn welche Fürsten, Städte oder Länder haben dem Bann mögen entweichen? wer hat auch ihn nicht gefürchtet? — Darum sollen wir Gott bitten, daß er das Gemüth der Fürsten erleuchte, daß sie Gott und sich selbst erkennen, damit wir diesen antichristischen Staat des Pabstes in Ruhe und Frieden verlassen mögen. Denn es bedarf hier keiner weitern Mühe, als daß wir den Pabst verlassen. Denn wenn wir alle ihn verlassen, oder — daß ich noch geringeres sage, wenn wir nur unsere Seckel dergestalt vor ihm verbergen, daß er nicht mehr darüber kommen kann, so ist es schon um ihn geschehen."

(No. 40. S. 65. 67. No. 3. S. 402.)

„So aber die Päbstler empfinden, daß ihre Pracht und Gewalt brechen muß, nachdem die Schrift so hell in die Welt kommt und wider sie ist, so wollen sie sich anhenken und schreyen zu dem weltlichen Gewalt: „Lasset ihr uns unterdrücken, so geschieht euch hernach auch also!" Gleich als ob man

sie mit Gewalt unterdrucke, und nicht die Schrift sie überwinde, welche aber wiederum den weltlichen Gewalt festnet und ihm heißt gehorsam seyn. Darum alle Obrigkeit sich nicht fürchten soll, daß die Lehr Christi ihnen möge schädlich seyn; sondern sie wird sehen und empfinden, daß ihr Reich und Obrigkeit [Oberherrschaft] keinen Weg besser, ruhiger, friedsamer, ja reicher seyn mag, denn so ohn Unterlaß das Wort Gottes steif und klar geprediget wird; sofern sie nicht Tyrannen sind. Denn dieselben mögen nicht erleiden, daß ein Volk fromm und gottesfürchtig sey, sondern der böseste und frefenste ist ihnen der allerbeste, und, wie Euripides spricht, der ist ihnen böse, der nichts Böses thut."

„Die Lehre Christi trägt zur Ruhe des Staates ungemein viel bey, wofern sie nur rein und unverfälscht vorgetragen wird. Als aber einige Gleichsner anfingen, sich mehr mit der Kiste als mit Christus zu beschäftigen, so brachte dieß den Staaten den allergrößten Nachtheil. Oder wie könnte doch das zu Frieden und Ruhe dienen, wo die Geistlichen folgende Sprache führen: „Wir sind Priester, ihr seyd Unheilige und Layen; wir die Gelehrten, ihr unwissende Tröpfe; wir haben die Schlüssel, ihr die leeren Beutel. Wir können im Müßiggange leben, ihr müßt euer Brod im Schweiß euers Angesichts essen. Euch ist Hurerey und Ehebruch verboten, wir können uns ungestraft allen Ausschweifungen überlassen. Ihr zahlet Steuern und Abgaben, wir thun uns in unsrer Muße mit euern Opfern gütlich. Ihr müsset Nachtwachen halten, wir schlafen unbekümmert bis tief in den Tag hinein. Ihr habet den Feind von den Mauern abzutreiben, uns verbietet die Religion einen Bürger aus der Gefahr zu retten." Aber das Christenthum, das wir lehren, paßt zu jedem Staate; da gehorcht man den Gesetzen und den Obern des Volks, da entrichtet man Steuer, Zoll, Abgabe, wem man dieß schuldig ist; da sagt keiner von einer Habe, daß sie sein sey, sondern alles wird für Gemeingut erklärt; da wünscht jeder den

Andern im Wohlthun zu übertreffen, durch Sanftmuth ihn zu gewinnen, die Beschwerden mit ihm zu theilen, seine Armuth zu erleichtern, denn er ehret Alle als Brüder, verabscheut die Gottesverachtung, liebt die Frömmigkeit und sucht sie bey jedermann zu mehren. Dannenher gewiß ist, daß die nichts als Tyrannen sind, die das Evangelium Christi nicht wollen unter ihrem Volk lassen predigen. Sie fürchten, man werde sehend; das mögen sie nicht erleiden, denn sie sind so große Geizige, böse Schälke, daß sie fürchten, es werde ein jeder Bauer so witzig, daß er sich auf ihre Schalkheit, Unbill und Frefel verstehe, und herrschen lieber unter den Blinden als unter den Sehenden. Und fügt [dient] aber keine Lehr unter allen, die je auf Erden gekommen sind, einem guten friedsamen Regiment besser, denn die Lehre Christi; dadurch wird der Obere weise und geistlich, kann alle Dinge ermessen, der Unterthan wird des Guten und Friedsamen begierig, und was man ihm mit Gebieten nicht mag angewinnen, das thut er aus Liebe gern und eifrig."
(No. 1. Art. 35. S. 357. No. 46. S. 59. No. 1. Art. 39. S. 385.)

§. 8.

Vielmehr ist gerade der christlichste Staat der festeste und glücklichste.

„Worin sollte wohl der Staat von der Kirche unterschieden seyn? (Ich rede nämlich nur von den äußern Gewohnheiten und gemeinsamem Verkehr des Lebens. Denn was die innere Gesinnung anbetrifft, so weiß ich wohl, daß nur diejenige eine Kirche Christi ist, die in Christum vertraut; da hingegen der Staat sich damit begnügen kann, wenn man sich als einen getreuen Bürger beweist, auch wenn man nicht an Christum glaubt). Der Staat fordert, daß man auf den gemeinen Nutzen sehe und nicht auf den eigenen, daß man alle Gefahren, selbst des Gutes und Lebens, wo es nöthig wäre,

mit einander theile, daß keiner sich über den andern erhebe, keiner Partheyen errege. Und nun lasset uns sehen, was die Kirche Christi fordere! Paulus lehret an mehr als Einem Orte, daß die Liebe nicht auf das ihrige sehe, sondern auf das was des Andern ist. Er heißt weinen mit den Weinenden, und mit den Fröhlichen fröhlich seyn. Es fordert freylich der Gläubige von dem Andern nicht, daß er seine Hab und Gut mit ihm theile; aber der Gläubige hält all sein Vermögen dergestalt in Bereitschaft, daß er zu Hülfe kommen will, wo es immer die Noth erfordert. — Ich will hier nicht den faulen Fleck der Unruhstifter berühren wie er's verdiente, nämlich ihr Vorgeben, daß alle Dinge gemein seyn sollen: Welches ich meiner Armuth halben gar wohl leiden möchte; aber Gott würde es nicht leiden, daß man jemanden das Seine raubte. Denn Petrus sprach also zu Ananias: „Stand es nicht bey dir, dein Gut eben sowohl zu behalten als zu verkaufen? Und da du es verkauft hattest, stand es nicht abermals bey dir, was du mit dem Erlös machen wollest?" „So du willst vollkommen seyn, spricht Christus, so gehe hin und verkauf alles was du hast, und gib es den Armen." „So du willst," spricht er. Er nahm dem reichen Jüngling das Seine nicht mit Gewalt, und hieß auch die Armen nicht es ihm rauben. Es lehrt auch Petrus 1 Cap. 4. daß jeder die Gabe, die er empfangen habe, zum gemeinen Besten anwende; und Paulus will, daß wir nicht nach hohen Dingen trachten sollen. Ja, Christus selbst thut den drohenden Ausspruch: wer sich selbst erhöhe, der werde erniedrigt werden. Endlich sind allen Aposteln Partheyungen und Factionen so sehr zuwider, daß keiner aus ihnen ist, der dieselben nicht höchlich verabscheue. Was hätte also wohl das Leben in der christlichen Kirche, so weit es das Sichtbare betrifft, von dem Leben im Staate Verschiedenes? Nicht das geringste. Denn beyde fordern dasselbe. Aber was den innern Menschen betrifft, da ist ein unermeßlicher Unterschied. Der Bürger wird durch die Gesetze gezwun-

gen, sich als ein solcher gegen seine Mitbürger zu betragen. Wozu wir aber gezwungen werden, das thun wir nur zum Schein und nicht getreulich. Daher geschieht es, daß man die Gelegenheit nicht unterläßt, wo man insgeheim, dem Gesetze zuwider, seinen eigenen Vortheil befördern kann. Ganz anders geht es zu in der christlichen Kirche. Denn wer den Geist Christi hat, der ist sein; wer aber Christi ist, der thut alles nach dessen Sinn und Willen. Christus aber hat uns also geliebet, daß er sich selbst für uns aufopferte. Haben wir nun seinen Geist, so werden wir eben dasselbe thun, wir werden also alle Menschen lieben wie uns selbst, und lieben wir sie, so werden wir auch nichts unterlassen was zum Heil des Nächsten gereicht. Sobald also Liebe den Bürger beseelt, so wird aller betrügerische Eigennutz wegfallen. So nun der Geist Christi gerade das hat, was der Staat am meisten bedarf, so kann dem Staate nichts erwünschteres und glücklicheres zu Theil werden als Liebe; und da das Evangelium diese mitbringt, so ist offenbar, daß der Staat erst dann fest und unverletzlich wird, wenn zu guten Gesetzen noch gute Gemüther sich gesellen. Denn was hilft gute Gesetze haben, und aber dabey nicht ein Gemüth haben, dem das gute Gesetz gefalle? Da hilft kein Gebieten, wo das Gemüth nicht wohl will. Wie mag aber das Gemüth, das von Natur böse ist, Gutes wollen, es werde denn durch Gott dazu gezogen? Wie kann es aber gezogen werden, von dem es nichts weiß? Also folgt, daß guten Gesetzen allermeist dann gefolgt und nachgelebt wird, wo man am allerhellesten das Wort Gottes lehrt. Denn da erkennt man am allerbesten Gottes Willen, da ist man am allereifrigsten denselben zu thun, denn man thut ihn aus Liebe. Kein Staat wird also glücklicher seyn als der, in dem die wahre Religion ihren Wohnsitz hat.“

(No. 3. S. 369—371. No. 1. Art. 39. S. 384.)

---

§. 9.

Die Kirche hat das Recht, nöthigen Falls, sich selbst auch ohne Rücksicht auf den Pabst zu reformiren.

„Es behaupten Einige, es sey der Kirche nicht erlaubt [ohne Einwilligung des Pabstes] eine neue Form, z. B. der Abendmahlshandlung, einzuführen, auch wenn hierin bisher etwas Irrthum Statt gehabt haben möchte. Denn sich erdreisten dieses zu thun, sey eben so viel als wenn jemand in einem Königreiche oder Freystaat sich über die allgemeinen Satzungen hinwegsetze, und sich selbst besondere Gesetze gebe, und damit auch die Uebrigen zu Aufruhr und Hochverrath verleite. Man könne nämlich die Irrthümer eine Zeitlang dulden, wie auch das Beyspiel der Apostel zeige, bis ein allgemeines Concilium etwas anderes beschließe. Antwort: Wer so redet, der bedenke, daß sich dieß Gleichniß von den Gesetzen weltlicher Staaten auf die göttlichen Gesetze, auf die Freyheit der Wahrheit und des Glaubens und auf das Recht der Kirche gar nicht anwenden läßt. Denn was die menschlichen Gesetze gebieten, das hat nur äußere Einrichtungen und Ordnung zum Zwecke; was aber Gottes Gesetz vorschreibt, das bindet das Gewissen dergestalt, daß es, sobald es einmal den göttlichen Willen erkannt hat, sich selbst verdammt, wo es demselben nicht beystimmt und gehorcht. Und je mehr das Gewissen findet, daß hier wider den heiligen Geist gesündigt werde, desto weniger kann es sich zufrieden geben, und die Schmach des Schöpfers ertragen. Da wir mittelst des heiligen Geistes nun erlernt haben, daß es nur Ein Opfer gibt, und daß dasselbe vom Sohn Gottes allein dargebracht worden, so haben wir dieß den vordersten Häuptern der Kirche angezeigt, damit sie die eingerissenen Irrthümer verbessern. Da aber diese gegen die Wahrheit immer heftiger streiten oder vielmehr wüthen, so durften wir uns durch das widerrechtlich erworbene Ansehen des Pabstes nicht abhalten lassen, für uns selbst die Wahr=

heit zu schirmen und die Schmach des Sohnes Gottes zu tilgen. Oder was in aller Welt sollte uns verpflichten eines Kirchenoberhauptes zu achten, welches keine Scheu vor dem hat, wodurch die Kirche ist und besteht? Es besteht nämlich die Kirche durch den Glauben an Gott nach seinem Worte. So nun der Pabst dem Worte Gottes nicht glaubt, wie kann er denn die Kirche regieren? Ferner, kann wohl der Glaube es auf das Belieben der Menschen ankommen lassen, ob er sich mehren soll oder nicht? Wenn Christus spricht: „Alles was ihr wollet, daß euch die Leute thun sollen, das thut auch ihr ihnen!“ dürfen wir die Anerkennung und Befolgung dieses Gesetzes so lange verschieben, bis die Kirchenvorsteher darüber entscheiden? Und doch bezieht sich dieß Gesetz nur auf die menschlichen Verhältnisse: aber den Sohn Gottes aufopfern, ist eine Schmach Gottes selbst. Endlich hat die Kirche das Recht, nach der Eingebung des göttlichen Geistes zu glauben und zu leben, gemäß dem Worte Pauli: „Löschet den Geist nicht aus!“ Wer hat z. B. nicht sogleich den Ablaßkram verworfen, sobald er einsah, daß er eine lügenhafte Erdichtung sey? Der Glaube wartet nicht erst auf das Urtheil eines Andern, er steht auf seinem eigenen. Sieht er nun so schwere Schmähungen gegen den Sohn Gottes geschehen, so ist er dergestalt, davon überzeugt, daß dieselben nicht zu dulden, sondern entweder abzuthun oder zu fliehen seyen, daß er die Sache so schnell als möglich angreift. Auf diese Weise ist bey uns die päbstliche Messe abgethan worden.“

(No. 7. Bl. 41. 42.)

§. 10.

Sie mag aber zur Erzielung von Ruhe und Ordnung die Aenderung äußerer Gebräuche der weltlichen Macht übertragen.

„Hier will ich anzeigen, wie wir uns des Rathes der Zweyhundert [in Zürich] bedienen, weil uns einige verläum-

den, daß wir das, was eigentlich der ganzen Kirche zukommen müsse, welche bey uns aus ungefähr 7000 Seelen bestehe, durch 200 ausüben lassen. Die Sache verhält sich nämlich so: Wir die Prediger des göttlichen Wortes in Zürich haben schon vorlängst dem Rath der Zweyhundert unverholen angezeigt, einerseits, daß wir die Ausübung dessen, worüber die ganze Kirche zu entscheiden hat, ihnen nur unter der Bedingung überlassen, daß sie bey ihren Berathungen und Beschlüssen sich an das Wort Gottes halten; und anderseits, daß sie nur in sofern im Namen der Kirche handeln, als die Kirche selbst bis jetzt ihre Beschlüsse und Verordnungen stillschweigend und geneigt angenommen habe. Wir haben auch diese unsere Meinung der gesammten Kirche kund gethan, und zugleich angezeigt, daß es bey diesen Zeiten, wo einige von den tollsten Affekten, die sie für einen Geist ausgeben möchten, getrieben werden, nicht rathsam sey die ganze Menge über gewisse Dinge entscheiden zu lassen. Nicht als ob wir besorgten, daß Gott seiner Kirche nicht beystehen und sie regieren werde; sondern weil man bey diesen ersten Anfängen der Kirche allen Anlaß zu Zank vermeiden müsse. Darum riethen wir dem Volke, daß es den Entscheid über äußerliche Dinge und Gebräuche dem Rath der Zweyhundert überlasse unter der Bedingung, daß alles nach der Regel des göttlichen Wortes eingerichtet werde, und versprachen dabey, es sogleich anzuzeigen und unsere Stimme dagegen zu erheben, sobald sie in irgend einem Stücke das Ansehen des göttlichen Wortes nicht anerkennen würden. Deß ist die Kirche wohl zufrieden bis auf diesen Tag, wiewohl sie darüber keine öffentliche Kundmachung hat ergehen lassen; sondern sie beweist ihre Zustimmung dadurch, daß sie sich bis jetzt dankbar und ruhig beträgt; wodurch klar genug wird, daß sie es sehr übel nehmen würde, wenn jemand durch Spitzfindigkeiten den Fortgang des Evangelii aufzuhalten unterstände. Sie weiß auch wohl, daß wir in diesen Dingen zu Christi und unsrer eignen Ehre also zu

Werke gehen müssen, daß dadurch die christliche Eintracht nicht gestört werde. Was also für Aenderungen in den Gebräuchen auf die Bahn kommen, das wird an den Rath der Zweyhundert gebracht. Und dafür haben wir Beyspiele in der Schrift. Denn Antiochia sandte nur den Paulus und Barnabas nach Jerusalem, und faßte auch selbst keinen Beschluß, wozu sie doch das Recht gehabt hätte, um nämlich heftigen Zank auszuweichen, der um so ärger wird, je größer die Menge ist. Daß aber die Zweyhundert in solchen Dingen im Namen der Kirche und nicht in ihrem eigenen handeln, zeigt sich daraus, weil sie das was bey uns in Ansehung der Bilder, der Haltung des Abendmahls u. s. w. verfügt wird, den übrigen Kirchgemeinden in den Städten und auf dem Lande frey lassen, weil bey diesen, da sie nicht so volkreich sind, weniger das Feuer der Zwietracht zu fürchten ist. Diese Maßregel hat so guten Erfolg, daß man wohl sieht, sie sey dem Willen Gottes gemäß. Wir hatten also bis jetzt die Gewohnheit, vor allen Dingen das gemeine Volk der Christen über das, worüber der Rath jedesmal eintreten und entscheiden sollte, gründlich zu belehren. So kam es, daß das was die Zweyhundert mit den Dienern des Wortes anordneten, schon vorhin in den Herzen der Gläubigen geordnet war. Endlich kehrten wir dann vor den Rath der Zweyhundert mit dem Ansuchen, daß sie im Namen der ganzen Kirche das Erforderliche zu thun befehlen möchten, damit alles zu rechter Zeit und mit Anstand geschehe. Auf diese Weise ist Streit und Zank von der Kirche abgehalten worden, weil von der allzugroßen Volkszahl und der Kühnheit der Affekten allzuviel zu besorgen war, und hingegen dahin verwiesen, wo man ihn ohne Schaden anhören und stillen konnte. Denn die Ohren der Tribunale und Gerichte sind längst an die Streitigkeiten und Zänkereyen gewöhnt. So bedienen wir uns in Zürich des Rathes der Zweyhundert, welches die oberste Gewalt ist, anstatt der Kirche."

(No. 27. S. 21—26.)

§. 11.

Diese hat auch die Befugniß, mit Zustimmung der Gemeinde, in solchen äußerlichen Dingen die nöthigen Beschlüsse zu fassen. (jus circa sacra)

„Es behaupten aber Einige, die Obrigkeit dürfe nicht Dinge befehlen, welche die noch schwachen Gewissen verletzen, sie müsse vielmehr einen jeden völlig nach seinem Sinne handeln lassen; denn das Reich Christi sey kein äußerliches. Antwort: Wenn eine christliche Obrigkeit in den äußerlichen Dingen, welche die Religion angehen, nichts gebieten oder verbieten darf, so dürfen noch viel weniger die Apostel und Gemeinden etwas gebieten oder verbieten, da ihnen das Herrschen gänzlich untersagt ist. Da nun im Gegentheil die Apostel mit der Kirche oder Gemeinde theils die Beschneidung aufhoben, theils wegen des Erstickten und des Blutes ein Gesetz gaben: Dinge, die doch ganz vorzüglich der Regierungsgewalt zuzukommen scheinen, so hat noch vielmehr die Obrigkeit, welche eben dazu mit höherer Gewalt bekleidet ist, daß sie die äußerlichen Dinge gehörig verbessere und in Schranken halte, die Befugniß, wofern sie eine christliche Obrigkeit ist, über jene äußerlichen Dinge, die entweder beyzubehalten oder abzuthun sind, mit Zustimmung der Gemeinde (denn es ist gar nicht meine Meinung, daß irgendwas ohne diese Zustimmung geschehen soll) zu entscheiden./ Wenn aber jene Klüglinge einwenden: „Ja, den Aposteln mit der Gemeinde kommt eine solche Entscheidung zu, nicht aber der Obrigkeit mit der Gemeinde!“ so antworte ich: Jene Presbyters, welche, nach Akt. 15. mit den Aposteln zusammen traten, um über jene Sache zu rathschlagen, waren nicht die Diener des Wortes, sondern Aelteste d. i. Männer durch Alter, Klugheit und Christenglauben ehrwürdig, welche für die Kirche in Absicht auf Anordnung und Behandlung der Geschäfte eben das waren, was der Rath für den Staat ist. An ebendemselben Ort heißt es

weiter: „Da fanden die Apostel und die Aeltesten sammt der ganzen Gemeinde für gut ꝛc." Sehet, hier werden erstens die Apostel genannt, sodann die Aeltesten, und endlich das gemeine Volk oder die Kirche. Es beschlossen also die Apostel, die Aeltesten und die ganze Gemeinde die Beschneidung aufzuheben, und das Essen des Blutes und des Erstickten zu verbieten. Warum sollten denn nicht von euerm Rathe, der ja auch ein christlicher ist, Verordnungen getroffen und von der Gemeinde genehmiget werden dürfen auch in Dingen, welche die Religion betreffen, wofern es nur das Aeußerliche angeht, und die Verordnung der Vorschrift des göttlichen Wortes gemäß ist? mögen dann auch nicht wenige daran Anstoß nehmen. Denn nie wird es um eine Kirche so trefflich stehen, daß gar niemand in ihr dem Gottesworte und seinen Dienern entgegen sey. Wie vielmehr sollen denn die Dinge abgeschafft oder abgeändert werden, (doch daß es im Frieden geschehe) welche dem Wort Gottes und den frommen Gewissen geradezu widerstreiten? Denn nie werden wir, selbst in Dingen des täglichen Lebens thun, was recht ist, wenn wir es erst dann thun wollen, wann niemand daran Anstoß nimmt. „Aber, sprechet ihr, unser Rath ist ja nicht die Kirche!" Das weiß ich wohl, daß er die Kirche nicht ist ohne die Zustimmung euerer ganzen Gemeinde. Aber ihr habet ja Zunftversammlungen, wo ihr die Sachen berathen könnet. Und sind diese zuvor abgehalten, und die Diener des Wortes angehört worden, warum sollte es da euerm Rathe nicht zustehen, den Beschluß zu fassen, daß theils die Bilder, die öffentlich verehrt werden, theils die Messe, als eine unleidenliche Thorheit abgethan werden sollen? Oder wenn Paulus sagt, daß auch eine gottlose Obrigkeit von Gott sey, wird dann eine fromme nicht von ihm herkommen? Oder sind wir der Meinung, daß man wohl einer gottlosen Obrigkeit gehorsam seyn müsse, einer frommen aber nicht? Sind wir selbst einer gottlosen Obrigkeit Ehre zu

erzeigen schuldig, gebührt sie denn nicht einer frommen noch viel mehr?“

(N°. 67. b. Bl. 7—9.)

§. 12.

Hingegen darf sie keinen Glaubens- und Gewissenszwang ausüben.

„Hier überheben sich aber die muthwilligen Obern, und heben an, ihre Gewalt und Hand an das Wort Gottes und christliche Freyheit zu legen, verbieten, man solle das Wort Gottes nicht predigen denn wie es dem Pabst gefalle; und die armen Conscienzen, die so lange Zeit jämmerlich gefangen und gemördet sind, die aber jetzt durch das Wort Gottes aufgelöst werden, die wollen sie nicht freylassen. Den Priester, der jetzt erlernt hat die Messe sey kein Opfer, und will darum den Leib und Blut Christi nicht mehr verkaufen, den bezwingen sie zu Gunsten des Pabstes, daß er muß reden, es sey ein Opfer, ohne alle Schrift. Den Mönch, der berichtet ist, daß sein Orden eine Gleichsnerey, und richtig [schnurgerade] wider Gott ist, und hebt an sich mit der Arbeit begehen und christlich leben; deßgleichen die Nonnen, die zwingen sie wieder in die Klöster, in die Gefängnisse der Conscienzen. Das steht in ihrem Eid oder Gehorsam nicht, daß sie über die Seelen der Menschen und Gewissen herrschen sollen; denn sie vermögen es nicht. Als wenig sie wissen was in dem Gemüth des Menschen steckt, also wenig mögen sie das menschliche Gemüth beherrschen, fromm oder bös, gläubig oder ungläubig machen. Es spricht ein heidnischer Poet: „Der Kaiser hat über mein Gemüth kein Recht ausüben können.“ Nun ist die Lehre Christi nichts anders denn ein Erlösen der Conscienz. Joh. 8. „Wenn euch die Wahrheit erlösen wird, so werdet ihr wahrlich frey.“ Das menschliche Gemüth wird von niemand erkannt denn von dem einigen Gott; also mag es auch

niemand weisen weder der einige Gott. So lange Gott den Menschen nicht frey macht im Gemüthe, so ist er nicht frey; sobald der aber frey ist, so mag ihn niemand mehr gefangen machen, und ob man ihn gleich zwingen will anders zu glauben, geschieht es nicht. Deßhalb müssen die wüthenden Beschirmer des Pabstes Tyrannen an ihnen werden, wie Nero und Domitianus gewesen sind, ehe sie ihre Gemüther verändern mögen. So sie aber das thun werden, soll man ihnen nicht gefolgig [gehorsam] seyn. Denn wir Christen haben eine Regel, daß wir eher den Tod erleiden sollen, ehe wir von der erkannten Wahrheit weichen oder sie verschweigen. Luk. 12. Darum soll noch mag kein Fürst gebieten was wider das Wort Gottes ist, oder daß man das Wort Gottes nach des Menschen Gefallen solle predigen; denn sobald sie das thun, sollen die Boten Gottes sprechen: Man muß Gott mehr gehorsam seyn weder den Menschen. Akt. 4. Und welche das nicht thun, wie wir etliche sehen, die aus Furcht Christum und den Belial unterstehen zusammen zu knüpfen, die sind wahre Fälscher des Wortes Gottes, das lauter will geprediget seyn, und nicht mit dem Wasser des Menschentands vermischt werden. Jesaj. 1."

(No. 36. S. 36. 37. vergl. No. 40. S. 63. 64.)

§. 13.

Und so das geschähe, sollen die Christen selbst mit Todesgefahr nicht von der erkannten Wahrheit weichen.

„Darum, fromme Christen! wenn euch die Fürsten unterstehen die Lehre Christi zu verbieten, daß ihr die nicht höret, nicht leset, nicht prediget, so gebet nichts darum! Sprichst du: „Ja, so tödten sie mich gar." Antwort: Im Namen Gottes, wollen sie denn den verfluchten Juden gleich werden, muß man das lassen geschehen. Hab' aber keinen Zweifel,

dein Tod wird eine Ursach seyn eines treffenlichen Zunehmens; und ob du gleich recht und fest geprediget hast, wird doch dein unschuldig Blut gleichwie das Blut Abels viel fruchtbarlicher predigen, als keine Worte thäten. Siehst du nicht, daß im Anfang der Christenheit unzählbarliche Mengen der Gläubigen getödtet wurden; und ist christlicher Glaube und christliche Sitte nie reicher gewachsen als zu derselben Zeit. Du sollst dich freuen, daß Gott dein Leben und Blut dazu braucht, daß er damit sein Wort wässert und mehret. Denn was Nutzens ist in deinem Blut, so es zu Nichts wird und verdirbt in dem sterbenden Leibe? Ps. 30. Ist es nicht besser, es werde das Wort Gottes zu düngen vergossen? Ihr sehet, wie die thörichten Fürsten sich durch die antichristlichen Päbstler haben lassen verführen, daß sie unter dem Namen des Luthers das Evangelium eine Zeit her verfolget haben, also daß sie die Lehre Christi, von wem sie auch ist geprediget worden, von Stund an lutherisch gescholten haben und nach Vermögen verfolget. Und so man nichts darum gibt [dem nichts nachfrägt], (denn ein jeder weiß bey ihm selbst wohl, wannenher er ist gläubig worden) so heben sie an die Lehre Christi einen Bundschuh [Aufruhr] zu nennen, darum damit sie desto größern Glimpf [Nachsicht] haben bey allen Menschen, so sie die Lehre Christi mit Tödten unterstehen zu vertilgen. Denn der Aufruhr ist allen Menschen verhaßt. — Wie wollet ihr ihm nun thun, fromme Diener Gottes? Wollet ihr schweigen aus Furcht des Todes? Das wolle Gott nicht! Ihr müsset das Leben daran setzen, sonst möget ihr der Wüthriche Unsinnigkeit nicht überwinden. Weichet ihr zurück, so seyd ihr überwunden; sterbet aber ihr um der Lehre Gottes willen, so bleibt sie und trägt Frucht. Das Körnlein muß faul werden [verwesen] und sterben, ehe es Frucht bringt: also hat Christus uns alle gepflanzt und zu Söhnen Gottes geboren! Also müsset auch ihr, o unerschrockene Streiter Christi! die Uebel und Streiche mit dem Leibe aushalten. Hat Nero, Domitianus,

Maximianus und Andere die Lehre Christi mit ihrem Morden nicht mögen verhindern, wie viel weniger werden die wüthenden Fürsten, die zu unsrer Zeit toben, sie mögen vertreiben, ja wenn ihr mannlich stehet und nicht hinter sich tretet. Achtet nicht, ob man euch nach euerm Tode Ketzer, Buben, Aufrührer nennen wird; die Namen mögen dem Streiter, der jetzt bey Gott den Sold einnimmt, nicht schaden. Je mehr euer Name bey den Menschen verworfen wird, je höher und werther er bey Gott ist. Frisch auf, welcher ein Mann Gottes ist! laßt sehen, ob Gott stärker sey oder die Hoftänzer!“

„Euch, fromme Fürgesetzte! meine ich gar nicht, sondern allein die strengen Widerfechter Gottes, die keine andere Mannheit [Mannesthat] begehen dürfen als mit Tödten der armen wehrlosen Christen, mit Bücherverbrennen, mit Berauben alles Gutes; wie ich höre, daß etliche unfürstliche Fürsten gethan haben, die aller derer so die Lehre Christi lesen, die sie aber lutherisch und aufrührisch nennen, Hab und Gut erlaubt machen; das doch mit der Zeit niemand schädlicher denn ihnen selbst seyn wird: Denn was Gefahr darauf stehe, mag ein Kind ermessen. Darum lasset euch, fromme Fürsten, die Päbstler nicht so lieb seyn, daß ihr um ihretwillen etwas anhebet, was euerm Amt und Namen abzügig [nachtheilig] sey. Nun will doch die Lehre Christi nur besehen seyn; erfindet es sich, daß einer Bubenwerk darin gebraucht hat, so entgelte er dessen; handelt er aber treulich in dem Amt und Handel Gottes, warum wollet ihr wider Gott fechten? Seyd ihr Richter, so verhöret beyde Theile. Nun sehet ihr doch wohl, daß die Päbstler in die Schrift nicht beißen wollen, und sich mit derselben nicht entgegenstellen dürfen, und ist aber dieser Streit allein von der Wahrheit der Schrift wegen. Seyd weiser denn daß ihr etwas thuet, was der Gewalt gleicher sehe denn dem Recht. Achtet nicht, ob euch ein Ding groß und unerhört dünke; besehet nur eigentlich, ob es an ihm

selbst also sey oder nicht, so werdet ihr selig hier und dort, Amen!"

(No. 1. Art. 38. S. 373—376.)

III.

Die Obrigkeit.

§. 1.

Nothwendigkeit und Wohlthätigkeit einer Obrigkeit.

„Die Obrigkeit ist gleich wie ein Dach oder Schirm, darunter man fliehen kann, wenn ein Ungewitter kommt, daß man da sicher sey. Unser Leben ist vielen Unfällen ausgesetzt; da sind nun die Obern dazu von Gott geordnet, daß sie wenigstens die schwersten Unfälle von den Völkern abhalten, da sie nicht alle abwenden können. Wer wollte nicht wünschen daß der Himmel stets heiter wäre und niemals Hagel und schädliche Ungewitter? Da aber dieß nicht seyn mag, so freuen wir uns Häuser zu haben, unter die wir uns flüchten und vor schlimmer Witterung schützen können. Wer sollte nicht ebenso wünschen, daß Jedermann leben möchte, daß man keiner Obrigkeit bedürfte? Da aber dieß nicht seyn mag, so ist die Obrigkeit nützlich und nothwendig, damit wir wenigstens vor der Bosheit der Gottlosen sicher seyen. Es haben also auch die Frommen der Obrigkeit vonnöthen, theils, damit sie dieselben gegen Unrecht und Gewalt sicher stelle, theils, damit sie die Bösen im Zaum halte und strafe."

(Matth. 22, 15. 17, 25.)

---

§. 2.

Auch in christlichen Staaten ist die Obrigkeit unentbehrlich.

„Es behaupten aber Einige: Unter den Christen solle keine Obrigkeit seyn, es dürfe auch kein Christ das Amt der Obrigkeit verwalten. Daß nun solche [Wiedertäufer] sich hierin im Irrthum befinden, will ich auch mit Zeugnissen der Schrift bewähren. Exod. 18. befiehlt der Herr dem Moses, aus allem Volk weise und gottesfürchtige Männer auszulesen, in denen Wahrheit sey und die dem Geize feind seyen, und aus ihnen Hauptleute zu setzen über Tausend, über Hundert, über Fünfzig und über Zehen, daß diese über das Volk richten für und für. Wie deutlich zeigt Moses hier die Eigenschaften an, die vor allem aus ein Richter haben muß, nämlich Weisheit, Gottesfurcht, Wahrheitsliebe und Haß des Geizes! Gerade wie ich oben gesagt habe, daß ein guter Bürger und ein ächter Christ beschaffen seyn müsse. Wir können auch nicht mit Grund behaupten, daß dieß Gesetz uns (Christen) nichts angehe; im Gegentheil je mehr wir sprechen, es gehe uns nichts an, desto mehr haben wir seiner nöthig. Denn die, welche aus Kraft des Geistes nach dem Willen Gottes sich richten, denen ist das Gesetz nicht zuwider, denn sie selbst geben durch den Geist dem Gesetze das Zeugniß, daß es gut sey. Röm. 7. Die aber dem Gesetze abhold sind, die sind nicht geistlich, denn das Gesetz ist gut und heilig, ja geistlich. Es ist also klar, daß die welche wider das Gesetz sich auflehnen, verrathen, daß sie fleischlich sind. Ich rede nämlich von dem Gesetze, welches nie kann aufgehoben werden, indem es sich auf die Liebe des Nächsten bezieht. Wenn sie aber ihre Meinung auf das Wort Christi, Matth. 26. gründen: „So soll es nicht unter euch seyn!“ so irren sie zweyfach. Fürs Erste, daß dieß Wort einzig die angeht, welche an der Apostel Statt gesandt werden zu predigen; diese heißt Christus

sich alles Herrschens enthalten. Denn die Apostel fragten damals, wer aus ihnen wohl der Vornehmste unter Allen sey? Fürs Zweyte irren sie darin, daß sie nicht sehen, daß Christus hier mehr von eigenmächtiger Gewalt redet, als von einer solchen, die in einer Monarchie oder Aristokratie durch die Wahl des Volks oder durch einen Ruf von Gott einem der nicht zum Predigtamt verordnet ist, aufgetragen wird. Diese tyrannische Gewalt also untersagt Christus Jedermann. Sonst muß ja selbst bey einer Heerde Schafe nothwendig irgend ein Widder vorangehen; also muß auch in jedem Staate irgend Einer der Erste und Oberste seyn."

„Da wenden sie aber ein, die Christen müssen alles dulden, und alles was das Gesetz gebeut, thun, folglich sey keine Obrigkeit nöthig. Antwort: Ganz recht! So lange also nicht jedermann auf diese Weise lebt, da wir doch alle Christen heißen wollen, so wird man sich noch eine Obrigkeit müssen gefallen lassen, oder vielmehr man wird davon gänzlich schweigen müssen, daß unter den Christen keine Obrigkeit seyn solle, damit wir nicht das, was so höchst nothwendig ist, abschaffen, ehe wir das in den Händen haben, um dessen willen wir jenes abschaffen wollten. Was bedarf es aber vieler Worte? Das, womit jene Leute umgehen, ist nichts anders als Aufruhr. Wer hat je gesehen, oder wer hofft es je bey einem Volke zu erleben, daß jedermann sich der Unsträflichkeit in dem Grade befleiße, daß niemand mehr sündigt? Da es nun beständig Leute gab und geben wird, die unter dem Deckmantel der Frömmigkeit sich erdreisten zu thun, was die Gottlosen, so muß auch beständig eine christliche Obrigkeit unter einem christlichen Volke seyn; und dann erst ist die Obrigkeit abzuschaffen, wenn die Laster dermaßen aufhören, daß niemand mehr sündigt, weder mit Worten noch mit Werken. Das wird aber erst in einer andern Welt Statt finden, denn in dieser ist uns nicht vergönnt, uns einer solchen Unschuld zu erfreuen."

„Ja, sprechen sie (denn sie wenden und drehen sich auf alle Seiten): Das ist eben unsere Schuld, daß wir noch eine Obrigkeit haben müssen, weil wir nicht nach der Vorschrift Christi leben. Denn, würden wir also leben, so hätten wir ganz und gar keiner Obrigkeit nöthig.“ Antwort: Wer läugnet das? Ja, denket nur so, lehret nur so in allen den Winkeln, wo ihr euch zusammenrottet, daß den Christen gebühre so unschuldig zu leben, daß sie keine Obrigkeit nöthig haben. Da ihr nun aber sehet, daß das Leben aller Menschen so beschaffen ist, daß es der allerstrengsten Obern Gewalt bedarf, und ihr dennoch immer und immer schreyet, die Christen sollten keine Obrigkeit haben, meinet ihr, man merke nicht, wohin ihr damit zielet? Nämlich auf eine Zerrüttung und Umwälzung aller Dinge. Ihr fahret fort alles zu verwirren, nur damit ihr einiger Maßen zu Ehren kommet. Warum streben wir nicht alle darnach, ein ganz unschuldiges Leben zu führen, so wird uns dann eine Obrigkeit nicht drücken. Ja wenn wir alle es zu einer solchen Unsträflichkeit werden gebracht haben, so wird die Obrigkeit von selbst abgehen. Denn wen sollte sie mit dem Schwerte strafen, so alle ganz rein und gut wären? Ich besorge aber, daß ihr mehr den Schein haben wollet mit euerer Behauptung, man werde es zu einem so unschuldigen Leben bringen können, als daß es euch mit dieser Hoffnung wirklich Ernst sey; nur damit man euch dieses euers Scharfsinnes wegen für fromm halte, wie Plato für einen Weisen gelten wollte, weil er ein Ideal von einer Republik entwarf.“ —

„Ich will auch nicht das Exempel eines Davids, Salomons, Asa, Josias, Ezechias und Anderer anführen, denn sogleich kommen sie mit dem Einwurf daher: Unter dem alten Gesetz waren Obrigkeiten nothwendig, aber diese äußern Dinge gehen uns nichts an.“ Antwort: Ganz recht. Aber das geht uns doch an, daß, so lange wir ebendenselben Presten haben, mit welchem jene unter dem Gesetze behaftet waren, wir auch

der gleichen Arzney bedürfen. Ja, gerade die, welche am eifrigsten nach Freyheit trachten, und sich aller Obrigkeit zu entschütten suchen, bedürfen der Obrigkeit am meisten."

(No. 3. S. 368. 373—375. 382. 383. vergl. Mark. 12, 14.)

§. 3.

Es ist auch einem Christen keineswegs ungeziemend das Amt der Obrigkeit zu verwalten.

„Da wir nun gerade um derer willen, welche keine Obrigkeit unter den Christen zugeben wollen, vorzüglich einer Obrigkeit vonnöthen haben, warum sollte ein Christ nicht ein Oberer seyn dürfen, der den Christen Recht spreche, und das noch viel eher als ein Nichtchrist? Paulus, da er Röm. 12. die Kirche als den Leib Christi darstellt, sagt, daß alle Glieder zwar Einen Leib ausmachen, aber verschiedene Gaben haben; und unter diesen Gliedern und Gaben zählt er auch den, der mit Treue vorsteht. Er ist also der Meinung, daß der Eifer Andern treulich vorzustehen, eine Gabe sey, die einer von Gott habe, womit er also auch dem ganzen Leib umsonst dienen soll, da Gott sie ihm nicht zu eignem, sondern zum allgemeinen Nutzen mitgetheilt habe. Da also Paulus selbst die treue Verwaltung des obrigkeitlichen Amtes in einem Schreiben an die Christen für eine Gabe von Gott erklärt, warum sollten wir denn sagen, ein Christ dürfe kein Oberer seyn? Ferner schreibt Paulus an den Timotheus 1 Cap. 2. „Vor allen Dingen ermahne ich, daß man Bitten, Gebete, Fürbitten und Danksagungen thue für alle Menschen, für die Könige und alle die in hohem Ansehen stehen, damit wir ein ruhiges und stilles Leben führen in aller Frömmigkeit und Sittsamkeit ꝛc." Hier bedenke man zum Ersten, ob man unter einer ungläubigen und gottlosen Obrigkeit, oder aber unter einer gottesfürchtigen ruhiger, und friedlicher leben könne? Und wenn man für einen ruhigen und friedlichen Zustand bitten

darf, so darf man gewiß auch bitten, daß Gott uns eine fromme Obrigkeit gebe, damit Friede und Eintracht desto eher zu Stand komme. So nun es Gottes nicht unwürdig ist eine solche Obrigkeit zu geben, warum sollte es denn einem Frommen nicht ziemen das anzunehmen und zu verwalten, was Gott von freyen Stücken gibt? — Ferner, es gebieten die Apostel allenthalben den Sclaven, daß sie ihren Herren gehorsam seyen. So Petrus 1 Cap. 2. Und Paulus 1 Cor. 7. Ephes. 6. Coloss. 3. 1 Timoth. 6. Und hinwiederum befiehlt er den Herren, daß sie ihre Leibeigenen gelinde beherrschen und menschlich behandeln. Kann das wohl auf ungläubige Herren bezogen werden? Aber diese hätten ja die Briefe Pauli nicht einmal eines Anblicks gewürdigt, geschweige dieselben angehört und befolgt. Paulus schreibt also solchen Herren, die gläubig waren, wie sich aus 1 Tim. 6. ergibt, wo er sagt: „Die Knechte, welche gläubige Herren haben, sollen dieselben nicht verachten, daß sie ihre Brüder sind, sondern ihnen noch viel mehr dienen, da sie Gläubige und Geliebte Gottes sind. Konnte nun der ein Christ seyn, welcher leibeigene Knechte hatte, wie vielmehr kann ein Christ ein Oberer seyn unbeschadet des Glaubens und göttlichen Wortes. Denn es ist etwas härteres ein Herr seyn, als ein Oberer; und es gränzt mehr an Grausamkeit Leibeigene zu haben, als Bürger die um allgemeiner Ruhe und Sicherheit willen Gehorsam leisten."

„Ich komme nun zu den Beyspielen. Welche große Zahl leibeigenen Gesindes hatte nicht Abraham, nach Genes. 14. Welche große und schwere Herrschergewalt übte nicht Moses auf Gottes eignen Befehl, und zwar so, daß die wichtigsten Händel vor ihn gebracht werden mußten: Was nothwendig Argwohn wider ihn hätte erwecken müssen, wäre er nicht ein so ausnehmend treuer Diener in dem Hause seines Herrn gewesen. Hebr. 3. Und was soll ich von Josua und den Uebrigen sagen, die alle durch Gottes Ruf und Befehl in ihr

Amt waren eingesetzt worden? Kurz, wir werden keinen Beweis vorbringen können, daß es einem Gläubigen nicht erlaubt sey, das Amt der Obrigkeit zu bekleiden, so lange wir so leben, daß Etliche von Ausübung des Unrechtes abgeschreckt werden müssen. Aber auch mit Beyspielen aus dem neuen Testament läßt sich ebendasselbe zeigen. Wir lesen Röm. 16. „Es grüßt euch Erastus, der Stadt Rentmeister." Wer nun dieß Amt verwaltet, ist der nicht eine Magistratsperson? Er mag übrigens eine solche seyn oder nicht, so gibt es doch gewiß keinen Rentmeister ohne eine Obrigkeit, die ihn, sey es durch einen Befehl oder durch gemeinsame Wahl, dazu bestellte. Und Act. 13. lesen wir, daß Paulus von Paphos nach Perge in Pamphylien hinübergeschiffet und den (gläubig gewordenen) Sergius Paulus als Statthalter wie zuvor gelassen habe. Und warum soll ich nicht auch der Theodosiusse und Ludwige erwähnen, die ihr Reich aufs christlichste verwaltet haben? Ich meine jenen Theodosius, von dessen Frömmigkeit nicht bloß bey heidnischen Geschichtschreibern, sondern auch bey christlichen Schriftstellern sich Zeugnisse finden. Und den Ludwig, der wegen seiner ausgezeichneten Frömmigkeit den Zunamen: Der Fromme, erhielt; oder denjenigen, der dem Pabst so kräftig widerstand, daß er sich sogar dazu glückwünschte in seinem Banne zu sterben, und dessen Glaube auch unsere Züricher, die damals am Regimente waren, erweckte, den gottlosen Bann des Pabstes achtzehn Jahre lang zu ertragen."

(N°. 372. 378. 380—382. 384. vergl. N°. 15. S. 106—115.)

§. 4.

Im Gegentheil, je die christlichste Obrigkeit ist die beste und wünschenswertheste.

„Wenn ich nun die Tugend und den Glauben so vieler frommer Männer erwäge, welche dennoch das Amt der Obrigkeit so geführt haben, daß überall Friede und Gerechtigkeit

und dadurch die Ehre Gottes befördert wurde; und wenn ich dagegen die Verwegenheit und Bosheit so vieler höchstschlechter Menschen ermesse, die sich für Christen ausgeben, ohne es wirklich zu seyn, so wage ich es zu behaupten, daß keiner das Amt der Obrigkeit recht verwalten könne, er sey denn ein Christ. Man nehme einem Obern, der keinen Menschen zu fürchten hat, die Furcht vor Gott, so wird ein Tyrann aus ihm. Und umgekehrt flöße man einem Tyrannen Gottesfurcht ein, so wird er aus sich selbst das was das Gesetz gebeut, weit lieber und treuer vollbringen, als keine Drohung ihn dazu würde vermocht haben, und er wird aus einen Tyrannen ein Vater werden, nach dem Bilde dessen, den er aus Glauben jetzt anfängt ehren und fürchten."

„Da die Staaten durch die Obrigkeit, wie die Glieder durch das Haupt, regiert werden, wäre es denn nicht rasender Unsinn, lieber eine ungläubige, als eine gläubige Obrigkeit haben zu wollen? es lieber zu sehen, daß ein gottloser Tyrann das Leben der Frommen bedrohe, als daß ein frommer Mann gegen die Heerde Christi sich als ein Vater betrage? Denn was thut ein Ungläubiger und Gottloser anders, als bey allem auf seinen Nutzen oder Ruhm sehen? Der fromme Obere hingegen unternimmt, aus Furcht und Liebe gegen Gott und den Nächsten, nichts was jenen erzürnen oder diesen kränken könnte. Der Gottlose wird durch jedes erlaubte und unerlaubte Mittel sich Schätze häufen, wird mitten über Leichname der Seinigen zum Ruhm empordringen; der fromme Obere hingegen wird alles was er hat, theilen mit denen, über welche er gesetzt ist, und das Wohl und den Frieden des Volkes seinem eigenen Ruhm vorziehen. Er wird sich nur für einen Obern halten über die Schälke und Bösen, und gegen die seine Gewalt brauchen; gegen die Gläubigen aber wird er sich halten als gegen seinen Brüdern, und wird nicht allein Sorge tragen, wie er die Bösen strafe, sondern auch wie er die Gerechten vor Unbill verhüte, und bewahre daß sie nicht in Miß-

glauben oder Bosheit fallen, und wird ihm mehr um die Seelen seiner Anvertrauten, als um die zeitliche Habe zu thun seyn.“

(No. 3. S. 368. 371. 379. No. 1. S. 385.)

§. 5.

Die Obrigkeit soll keine andere Gesetze geben und handhaben, als solche die dem göttlichen Gesetze gleichförmig seyen; das kann sie aber nur dann thun, wenn sie selbst fromm ist.

„Sind der Fürsten Gesetze wider Gott, so haben wir schon gehört, daß die Christen sprechen werden: „Man muß Gott mehr gehorsam seyn weder den Menschen.“ Darum müssen christliche Fürsten Gesetze haben, die nicht wider Gott sind, oder aber man tritt ihnen aus dem Strick, welches darnach Unruhe gebiert. So du aber wissen willst, o frommer Fürst oder Oberer, wie du das Gesetz erkennen sollest, ob es mit Gott sey oder wider ihn, so merke: Zum Ersten, nimm dich gar nicht an, daß du an den Geboten, die Gott gegeben hat, etwas ändern wollest oder bessern, du bist ihm zu kindisch; sondern sey gewiß, daß das göttliche Gebot ganz nach Gottes Willen gefärbt ist; urtheile du nichts darin, denn du bist nicht ein Richter über Gottes Wort und Gesetz, sondern das Wort Gottes richtet dich. Zum Andern, so besiehe dich selbst wohl, daß du nichts anders bist, als das Schwert, womit Gott die allerbösesten Glieder von seinem Leibe abhaut. Damit du aber nicht ein gesund Glied für ein faules abhauest, oder ein faules stehen lassest für ein gesundes, so ist dir je noth, daß du eigentlich wissest, was Gesundheit und was Krankheit sey. Welches aber du allein an dem Gesetz erlernen magst, und zwar an dem Gesetze, das Gott gegeben hat. Das muß deine Schnur seyn, bey der du hin hauen [entscheiden] sollst! Und sollst du die Schnur nicht machen, sondern

nur bey der Schnur hin hauen. Darum, findest du deine Gesetze den göttlichen nicht gleichförmig, so haue nicht dabey hin. Merk kürzlich: Alle Gesetze gegen den Nächsten die sollen gegründet seyn in dem Gesetz der Natur: „Was du willst daß dir geschehe, das thue einem Andern auch!“ Matth. 7. Welches er hernach noch mit hellern Worten ausgedrückt hat, Matth. 22. „Du sollst deinen Nächsten lieb haben als dich selbst!“ Ist ein Gesetz diesem Wort Gottes nicht gleichförmig, so ist es wider Gott. — Wie viel man aber auch Gesetze hat, so sind doch die Fälle so vielfältig, daß sie sich etwann aus dem Gesetz winden mögen, und muß der Richter nach einer andern Schnur hin hauen. Welche ist dieselbe? Seine Vernunft [Verstand]? Nein, denn die ist mit wüsten Anfechtungen gefangen, thut alle Ding aus Liebe oder Haß, aus Freude oder Leid, Frische [Verwegenheit] oder Furcht. Darum muß der Richter von erst an auf das Gut sehen, aus dem man allein alles Gute schöpft. So er das erkennt und vor Augen hat, auch begehrt aus ihm zu schöpfen, so ist er sicher, daß er nicht fehlen mag, denn es läßt keinen Begehrenden leer gehen. Er weiß auch das allein, so er gläubig ist; denn der Ungläubige versieht sich dessen nicht zu Gott, und fordert es deßhalb auch nicht. Darum, will der Obere das Recht erkennen oder rechte Satzungen machen, so muß er zum allerersten ein Gläubiger seyn. Ursache, er versteht und glaubt das Gesetz der Natur nimmer recht und gewiß, bis daß er den himmlischen Vater weiß, erkennt und in ihn glaubt. Er muß aber nicht allein das Urtheil, das er über die unversehenen Zufälle gibt, worüber er kein Gesetz hat, nach dem Gesetz des Nächsten oder der Natur stellen, sondern auch durch dasselbe Gesetz alle alten und vordern [frühern] Gesetze urtheilen, ob sie dem göttlichen Gesetze des Nächsten und der Natur, die beyde Ein Gesetz sind, gleichförmig seyen oder darwider. (Gleichförmig ist keines, denn keines ist gleich eben [ganz gleich], aber weil es hinzu reicht oder etlicher Gestalt

nahe hin geht, nennen wir's gleichförmig). Sind die Gesetze dem göttlichen zuwider, so soll er gar nicht darnach richten; daraus folgt, daß er auch die Gesetze wohl erkennen muß, nach denen er richten will. Siehe, welch ein gefährlich Ding ist es um einen Obern oder Richter! Siehe aber dagegen, welch ein sicher schön Ding, so er ein gläubiger und gottesfürchtiger Mensch ist, und nichts aus seinen Anfechtungen, sondern alle Dinge nach dem Wort und Gebot Gottes verhandelt, der ihn allein das rechte Maß lehrt treffen. Denn so werden alle seine Gesetze dem göttlichen Willen gleichförmig; nicht ebengleichförmig sondern habend etwas Gestalt des göttlichen Gesetzes und Willens; denn die Gerechtigkeit, daran der Richter kommen muß, ist nur ein Schatten der wahren Gerechtigkeit."

(No. 1. Art. 39. S. 376. 377. 382. 383.)

§. 6.

Die göttliche und die menschliche Gerechtigkeit.

„Es ist eine doppelte Gerechtigkeit, die göttliche Gerechtigkeit und die arme menschliche. Die göttliche Gerechtigkeit ist so lauter und schön an ihr selbst, wie sie uns zu seyn auffordert. Sie heißt verzeihen, gleich als auch wir wollen, daß Gott uns verzeihe. Und sie erfüllt das so reichlich, daß sie uns nicht verzeiht, wie sie wollte daß ihr verziehen werde; denn sie hat nichts, das Verzeihens bedürfe, sondern so wir allein seiner Gnaden bedürfen, verzeiht uns Gott überflüßig ohn' all unser Verdienst; ja so wir in aller Ungnad sind und seiner gerechten Rache würdig, so verzeiht er uns, Röm. 5. Gott heißt unsere Habe hingeben denen, von denen wir nichts verhoffen und die uns nichts widergelten können. Er thut auch also. Denn er speist nicht allein den Menschen, sondern auch die Vögel der Luft ohn' alles Wiedergelten. Matth. 6. Gott heißt nicht allein Gutes den Frommen und Unschädli=

chen thun, sondern auch den Feinden. Er thut auch also. Er läßt seine Sonne scheinen über die Guten und Bösen, und regnet über Fromme und Unfromme; er gibt den Ungläubigen und Feinden gleich als wohl Früchte und Nahrung als den Gläubigen. Matth. 5. Gott heißt nicht allein nicht stehlen, sondern des Andern Gut gar nicht begehren. Denn er thut also. Es ist so fern von ihm, daß er etwas an uns fordere oder zu unserm Nachtheil begehre, daß er will, daß wir von ihm alle Dinge begehren, und wird er uns geben und unsere Presten ersetzen. Gott will nicht vergnügt seyn, daß wir dem Nächsten nicht schaden, oder daß wir ihm erst zu Hülfe kommen, so wir uns vorhin wohl bewahrt haben, sondern er will, daß wir den Nächsten so lieb haben als uns selbst. Denn er hat auch also gethan. Er hat sich für uns gegeben und uns zu ihm genommen als seine Freunde, Brüder und Erben. Joh. 15. Gal. 4. Es sind auch alle vorerzählten Gebote in den zwey fürnehmsten Geboten verschlossen: „Du sollst deinen Herrn Gott lieb haben aus ganzem deinem Herzen, Seele, Gemüth und Kräften, und deinen Nächsten so lieb haben als dich selbst!“ Ja, so wir das einige Gebot hielten: „Du sollst Gott lieb haben!“ so thäten wir nimmer wider Gott; denn keine Creatur möchte in unser Herz nimmermehr kommen, wenn wir Gott darin aus allen unsern Kräften lieb hätten. Denn da dannen möchte der Creatur nichts verliehen werden, oder aber die Kräfte wären nicht alle an die Liebe Gottes gelegt; wie uns auch wahrlich beschieht. Darum sind wir nimmermehr ohne Sünde. Also gebeut uns Gott was wahrlich seiner Gerechtigkeit ziemt, aber uns ist nicht möglich seine Gebote zu halten.“

„So aber demnach viel gottlose Menschen sind, die nicht allein den gemeinen Presten haben, daß sie Gott nicht lieb haben ob allen Dingen, sondern nicht glauben daß ein Gott sey, der räche und widergelte alles Recht und Unrecht; so fallen sie demnach in große unmenschliche Laster, und so man ihnen

vor ihren frefnen Anschlägen nicht wäre, so machten sie das ganze Volk zu nichte mit ihrem Frefel und Muthwillen. Denn sintemal sie Gott nicht fürchten (denn sie glauben nicht daß ein Gott sey), so würden sie jedem das Seine nehmen, und so ihm das nicht gefiele, würden sie ihn zu todt schlagen. Das hat Gott vorgesehen, und hat Gesetze gegeben, damit man den Gottlosen verheben [Einhaltthun] und zwingen möchte; ob er gleich nichts um Gott gäbe, müßte er dennoch die Menschen im Frieden lassen, und niemand nach seinem Muthwillen mißhandeln. Diese Gesetze sind also gegeben von der Bösen und Gottlosen wegen; wie Paulus redet, 1 Tim. 1. „Das Gesetz ist dem Frommen nicht gegeben, sondern den Uebellebenden, den Ungehorsamen, den Gottlosen, den Sündern ꝛc." Daraus folgt, daß welcher schon in diesen wüsten Lastern nicht verschuldet ist, daß er darum nicht gerecht ist; denn es sind nur Gesetze die allergrößten Unbillen zu verhüthen; und welcher die hält, der ist darum vor Gott nicht gerecht, er erlangt aber, daß man ihn nicht straft."

„Darum sind zweyerley Gesetze, gleich wie auch zwo Gerechtigkeiten sind, eine göttliche und eine menschliche. Ein Theil der Gesetze sehen allein den innern Menschen an, als, wie man Gott, wie man den Nächsten solle lieb haben. Und diese Gesetze mag niemand erfüllen, also ist auch niemand gerecht denn der einige Gott, und der so aus Gnade, deren Pfand Christus ist, gerecht gemacht wird durch den Glauben. Der andere Theil der Gesetze sehen allein den äußern Menschen an, und dererhalb mag einer äußerlich fromm und gerecht seyn, und ist innerhalb nichts desto minder unfromm und vor Gott verdammt. Beyspiel: „Du sollst nicht stehlen!" ist ein Gebot zu dem äußerlichen Leben und Frömmigkeit. „Du sollst eines Andern Gut nicht begehren!" ist ein Gebot zu der innerlichen göttlichen Gerechtigkeit, und reichen beyde auf Ein Ding, das ist, wider das Nehmen. So nun einer nicht stiehlt, ist er fromm vor den Menschen, er ist aber vor Gott

ein Sünder, denn er hat die Begierde und Anfechtung zu fremdem Gut vielleicht größer denn einer der gestohlen hat. Noch wird der Dieb gehängt, darum daß er ein wissentlicher [offenbarer, kund gewordener] Dieb ist: Und der, der viel geiziger ist über zeitlich Gut, der ist für einen Frommen verrühmt, darum daß er nicht ausgebrochen hat mit der That, noch ist er vor Gott nicht fromm. Vor Gott sind wir alle Sünder. Denn, hat einer nicht die Begierd zeitlichen Gutes inwendig, so hat er Begierd nach dem Ehegemahl eines Andern oder Begierd der Ehren oder andere Anfechtungen. Aber wissentliche [kundbare] Sünder sind allein, die so frefel und gottlos sind, daß sie mit den innern Anfechtungen herausbrechen, daß sie der Mensch jetzt an den Früchten erkennt. Also findet man was göttlicher Gerechtigkeit Gesetze sind, und was Gesetze sind menschlicher Gerechtigkeit. An [In Hinsicht] der göttlichen Gerechtigkeit sind wir alle Sünder; und wie unsere Sündhaftigkeit allein Gott bekannt ist, also urtheilt über die der einige Gott, oder schenkt uns die durch seinen Sohn, so wir festiglich glauben, daß er für uns aus Erbärmd gestorben sey und bezahlt habe. An der menschlichen Gerechtigkeit werden wir oft fromm erfunden, wiewohl wir wahrlich vor Gott Sünder sind. Siehe, diese menschliche Gerechtigkeit nenne ich eine arme presthafte Gerechtigkeit, darum daß einer wohl vor den Menschen mag gerecht geschätzt werden, der doch vor Gott nicht gerecht ist, denn keiner ist vor Gott gerecht."

(No. 36. S. 13. 15—19. vergl. Luk. 6, 29.)

§. 7.

Die Handhabung dieser menschlichen Gerechtigkeit ist der Obrigkeit von Gott aufgetragen.

„Wiewohl nun diese menschliche Gerechtigkeit nicht würdig ist, daß man sie eine Gerechtigkeit nenne, so man sie gegen der göttlichen Gerechtigkeit besieht, so hat doch Gott sie

auch geboten, aber erst auf unsern Ungehorsam, von dem er wohl weiß, daß er hernach folgen werde. Beyspiel: Welcher seinen Sohn dem Schulmeister empfiehlt, der spricht: Lehret ihn dieß oder das, und schlaget den Buben, und schonet ihm nicht! Hier ist die Meinung des Vaters nicht, daß er ihn schlage dieweil er recht lernt; sondern der Vater weiß des Buben Art wohl, daß er nicht lernt nach seinem Sinn, man schlage ihn denn. Also muthet uns der himmlische Vater zu, daß wir ohne Begierd fremder Dinge seyen, und all unsere Begierd zu ihm haben; weiß doch dabey wohl, daß wir die Frömmigkeit und Gerechtigkeit nicht erfolgen [erreichen]. Darauf gibt er Satzungen, die uns nützlich und gut seyen, fröhlich und freundlich mit einander zu leben, und spricht: „Du sollst nicht stehlen, du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht lügen, tödten, noch falsche Zeugniß geben ꝛc.!“ Welcher Gebote wir aller nicht bedürften, wenn wir das ander Gebot hielten: „Du sollst deinen Nächsten so lieb haben als dich selbst.“ So aber das nicht ist, so hat Gott diese Gebote auch müssen ausgeben [ertheilen]. Und ist nicht genug daran gewesen, er hat auch müssen empfehlen, daß man den Uebertretenden züchtige. Der Dieb soll fünffältig oder vierfältig wiedergeben, der Ehebrecher soll versteinigt werden ꝛc. Und ist dem Schulmeister empfohlen [aufgetragen], das ist, der Obrigkeit.“

„Gott heißt uns verzeihen, oder aber er werde uns auch nicht verzeihen. So wir aber durchaus das nicht thun wollen, so soll sich kein Besonderer [Privatmann] rächen, denn solches brächte Unruhe und Zwietracht, ja zerstörte den ganzen menschlichen Frieden und das Beysammenleben. Darum hat er Obere und Richter verordnet, welche die Uneinung [Streithandel] verhörten und zertrügen [entschieden] mit dem daß sie einem jeden gäben was ihm gehörte. Exod. 18. Darum sehen wir also, daß Gott geheißen hat richten, weil nicht viele verzeihen wollen als sie begehren, daß ihnen verziehen werde.

Damit nun aus menschlicher Beywohnung [Zusammenleben] nicht eine Mörderey werde, soll aller Gewalt schlechterdings nicht gestatten, daß ein Besonderer sich ohne Recht an jemand räche, sondern daß allein mit dem Recht alle Spän [Streithändel] werden ausgetragen [entschieden]. Denn, sollte uns die arme Gerechtigkeit erst auch entgehen, wie uns die göttliche entgangen ist, so wäre menschliche Gesellschaft nichts anders denn ein Leben der unvernünftigen Thiere: Welcher stärker, dem besser. Darum sind die Richter und Obern Diener Gottes, sie sind die Schulmeister, und wer ihrer Gerechtigkeit nicht gehorsam ist, der thut auch wider Gott. Gott heißt nicht allein nicht tödten, sondern gar nicht zornig seyn. Verhütheten wir den Zorn, so folgte kein Todtschlag hernach. So wir aber deßhalb die göttliche Gerechtigkeit übertreten, muß Gott gebieten, daß wir nicht zu todt schlagen; und daß wir von dem Gebot auch nicht kommen, muß der Schulmeister Tod um Tod, Leben um Leben, Aug um Aug, Brand um Brand, Wunden um Wunden, Streich um Streich widergelten. Exod. 21. Gott heißt uns unsere Habe den Dürftigen geben ohne Wiedergeltung. So wir aber das nicht thun, heißt er uns ohne Wucher leihen. Exod. 22. So wir das nicht thun, ist der Schulmeister hier, und lehrt uns Wucher geben und nehmen. Gott heißt dem Feinde Gutes thun. So wir das nicht thun, so heißt er uns, ihm je nicht schaden, auch seinen Schaden, der ihm unbekannt ist, wenden. Exod. 23. So du das übersiehst, soll dich der Schulmeister strafen, denn du hast das niedrere Gebot Gottes übertreten, das wir käumerlich erretten mögen, und müssen es aber beschirmen, oder es gienge alles zu Grunde."

„Daß wir das einige Gebot: „Du sollst deinen Nächsten lieb haben als dich selbst!" nicht halten, daraus entspringen alle andern Gebote, die den Nächsten betreffen, denn dieß ist das Gebot der Natur, ausgenommen daß Christus dieses mit der Liebe geziert und gezückert [versüßet] hat; und ziemt

ihm das eigentlich, denn er ist die Liebe. Hier sind aber alle Menschen presthaft. Hier ist auch die menschliche Gerechtigkeit überall mangelhaft, darum straft sie niemand, der dieß Gebot nicht hält, und sind doch alle Menschen daran schuldig. Und so wir gleich vor der Welt fromm scheinen, sind wir dennoch Sünder vor Gott; dennoch muß man das Aufsehen der Obrigkeit haben. Gleichwie ein Vater seiner verführten Tochter wehrt, daß sie nicht gar gemein werde, also wehrt die Obrigkeit an der Statt Gottes, daß unser Leben nicht gar eine viehische Unvernunft werde."

(No. 36. S. 19—27.)

§. 8.

Sie hat es also nur mit den offenen Missethaten der Bösen zu thun.

„So du nun, Fürgesetzter oder Oberer! das Gesetz der Natur erkennst, und siehst aber dabey, daß man nach dem Gesetze der Natur nicht lebt allenthalben; (ja, ich finde, daß es nirgends ganz gehalten werde) du findest auch, daß man besser, richtiger und friedlicher nicht möge leben; — denn so man nach dem Gesetz der Natur lebte, so bedürfte man deiner nicht, es wäre kein Span, kein Unfriede unter den Menschen — Also erlernest du, daß du erst ein Oberer verordnet bist für die zerbrochene Natur, und für die halbe und lahme Gerechtigkeit; ja sie ist nicht eine Gerechtigkeit, denn sie mag die Gerechtigkeit der Natur nicht erleiden. Beyspiel: Du, Oberer, magst keinen zwingen, daß er all sein Gut hingebe den Armen, mit welchen er es aus Gottes Gesetz und der Natur schuldig ist zu theilen, sondern du mußt ihn für einen frommen [brafen] Mann halten, so er niemand schadet, ob er gleich niemand Gutes thut. Also ist er aber nicht fromm noch gerecht weder nach Gott noch nach dem Gesetz der Natur. Denn Gott und das Gesetz der Natur (das auch nichts

anders ist denn der Wille Gottes) wollen, daß er von innen heraus, aus dem Willen, frey, ohne Minderung, dem Nächsten thue, als er will, daß ihm selbst gethan werde. Also folgt, daß einer bey dir den Namen der Frommkeit mag erretten, der aber nichts desto minder verdammt wird. Also folgt demnach, daß du, Oberer, nur unter den Bösen Gewalt hast, und unter denen, die so frech gewesen sind, daß sie mit ihren unbilligen Begierden und Anfechtungen haben öffentlich ausbrechen dürfen; denn die ihre Begierden im Herzen haben und auch böse sind, kannst du nicht strafen; kurz, du bist nur der Bösen wegen ein Oberer. Wiewohl du, die Guten schirmend, recht thust, und das zu thun schuldig bist, dennoch sind die Bösen die Ursache, warum man dich erhalten muß, damit man die Frommen vor ihnen schirmen möge. Welche Frommen? Ist auch etwa einer von innen heraus, der fromm sey? Nein, du mußt nur deine Frommen schirmen, die mit der That nicht ausgebrochen sind, aber inwendig sind sie der Anfechtung voll. Also regierst du nur unter den Ungerechten, und bist auch selbst einer. (Ungerecht heiße ich hier den, der vor Gott nicht gerecht ist). Also sind das alle Menschen, denn sie sind alle Sünder, und du verhüthest nur, daß die größte Schalkheit nicht geschehe. Das will also Gott, und hält dich als eine strenge Arzney, die er zum letzten braucht, nachdem kein Senfpflaster mehr hilft. Darum sollst du deine Gewalt über die Frommen nicht brauchen, denn die Frommen thun nichts wider dich, und alldieweil sie nichts Arges thun, so dürfen sie dich nicht fürchten. Röm. 13. Deßhalb sie dir gern gehorsam sind und Ehr entbieten, denn sie fürchten dich nicht, und helfen dich erziehen [unterhalten], damit sie vor den Muthwilligen, die dich fürchten müssen, gefristet werden. Wannenher kommt es aber, daß Gott nicht eine Obrigkeit verordnet hat, die auf die lautere Gerechtigkeit und Unschuld sähe und die Bösen strafte; so würden wir viel frömmer? Antwort: Daher, daß der Mensch nicht Gott ist, denn Gott

allein erkennt die Herzen der Menschen, und wir erkennen dieselben erst an der Frucht."

(No. 1. Art. 39. S. 380—382.)

§. 9.

Darum darf sie aber nicht hindern, daß nicht auch die göttliche Gerechtigkeit gelehrt und verkündigt werde.

„Jetzt haben wir, wie ich hoffe, genug verstanden, wie weit die göttliche Gerechtigkeit von der menschlichen unterschieden sey. Wiewohl die menschliche auch von Gott geboten, ist sie doch nicht der Vollkommenheit, die Gott erfordert, sondern sie ist erst geboten auf unsere zerbrochene Natur, als Gott gesehen hat, daß unsere Anfechtung und Begierd seinem Willen nicht folgen noch nachkommen werde; deßhalb sie nichts anders weder eine Strafe ist, und so wir die gleich halten, werden wir darum nicht selig noch gottgefällig. Darum soll man die göttliche Gerechtigkeit ohne Unterlaß allen Menschen öffnen und predigen, und die Haut eher verlieren, als man sich vom Predigen und Auskünden derselben lasse dringen [abtreiben]; wie Christus oft geboten hat. Matth. 6. spricht er: „Suchet vor allen Dingen das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, so werden euch die Nothdurften alle zugegeben." Hier hören wir, daß alle Menschen geheißen werden die göttliche Gerechtigkeit suchen, d. i. nach seinem Willen der Unschuld sich befleißen für und für, bis daß wir das Maaß Christi treffen, Eph. 4. und nicht genug haben, daß sie nach menschlicher Gerechtigkeit fromm seyen. Das Wort Gottes, darin seine Gerechtigkeit erscheint, ist ein Licht, das da erleuchtet einen jeden Menschen, darum soll das Licht nicht unter ein Maß verborgen werden, gleich als auch das leibliche Licht niemand verbirgt, sondern man zündet es darum an, daß man dabey sehe und unser Werk führen könne. Also soll das lautere

Wort Gottes ohn' Unterlaß ausgekündet werden, denn darin erlernt man, was Gott von uns erfordert, und mit was Gnade er uns zu Hülfe kommt. Das Gebot Gottes ist heiter und erleuchtet die Augen, spricht David Ps. 19. Darum will es geoffenbaret seyn, es will leuchten und lehren, daß man nicht in der Finsterniß wandle, denn es hat nichts in ihm, das nicht sollte geoffenbaret werden; sondern wie Gott ein gemeines Gut ist, also wirkt auch sein Wort dem gemeinen menschlichen Geschlecht zu Gutem. Darum sind nicht rechtgläubig die da vermeinen, man solle das Wort Gottes nicht weiter predigen als ihnen die menschliche Gerechtigkeit oder die Obrigkeit zulasse. Denn dergestalt würde die göttliche Frommkeit verblychen [dahinschwinden], und würden alle Menschen sich der lahmen menschlichen Gerechtigkeit vergnügen, und würde aus der ganzen Gerechtigkeit nichts anders denn eine Gleichsnerey, denn ein jeder würde inwendig Gottes nicht achten, sondern allein aufsehen, wie er sich vor den Menschen vor Straf hüten könnte, als wir leider! eine Zeither sehen geschehen seyn von Vielen. Darum soll auch keine Obrigkeit sich unterstehen wider das Wort Gottes zu kommen, obgleich ihre Gerechtigkeit daraus erscheint, wie arm und elend sie ist. Sie sind Menschen und haben den Presten der menschlichen Ohnmacht gemein mit allen Menschen, darum sollen auch sie hören, was Gott von ihnen und allen Menschen fordere, damit niemand, sich der armen menschlichen Gerechtigkeit vergnügend, vor Gott verdammt werde."

(N°. 36. S. 27—30.)

§. 10.

Die Obrigkeit hat endlich auch die Gewalt offenbare und unverbesserliche Verbrecher mit dem Tode zu bestrafen.

„Daß die Obrigkeit rächen und tödten möge, das zeigt Paulus an, da er Röm. 13. spricht: „Der Obergewalt trägt

das Schwert nicht vergebens, denn er ist ein Diener Gottes.“ Es ist an einigen Orten Sitte, daß man den Fürsten und Obern ein Schwert vorträgt, als das Zeichen ihrer Gewalt, und darauf deutet Paulus hin. Er zeigt aber an, daß einige so verwegen in ihrer Bosheit seyen, daß wenn diese nicht mit dem Schwerte geschlagen werden, die Andern keine Ruhe vor ihnen haben könnten. Darum spricht Paulus, der Obergewalt sey ein Diener Gottes, die allgemeine Gerechtigkeit und Ruhe zu schirmen. Hier frage ich die, welche nichts von einer Obrigkeit wissen wollen, ob ein Frommer und Gläubiger nicht eben sowohl ein Diener Gottes seyn könne, als ein Ungläubiger? „Ja, sprechen sie, es steht geschrieben bey den Alten: „Du sollst nicht tödten!“ uns aber ist verboten selbst zu zürnen, geschweige zu tödten.“ Antwort: Ihr klugen Leute! sehet ihr denn nicht aus dem Zusammenhang der Rede Christi, was der Sinn dieser Worte ist? Wenn nämlich Christus sagt, daß wir nicht einmal zürnen dürfen, so ist klar, daß er damit die Quelle des Todtschlags verstopfen will, folglich von dem Todtschlag redet, der aus unbändigem Zorn entspringt; nicht von den Fällen, wo diejenigen nach dem Gesetz getödtet werden, die sich unterstanden die öffentliche Ruhe zu stören; mit welchen wir viel öfter Mitleiden haben, als daß wir über sie zürnen. Es bedeuten also die Worte: „Er trägt das Schwert“ die Majestät und Ordnung des Rechts, daß der Obere gar nicht tödten soll, denn mit dem verurtheilenden Recht. Darum alle die Fürsten und Obern, die ohne Recht aus eignem Zorn jemand umbringen, eben sowohl Todtschläger sind, als ein gemeiner Mann. Denn Gott verbeut allen Menschen: „Du sollst nicht tödten!“ Also mag kein Besonderer [Privatmann] tödten. Nun ist ein Fürst oder Oberer ein Besonderer, sofern er etwas aus seinen eigenen Anfechtungen thut. Also folgt auch, daß er ohne Recht nicht tödten soll noch mag, denn die Anfechtungen machen einen besondern oder gemeinen Mann. Es soll auch hier beyläufig ein jeder wissen, daß, wie das Ge-

bot: „Du sollst nicht tödten!“ zu allen besondern Menschen geredet wird (aber nicht zu einer Obrigkeit, denn die soll tödten); also auch alle andern Gebote vom Verzeihen, vom Darbieten des andern Backens ꝛc. zu allen besondern Menschen geredet werden, dergestalt: Bist du ein Oberer oder Richter, so bist du schuldig mit Petro zu siebenzig Malen siebenmal zu verzeihen, so viel deine Person anbetrifft: So viel aber das Regiment und gemeinen Stand antrifft, mußt du das Schwert brauchen. Doch halt' allweg das Maaß, das Gott hält. Er eilt nicht auf den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe. Ezech. 18. Thu ihm auch also! Ist Besserung zu hoffen, so theil Gnad mit; ist das nicht, so nimm den Bösen hin von dem Volk!“

„Auch soll man nur den mögen tödten, der öffentlich verärgert. Denn du, Oberer, kannst niemand nach der Bosheit seines Herzens urtheilen, bis du sein Herz an den Früchten erkennst; und so du ihn dem Leib Christi schädlich und der Gemeinde verderblich werden empfindest, sofern du ihn leben liessest, dann magst du ihm den Mühlstein an den Hals henken und ihn in die Tiefe des Meeres vergraben. Und thust dann nicht du dasselbe, sondern sein offen Laster nöthigt die Obergewalt solches zu thun, denn so sie das nicht thäte, pflanzte sie alle Laster. Wer nicht alle Jahre die neuwachsenden Dörne mit dem Gerter [Messer] meistert, der muß leiden, daß sie ihm zuletzt den ganzen Bann [Gebiet] einnehmen. Doch bedarf es keiner Gleichnuß. Christus lehrt solches selbst Matth. 5 und 18. „Wenn dich dein recht Aug verböſert, grab es aus und wirf es von dir. Deßgleichen, verärgert dich deine Hand oder Fuß, hau die ab und wirf's von dir ꝛc.“ Das „Aug“ ist, ob er gleich dein Lehrer, dein Führer und Weisheit wäre; die „Hand,“ deine Hülfe und Zuflucht; dein „Fuß,“ dein Gsell und Mitgewerber; denn ein Fuß ist dem andern der treuste Gesell, dennoch sollst du ihn abhauen und hinwerfen. Wiewohl nun die Worte fürnämlich

auf den Bann der Gemeinde reichen, sind sie doch eine klare Lehre den Obern, daß sie sich auch dergestalt halten sollen in der rauhern Strafe, nämlich daß sie, nach Gestalt der Laster, Etliche zum ersten freundlich mahnen sollen, ob sie sich besserten. Sobald aber der Trost der Besserung nicht da ist, sondern nur zu besorgen ist, man werde noch bösern Schaden an dem ganzen Leib erleiden, so ist es besser, es verderbe ein Glied, als der ganze Leib. Denn die Obern sind Rächer und Diener Gottes; darum wird Gott nicht erzürnt, so man seinen Dienst thut."

(N°. 3. S. 395. 396. N°. 1. Art. 40. S. 387—389.)

§. 11.

Sie soll sich aber wohl hüten, daß sie sich ihrer Gewalt nicht überhebe, noch sie wider Gottes Absicht mißbrauche.

„Paulus spricht, Röm. 13. „Jede Seele sey der obrigkeitlichen Gewalt unterthan; denn es ist keine Gewalt, ohne von Gott. Die Gewalten also, die da sind, die sind von Gott verordnet." Unter den Gewalten versteht Paulus alle Obrigkeiten, seyen es Könige und Fürsten in Monarchien, oder Regenten in Aristokratien; „denn es ist keine Gewalt ohne von Gott," spricht er. Wie? War denn auch Pharaons Gewalt von Gott? Freylich, denn um unsrer Sünden willen setzt uns Gott Kinder und Schwächlinge auf den Nacken. Jes. 3. Es sollen sich also die Obern nicht überheben, wenn sie hören, daß alle Gewalt von Gott sey; denn sie sind dadurch nicht gerechtfertigt, denn Gott straft oft die Bösen mit den Allerbösesten. Vielmehr da sie hören, daß sie durch Gottes Vorsehung an diese Stelle erhoben seyen, sollen sie sich befleißen, nichts zu thun, was demjenigen nicht geziemt, der an Gottes Statt sitzt. Es soll ihnen auch stets vor Augen schweben, daß von je Welten her das Regiment derer nur kurz

Zeit gedauert hat, die gewaltthätig geherrscht haben; und daß hingegen selbst die Nachkommen derer noch die angeerbte Herrschaft auf lange Zeiten hinaus besassen, welche mit Mäßigung regierten. Es ist ein schlüpfriges und vielumfassendes Ding um das Regieren. Nun aber fällt uns nichts eher aus den Händen, als was von großem Umfang ist, und schlüpfrig zugleich, besonders wenn man es mit Gewalt festhalten will. Da nun ein so viel umfassendes aber sehr schlüpfriges Ding ist um das Regiment, so wird es dem aus den Händen fallen, der es mit aller Macht zu behaupten d. i. in Allem gewaltthätig zu verfahren sucht. Es gibt ein Maaß, das man zur Erhaltung eines Regiments anwenden muß; wer das nicht zu treffen weiß, dem wäre besser, er hätte es nie zur Hand genommen. Sie sollen auch allweg ermessen, daß des Königs d. i. eines jeden Herrn oder Gewaltigen Macht an seinem Volke liegt. So nun das Volk von ihm fallt, was ist denn seine Macht? Womit will er demnach das beschirmen, was er ihm vorgenommen hat, so die, mit deren Kraft er zu schirmen unterstand, von ihm gefallen sind?"

„Die Obern, spricht Paulus weiter, sind nicht eine Furcht oder Schrecken den guten Werken, sondern den bösen." Möchten doch die Fürsten und Gewaltigen auf diesen Theil der Rede Pauli eben so fleißig hören, als sie die Worte im Munde führen: „Es ist keine Gewalt ohne von Gott. Wer sich der obrigkeitlichen Gewalt widersetzt, der widersteht Gottes Ordnung!" Aber so gut steht es leider! um uns arme Sterbliche nicht, daß wir eben so gern das hören, was uns, als das, was Andere zur Ordnung anhält. — Endlich spricht Paulus: „Der Obergewalt ist ein Diener Gottes, dir zu Gutem, oder zu deinem Nutzen." Denn zum Besten Aller sind Obrigkeiten bestellt. Die nun zum Schaden Aller Obere sind, wie dürfen wohl die sich des Namens Christi rühmen, da sie nicht bloß wie Diebe und Räuber wider Hab und Gut, sondern wie pestartige Seuchen wider Leib und Leben Aller wüthen.

Auch sie sind freylich Diener Gottes, aber so wie der Satan Gottes Diener ist, der überall feindselig handelt, betrügt und verderbt."

(No. 3. S. 389—392. 395. No. 40. S. 70.)

§. 12.

Es ist nämlich der Stand des Regenten vielen Gefahren und Versuchungen ausgesetzt.

„Es haben einst auch die alten Weltweisen gesprochen: „Willst du einen Mann kennen lernen, so anvertraue ihm eine Herrschergewalt." So stark verwüstet die menschlichen Gemüther die Hab- und Ruhmgier, wiewohl sie dabey alles hübsch verbirgt. Uebrigens wo einmal die Bahn offen ist, da ist niemand mehr im Stande das Gemüth in den Schranken der Mäßigung zu halten. Daher ist nichts, was die heimlichen Begierden sicherer aufreizt, als das Herrschen. Denn da glauben sie nun Gelegenheit gefunden zu haben, ungestraft wüthen zu können. Daher ist es die gefährlichste Sache, jemand eine Herrschergewalt anzuvertrauen. Saul z. B. übertraf Alle, wie an Leibeslänge und herrlicher Gestalt, so auch an Gutmüthigkeit und Sinneseinfalt. Aber wie sehr änderte er sein Gemüth! Wer war je so undankbar gegen seinen Wohlthäter, wie er gegen David, von dem er doch nichts übels erfuhr, so oft er auch in seiner Gewalt war. Von Pythagoras sagt man, er habe an Grausamkeit alle Tyrannen übertroffen, nachdem er zur Regierung gelangt war? Er, der eine so vielfache Enthaltsamkeit übte, ein so beharrliches Stillschweigen beobachtete, daß man ihn eher einen Menschenfeind, als herrschsüchtig hätte nennen mögen, genoß seine Herrschergewalt so unmäßig, daß er einem Betrunkenen glich, und wider Unschuldige wüthete. Wer sollte nun irgend jemand eine Herrschergewalt mit Sicherheit anvertrauen können? Da wir sehen, daß auch die Redlichsten und Weisesten durch das Herrschen sich ganz verändert-

haben, was dürfen wir denn wohl von denen hoffen, die, im Herrscherstande geboren, doch von keiner Wissenschaft weniger wissen wollen, als von der Kunst zu regieren? und die, wenn sie nun die Regierung führen sollen, einzig den äußern Schein des Fürsten an sich tragen, alles Uebrige aber in den Händen der Allergierigsten lassen, so daß die, welche unter einer solchen Herrschaft stehen müssen, nicht nur Einen, sondern hundert Tyrannen haben. Da liegt alle Gerechtigkeit darnieder, und es waltet dagegen, ja es herrscht die Gier, und das aus keiner andern Ursache, als weil die, welche regieren sollen, dieß gar nicht gelernt haben. Sie meinen, wenn man nur recht große Auflagen, auf welche Weise es immer geschehe, auf das Volk lege, so heiße das die Regierung gehörig verwalten. Daß wir also ja nicht unbesonnener Weise die höchste Gewalt Unverständigen, Kindern, Narren und Habgierigen anvertrauen, sondern solchen, deren Rechtschaffenheit, Treue und Klugheit durch lange Erfahrung bewährt ist; damit wir nicht einst zu spät klagen müssen: Das hätten wir nicht gemeint! Der Allerhöchste gebe uns solche Obere, die einzig auf das Vorbild dessen sehen, durch dessen Anordnung sie ihr Amt empfangen haben, damit sie sich gleich unserm Schöpfer gegen uns betragen, und wir uns rühmen können, viele Väter zu haben, und nicht klagen müssen, wie der Prophet Micha (Cap. 7.) klagte."

(No. 3. S. 398. 399.)

IV.

Die Bürger.

§. 1.

Ohne Gehorsam gegen die Obrigkeit löst sich Alles in Anarchie auf.

„Gott hat im alten Testament die Gewalt, welche die menschliche Beywohnung [Gesellschaft] und Gerechtigkeit zu Frieden und Ruhe erhält, eingesetzt. Exod. 18. Im neuen hat Christus geheißen dem Kaiser (unter welchem wir eine jede Obrigkeit verstehen sollen) geben was man ihm schuldig sey. Das heißt er auch durch den Mund Pauli, Röm. 13. Es fordert aber Paulus in diesem Capitel so dringend zum Gehorsam gegen die Obrigkeit auf, daß man wohl schließen kann, es mögen schon damals solche gewesen seyn, welche die christliche Freyheit zu einem Anlaß für das Fleisch zu machen suchten. Nicht daß ich den zügellosen Muthwillen billige, mit welchem einige Obrigkeiten oder Fürsten regieren, sondern daß es mir nicht gefällt, daß die, welche sich für Christen ausgeben, einzig darauf ausgehen, daß sie alle Herrschaft von sich werfen, um frey leben zu können. Was ich immer entweder für die höchste Thorheit oder für die größte Bosheit gehalten habe. Denn jede Gesellschaft, wer und wo sie immer seyn mag, muß eine regierende Gewalt anerkennen und ihr gehorchen; ohne dieses müßte sich jeder Verein auflösen. Die Christen sollen also nicht der Obrigkeit, sich entziehen, sondern sich dafür Mühe geben, daß die Obrigkeit unter der wir leben, eine vorzüglich fromme und gerechte Obrigkeit sey. So dieß aber nicht in unserer Gewalt steht, wenn nämlich der, welchem wir gehorchen müssen, oft auch ein Schwachkopf, zum Thron geboren ist, so haben wir desto ernstlicher Gott zu bitten, daß er uns am Ende einen Moses sende, der uns aus der Sclaverey zur

wahren Freyheit verhelfe; nicht zu der Freyheit, da jeder thun mag was ihn gelüstet, denn die ist eine schädlichere Tyranney, als wo Wenige oder nur Einer auf diese Weise sich den Zügel läßt. Denn weit unerträglicher ist's, wenn ein ganzes Volk raset, als nur Wenige. Sondern zu der Freyheit, daß die Wahrheit freyen Lauf habe, die Gerechtigkeit gleichmäßig für Alle verwaltet, und Friede und Einigkeit durch gemeinsames Bestreben erhalten werde."

(N°. 49. S. 29. N°. 3. S. 389.)

§. 2.

Darum sind alle, die unter einer Obrigkeit stehen, derselben Gehorsam schuldig.

„Es spricht also Paulus Röm. 13. „Eine jede Seele, ein jeder lebender Mensch soll den Obern gehorsam seyn, denn es ist keine Obrigkeit, die nicht von Gott sey. Die Obrigkeiten aber, die sind, die sind von Gott verordnet. Also welcher sich wider die Obrigkeit legt, der ist der Ordnung Gottes widerstanden." Und weiter spricht er: „Darum ist nothwendig, daß man der Obrigkeit gehorsam sey, nicht allein der Strafe, sondern auch des Gewissens wegen." Er will damit sagen, wir sollen uns des Bösen enthalten, nicht bloß aus Furcht vor Strafe, sondern damit wir unser Gewissen nicht verletzen, welches wir stets so rein und unsträflich bewahren sollen, daß wir uns in keinem Dinge dem Willen Gottes widersetzen. Da nun Gott will, daß wir der Obrigkeit gehorsam seyen, so können wir uns ja nicht ohne Gefahr unsers Gewissens dem Gehorsam gegen dieselbe entziehen. Was wollen nun die für eine Ausflucht erdenken, welche eine christliche Obrigkeit abthun wollen? Es ist wider das Gewissen, einer ungläubigen und gottlosen Obrigkeit nicht zu gehorchen; wie sollte es denn wider das Gewissen seyn, einer christlichen Obrigkeit zu gehorsamen?"

(N°. 3. S. 389. 390. 397.)

„Was können auch wider dieß starke Wort Pauli alle Päbstler? Gott spricht, man sey der Obrigkeit, die das Schwert trägt, Gehorsam schuldig, verstehe in den Dingen, die das leibliche Leben, Gesellschaft und Freundschaft, ja überall die menschliche Gerechtigkeit antrifft; und das nicht allein darum, daß sie uns denselben mit Gewalt angewinnt [erzwingt], sondern auch von der Conscienz wegen. Höret ihr, daß euer Gewissen versündigt [verletzt] wird, wenn ihr der Obrigkeit, die das Schwert trägt, nicht gehorsam seyd? Habet ihr also ein Gewissen, so sehet dazu; denn, seyd ihr gemeldter Obrigkeit nicht gehorsam, so verletzet ihr es. Summa, es ist dir Pabst und Bischof, Pfaff, Mönch, Nonne Sünde, wo du der Obrigkeit nicht gehorsam bist. Dieß Wort möget ihr mit allen euern Kräften nicht brechen. Aber, o alle Christenmenschen! seyd der Obrigkeit gehorsam, die uns die menschliche Gerechtigkeit aufrecht erhält, damit wir ein friedsam still Leben führen! Seyd aber auch, ihr Obere! so geflissen des Rechten und Guten, daß ihr nichts gebietet, das wider Gott sey; oder aber ihr würdet die Conscienzen wider euch verletzen und richten, die sonst verletzt werden, so sie euch recht Gebietenden nicht gehorsam sind!“

(N°. 1. Art. 41. S. 391. N°. 36. S. 47—49.)

§. 3.

Eben so sind die Untergebenen auch zur Entrichtung der erforderlichen Abgaben an die Obrigkeit verpflichtet.

„Weiter spricht Paulus Röm. 13. „Darum gebet Steuer und Zoll, denn sie sind Diener Gottes, daß sie steif aufsehen.“ Hier hören wir, daß wir denen, welche die menschliche Gerechtigkeit schirmen, Steuer zu ihrer Nahrung schuldig sind. Und so die Obern das Amt, das ihnen empfohlen ist, recht zudienen, den Einfältigen rathen und sie nicht der Gefahr preis geben,

den Ohnmächtigen helfen und sie nicht unterdrücken lassen, so ist es billig, daß die, die ihre Hülfe empfinden und brauchen, ihnen ihre verlegene [aufgewandte] Zeit und schädliche Versäumnuß wieder ersetzen, sofern sie, wie ich gesagt habe, verliegen, und aus Verliegen [Versäumniß] Schaden empfangen, den sie nicht tragen mögen. Wo sie aber sonst reich genug sind, sollten sie billig des Ihrigen leben, und nach der Art Gottes sich ein gemeines Gut aller Menschen machen; wie auch Sokrates, ein Heide, gethan hat mit Wort und Werk, dessen Wort ist: „Der Weise ist ein Gemeingut!" meinend, die Weisheit sollte gemeinlich allen Menschen dienen. Dessen findet man noch wohl ein Bild unter den Rathsherren in Städten und Landen, aber unter dem herrschenden Adel wenig; denn sie seyen wie reich sie wollen, so lassen sie ihren armen Leuten nichts nach. Desto minder sind sie Gott gleich. Doch mögen sie ziemlicher Maß, der menschlichen Gerechtigkeit nach, ihre Schuld einziehen; denn sie haben dessen Gestand [das Zugestehen] der Schrift Röm. 13. „Darum gebet allen Menschen was ihr ihnen schuldig seyd! Wem ihr Zoll schuldig seyd, dem gebet ihn, wem ihr Steuer oder Schoß schuldig seyd, dem gebet sie u. s. w."

(No. 36. S. 49. No. 1. Art. 41. S. 390.)

„Die Obern sollen stets wachsam seyn, daß sie ihr Amt gehörig verwalten; sie dürfen nicht auf ihren eigenen Nutzen sehen, sondern müssen für die allgemeine Wohlfahrt sorgen. Da also die Obern mit Hintansetzung ihrer eigenen Angelegenheiten für das gemeine Beste besorgt seyn müssen, so verdienen sie dafür einen Ersatz von Seite des Staates. Es ist also gerecht und der göttlichen Ordnung gemäß, daß wir denen Steuer und Schatzung geben, die für uns wachen."

(Matth. 17, 25.)

§. 4.

Aber Sünde ist's, wenn Uebermuth und Verschwendung der Fürsten vom Volke unerschwingliche Abgaben erpreßt, oder dasselbe durch Monopolien drückt.

„Da horchen einige Fürsten gewaltig auf, wenn sie hören, Gottes Wort gebiete, man solle ihnen Steuer und Abgaben entrichten; aber sie bedenken wenig, aus was Ursache man ihnen Steuer geben solle; nämlich dazu, damit sie die Bösen strafen und nicht die Guten, damit sie die öffentliche Ruhe und Sicherheit beschirmen, die Guten ehren und pflanzen, und nicht die Bösen. Denn Paulus sagt, sie seyen Diener Gottes, die darauf halten müssen, daß sie rächen und strafen an Gottes Statt die welche Uebels thun. Aber indem man solches lehrt, da bricht das Fleisch hervor, und wird hochmüthig und schämt sich nicht das Gebot Gottes zu mißbrauchen, wie die Tyrannen thun, die neue Schatzungen auf ihr Volk legen, ohne dessen Gunst, aus lautrer Gewalt. Welcher Schatzung sie bedürfen, es ist wahr! sie haben aber sich zu der Armuth gebracht mit überschwenglicher Pracht, Spielen, Saufen, Huren, Kriegen, ungeziemende Kosten der Kleidung, Diener und fremder Sitten und Zierden. Die nicht allein Zölle, Steuern und Schoß von den Armen reißen, sondern sie haben Juden oder Wucherer unter ihnen sitzen, die verzollen ihnen alle Jahre ihr Leben so theuer, daß des Geldes weder der Tyrann noch die Juden und Wucherer werth sind. Dennoch lassen sie solche Beschwerden über ihr armes Volk gehen, damit ihnen auch ein Theil werde. Die erst nach solchem die Monopolos, Eigenkäufer, unter ihnen dulden, die aber in ihren Rechten verboten sind. Man muß Spezerey, Zinn, Kupfer, Tuch &c. alle von den Eigenkäufern nehmen, die beschweren nicht allein ein Fürstenthum, sondern die ganze Welt. Sie geben ihre Waare wie sie wollen, und ist keine arme Kindbetterinn in aller Welt, sie muß an jedem Löthlein Pulver denen Wölfen

einen Kreuzer oder noch mehr zur Schatzung geben. Damit legen sie so unsäglich viel Gut zusammen, daß ihnen die Fürsten oft nehmen müssen gleich als den Bienen, oder sie haben einen Verstand [Einverständniß] mit ihnen, wie viel. Darzu so haben sie den Eigenkauf [Monopol] um unsäglich Geld von ihnen gekauft. Daran liegt nichts, wie viel sie darum geben, denn sobald sie den Eigenkauf haben, so ist es gethan; sie geben die Waare wie sie wollen, und kommen der Theure [Kosten] wohl ein. Und wie viel man solchen Fürsten auch gibt in Zeiten des Friedens, daß sie, es zusammenlegend, alle Nothdurft bestreiten könnten, so es die Sache erforderte, so ist doch alles verthan [durchgebracht], und so bald Noth kommt, so legen sie die von Stund an auf ihre Armen. Die ihren Armen so gar keine Erbärmde noch Hülfe in ihrer Armuth und Landesbresten thun, daß sie eher gegen andere Fürsten merkliches Gut verkriegen, als sie ihren Armen nur einen Pfennig nachlassen. Die ihr empfohlen Volk nicht für Menschen, sondern für Vieh halten, ja schnöder denn Vieh, ich geschweige, daß sie es für Brüder haben, darum daß sie Eines Glaubens, Eines Taufs und Eines Gottes mit ihnen sind. Die sich selbst bereden durch ihre gleichsnende Gelehrten, alles so in dem Kreis ihres Gebietes, sey ihr eigen. Die ihr armes Volk, das so treulich zu ihnen setzt Seele, Ehre, Leib und Gut, und stets schreyt: „O, der fromme Fürst!“ (wiewohl er ein Schalk ist; nimm dich nichts an, frommer Mann!) täglich so jämmerlich zerfleischen mit erdichteten Klagen, nur damit ihnen ihr Gut verfalle [zufalle]. Die, so sie Behüter, Beschützer und Beschirmer seyn sollten, nichts anders sind worden als Beschätzer [Erpresser], Betrüger, Beschaber. Ja, diese gottlosen Fürsten sollen darum, daß Gott geheißen hat ihnen gehorsam seyn, ihre Gewalt nicht mißbrauchen. Man ist auch ihnen nicht schuldig, allen Muthwillen zu ersättigen, sondern ziemende Nahrung zu widerstellen [ersetzen], die sie um unsert-

willen versäumen, dieweil sie dem Zudienen der Gerechtigkeit obliegen."

(No. 3. S. 397. 394. No. 1. Art. 41. S. 391—393. vergl. Matth. 17, 25.)

§. 5.

Ein solcher tyrannischer Druck reizt oft zur Empörung; der Christ aber darf sich derselben nicht schuldig machen, sondern soll seine Erlösung von Gott erwarten.

„Wo aber der Fürst übermüthig und ein üppiger Verschwender ist, und das Volk ungehorsam und auf seinen eigenen Nutzen bedacht, da entstehen Aufruhren. Es geschieht aber auch dieß nicht ohne die göttliche Vorsehung, welche alle Haare unsers Hauptes gezählt hat, damit nämlich beydes, der Muthwill der Tyrannen und die Frechheit des Volkes gezähmt werde. Ein aufrührerisches Volk wird nur durch wilde Affekten, durch Wuth und Raserey geleitet, nicht von Ueberlegung und Vernunft. Obrigkeiten sollen sich also hüten, daß sie dem Volke keinen Anlaß geben sich zu empören. Wenn sie nämlich weise und gottesfürchtig sind, wenn sie Gerechtigkeit und Billigkeit üben, so wird Gott nicht zugeben, daß das Volk wider sie wüthe; denn Gott ist mächtiger als das Volk, und verläßt die nicht, welche ihm vertrauen und dienen. Das Volk aber muß man warnen, daß es sich nicht durch Aufruhr ins Verderben stürze. Aufruhren werden gemeiniglich von solchen erregt, die nach Ehren und Reichthümern trachten. Damit es nun nicht den Anschein habe, als ob die Christen mehr für das Menschliche als für das Göttliche sorgen, und mehr auf das Zeitliche sehen, als auf das Himmlische und Ewige, so sollen sie auch den Tyrannen in den Dingen gehorchen, welche nur den Leib drücken, und ihnen Abgaben bezahlen, damit das Evangelium nicht um ihretwillen gelästert werde. —

So ziemt also nicht, daß man etwas mit Frefel oder eigner Gewalt unternehme. Denn welche das thun, die sind nicht Christen, sondern frefne Feinde der Lehre Christi. Denn aller frefner Raub geschieht nicht ohne Aufruhr und Bewegung, Joh. 9. Welcher nun mit Frefel oder eigner Gewalt etwas untersteht, der hat sich verwegen [erdreistet], Aufruhr und Empörung zu machen, der will die Lehre Christi allenthalben verscheuchen, denn wo man sieht, daß solche Empörung daraus sollte entspringen, da hütet man sich davor als vor Gift. Ich weiß wohl, daß Christus spricht: „Ich bin nicht kommen Frieden zu senden auf Erden, sondern Zertrennung." Luk. 12. Weiß ich doch daben, daß er gesagt hat, Joh. 16. „Diese Dinge habe ich mit euch geredet, daß ihr Frieden in mir habet." Der Unfriede, den Christus gebiert, ist nicht um des zeitlichen Gutes willen, sondern er ist nichts anders denn eine Scheidung, wo etliche Gefreundte uns nicht wollen lassen Christo anhangen. Christus raubt nicht, krieget nicht, schlägt nicht zu todt, sondern er leidet eher alle Dinge als daß er deren eines an die Hand nehme. So sehe nun ein jeder zu, daß er in keinem Dinge seinen eignen Nutzen suche, damit der Name Gottes nicht seiner Sünde wegen geschmähet werde, und man an der Lehre Christi keinen Anstoß nehme. Kannst du frey werden, spricht Paulus, so nimm es an; wo nicht, so gehorche auch ungerechten und harten Herren, wofern sie dich nur nicht zwingen wollen wider Gottes Gesetz zu handeln! Das ist die Lehre, die jedem Einzelnen für seine Person gegeben wird."

(Matth. 17, 25. Luk. 4, 28. No. 1. Art. 64. S. 491.)

„Leide also und ertrage alle Tyranney, die nicht deinem Glauben in den Weg tritt. Denn es geschieht nicht umsonst, wenn man unter einem gottlosen Regenten leben muß. Denn entweder straft dich Gott für deine Vergehungen, oder er will deine Geduld prüfen. Bedenke dabey, daß die Kinder Israels zwar lange Zeit von dem egyptischen Tyrann grausam geplagt wurden, daß aber Gott doch ihre Drangsal angesehen, und

sie erlöst und ausgeführt hat, dagegen aber Untergang und Verderben über die gebracht, welche sie bisher unterdrückt hatten; und daß Gott stets derselbe bleibt. Hat er also damals die Seinen angesehen, sich ihrer erbarmt, und sie befreyt, so wird er auch dich nicht vergessen oder versäumen."

(No. 3. S. 379. 380.)

§. 6.

Es mag jedoch ein gottloser Regent auf rechtmäßige Weise entsetzt werden.

„Ein gesammter Staat hingegen kann und soll sich mit Mäßigung und Furcht Gottes dem Unrecht und der Gewalt der Tyrannen gerechter Weise widersetzen, und das gemeine Wesen und die öffentliche Freyheit in Schutz nehmen. Und so sie das nicht thun, so werden sie mit dem gottlosen Fürsten von Gott gestraft. — Daß man aber einen solchen Regenten möge dannen thun, das zeigt uns das helle Beyspiel Sauls an, den Gott verstoßen hat, wiewohl er ihn zum ersten erwählet hatte. 1 Reg. 15. Ja, so man die üppigen Könige nicht abstoßt, so wird das ganze Volk darum gestraft. Jerem. 15. Als Gott die vier Plagen erzählt hatte durch Jeremias, die er über das Volk wollte senden, spricht er darnach: „Und ich will alle Reiche des Erdbodens über sie entzünden von Manasse des Königs Ezechias Sohns wegen, um alle Dinge, die er zu Jerusalem gethan hat." Dieser Manasses hatte große Uebel gethan mit aller Abgötterey und mit unschuldigem Blutvergießen, wie man findet 2 Kön. 21. Um welcher Uebel willen Gott das Volk Israel gestraft hat. „Darum daß Manasse, der König Juda, die allerärgsten Gräuel gethan hat, ja übertroffen hat die Amoriter, die vor ihm auch Uebels gethan haben, und hat das jüdische Volk zu Sünden bewegt mit seinen Götzen. Darum spricht der Herr Gott Israels: Nimm wahr, ich werde Uebels bringen über

Jerusalem und das Jüdische Reich, daß jedem, der das hören wird, die Ohren klingen werden ꝛc." Kurz, hätten die Jüdischen ihren König nicht also ungestraft lassen muthwillen, so hätte Gott sie nicht gestraft. Man muß das Aug, so es verbösert, ausgraben, die Hand, den Fuß abhauen."

„Wie man aber den abstoßen solle, ist leicht zu merken. Nicht mit Todtschlägen, Kriegen, Aufruhren, sondern mit viel andern Wegen, denn Gott hat uns im Frieden berufen. Wird der König oder Herr von gemeiner Hand erwählt, und thut übel, so thue ihn die gemeine Hand wiederum dannen, oder aber sie werden mit ihm gestraft. Hat ihn eine kleine Zahl der Fürsten erwählt, so soll man den Fürsten anzeigen, daß man sein verärgerlich Leben nicht mehr dulden möge, und sie heißen ihn abstoßen. Hier aber hebt sich Noth, denn der Tyrann fährt zu und mordet dieselben. Das schadet aber nicht; es ist gar trostlich um Rechtthuns willen getödtet zu werden, so man dabey des Willens Gottes fahrt, 1 Petr. 2. als nachher mit den Schuldigen in der Missethat getödtet werden von der Hand Gottes. Magst du aber den Weg nicht erleiden, und darfst es nicht wagen, so leide den muthwilligen Tyrannen, und werde dann zuletzt mit ihm gestraft, und steht dennoch die Hand Gottes ausgestreckt und dräuend. Ist der Tyrann von niemand erwählt, sondern er hat das Reich ererbt, weiß ich nicht, wie dieselbigen Reiche einen Grund haben. Denn, laß dir seyn, als ob der geborne König ein Kind oder ein Thor wäre, dennoch muß man ihn für einen Herrn haben. Wie wird er aber herrschen? Es muß folgen, daß nicht, nach gemeinem Sprichwort, eines Königs Sohn entweder ein Narr seyn muß oder ein König, sondern er wird beydes mit einander seyn, ein Narr und ein König. Jedoch muß man das Reich mit andern Weisen verwalten. So wäre auch besser, man machte einen Weisen zu einem König, denn es ist ein unglückhaftig Land, dessen König ein Kind ist. Die einen Tyrannen beschreiben, sprechen, daß der ein Tyrann sey,

der aus eigner Kraft und Darstellen regiere. Also weiß ich nicht, wannen es kommt, daß man die Reiche ererbt, es sey denn, daß solches die gemeine Verwilligung und Gehellung [Zustimmung] des Volkes zugebe. So nun der ein Tyrann ist, soll ihn nicht einer oder der andere unterstehen abzuthun, denn das macht Aufruhr, und ist aber das Reich Gottes Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geiste. Röm. 14. So aber die ganze Menge des Volks einhelliglich, oder der größer Theil, sofern er vor Unrath seyn mag, den Tyrannen abstoßt, so ist es mit Gott. Also sollten die Kinder Israels den Manasse abgestoßen haben, so hätte sie Gott nicht mit ihm gestraft. Sprichst du: „Wann wird es dazu kommen, daß der größere frömmere Theil Eins werde?“ Antwort: Wird er nicht einhellig Eins, so rede ich wie zuvor, so trage das Joch des Tyrannen, und werde zuletzt erst mit ihm gestraft! Und kannst dich nicht klagen, denn mich hat auch etwann gewundert, warum Gott das arm Volk von der Könige oder Obern wegen strafe. Jetzt wundert es mich nicht mehr. Warum halten wir uns gegen dem Nächsten nicht nach Inhalt des Gesetzes der Natur, so bedürfte man keines Obern, sondern wir wären alle wie die Brüder. Also: Warum ist uns nicht allen Gerechtigkeit zum höchsten lieb und das Uebel widrig; so wären wir alle einhellig den Tyrannen zu verstoßen? So wir aber so lau sind in der Liebe der gemeinen Gerechtigkeit, darum lassen wir alle Uebel der Tyrannen vorgehen, und werden billig von ihnen zerrissen und zuletzt mit ihnen gestraft. Also mangelt nicht Weg noch Rath, wie man die Tyrannen abstoße, sondern es mangelt [all=] gemeine Frömmigkeit.“

(Matth. 17, 25. No. 1. Art. 42. S. 395—398.)

V.

Der Eid.

§. 1.

Der Irrthum der Wiedertäufer von der Unzuläßigkeit des Eides beruhet auf einer falschen Auslegung der Worte Christi, Matth. 5.

„Es sind zu unserer Zeit sehr gefährliche Zänker aufgestanden, die neben andern Irrthümern, die sie ausstreuen, auch keck behaupten, die Christen dürfen keinen Eid weder leisten noch fordern. Sie stützen sich nämlich auf die Worte Christi, Matth. 5. wo er sagt: „Ich aber sage euch, ihr sollet gänzlich nicht schwören!" da doch Christus in jener Stelle nicht vom Eide, sondern von den leichtsinnigen und nichtswürdigen Betheurungen, Flüchen und Schwüren redet, die leider! unter den Christen nur zu sehr im Schwange sind. Wir sehen hier auch im Vorbeygehen, wie viel darauf ankommt, ob man Christum dem Buchstaben oder dem Geiste nach auffasse. Doch wir wollen die Worte Christi etwas tiefer und genauer erforschen. Der ganze Irrthum der Wiedertäufer hat also seine Veranlassung daher, daß sie die wahre Meinung Christi, Matth. 5. nicht einsehen, ja nicht einmal die Bedeutung der Worte kennen. Denn das deutsche Wort „schwören," das sie für einerley mit dem Griechischen ἐπιορκεῖν und dem Lateinischen jurare halten, hat eine andere Bedeutung, als sie meinen. Wenn wir z. B. sagen: „Der schwört," so ist es ungewiß, ob ihm ein Eid abgenommen wird, oder ob er nur etwas betheuert. Es drückt nämlich beydes aus. Die Lateiner hingegen haben drey Wörter: jurare, dejerare, und pejerare. Das erste heißt, einen Eid ablegen, das zweyte, etwas Wahres oder Falsches leichtsinnig betheuern; was wir mit dem Ausdruck „zuschwören" bezeichnen könnten; das letzte heißt, einen Mein-

eid thun. Nun will Christus uns hier nicht verbieten einen Eid abzulegen (jurare), sondern nur etwas zu betheuern (dejerare). Indem die Wiedertäufer dieß nun nicht sehen oder nicht sehen wollen, so irren sie mit Wissen und Willen. Um aber zu zeigen, daß dieß die Meinung Christi sey, wollen wir die Worte selbst erwägen. Er sagt: „Ihr habet gehört, daß zu den Alten gesagt ist: Du sollst nicht ἐπιορκεῖν, das heißt, fälschlich betheuern!" Wir finden nämlich das Betheuern überhaupt weder bey den Hebräern noch bey den Griechen verboten. Wohl aber finden wir Exod 20. folgendes Verbot: „Du sollst den Namen des Herrn deines Gottes nicht leichtsinnig oder unnütz nehmen!" und Lev. 19. „Ihr sollet nicht eine Lüge mit meinen Namen beschwören!" Es war also den Alten untersagt, den Namen Gottes unnützer Weise im Munde zu führen, das heißt, wie es im angeführten Orte des dritten Buch Mose erklärt wird, eine Lüge bey Gott zu betheuern. Hieraus scheint nun unter den Juden die Meinung entstanden zu seyn, wenn der Name Gottes auch im täglichen Umgange bey etwas Wahrem gebraucht werde, so habe es nichts zu sagen; nur bey etwas Eitelm, Unnützem, Falschem, Erdichtetem oder Erlogenem sey es unerlaubt eine solche Betheurung beyzufügen. Diesen Wahn widerlegt hier Christus. Er belehrt sie, daß sie im täglichen Umgang weder eine Wahrheit noch eine Unwahrheit mit einer Betheurung bekräftigen, sondern in allem Reden sowohl als Handeln sich der Wahrheit dergestalt befleißen sollten, daß, wenn einer spreche: „Ja, so ist es!" der Nächste sich so auf ihn verlassen dürfe, daß er gewiß wisse, es verhalte sich so, wie er gesagt; und wenn er sage: „Nein!" dieser zuverläßig wisse, daß dem nicht also sey. Es ist also hier von einem Eidschwur ganz und gar nicht die Rede. Es heißt ja: „Ihr habet gehört, daß zu den Alten gesagt ist: Du sollst nicht falsch betheuern!" Wo ist dieß zu den Alten gesagt? Da, wo nicht vom Meineide, sondern von Betheurungen die Rede ist. Daselbst wird erlaubt etwas Wahres mit dem

Namen Gottes zu betheuern. Es folgen hierauf die Worte: „Du sollst aber dem Herrn deine Eide halten!" Worauf geht dieses? Wenn hier vom Eide die Rede ist, wie können denn die vorhergehenden Worte in dem Sinne genommen werden: Du sollst deinem Eide nicht untreu werden! Es ergibt sich also, daß Christus hier von solchem Zuschwören (Betheuern) redet, da einer leichtsinnig sich verpflichtet etwas zu leisten; als wollte Christus zwischenbey sagen: Denn ihr müsset dem Herrn halten, was ihr gelobt habet! Und mit Recht, um auf diese Weise vom Betheuern oder Zuschwören abzuschrecken, indem man zu erwarten habe, daß Gott uns auch leichtsinnige Gelübde zurechnen werde. Nun folgen die Worte: „Ich aber sage euch: Ihr sollet überhaupt nicht schwören." Siehe da, von welchem Schwören er redet! Von demjenigen nämlich, welches die Alten im Gesetz für erlaubt hielten, nämlich etwas Wahres und Wichtiges beym Namen Gottes zu betheuern. Christus lehrt dagegen, daß wir selbst etwas Wahres, und wenn es noch so wichtig wäre, nicht aus uns selbst d. i. ohne höhere Aufforderung betheuern, zuschwören, oder eidlich geloben dürfen. Es ist also abermals von einem Eidschwur, welchen die Obrigkeit uns abfordert, nicht die Rede. Diese Meinung wird noch mehr befestigt durch das, was weiter folgt. Er fährt nämlich also fort: „Auch nicht beym Himmel, denn er ist der Thron Gottes; noch bey der Erde, denn sie ist sein Fußschemel; noch bey Jerusalem, denn sie ist die Stadt des höchsten Königes. Du sollst auch nicht bey deinem Haupte schwören, denn du magst nicht ein einziges Haar weiß oder schwarz machen." Aus diesen Beyspielen wird klar, daß Christus hier gar nicht vom Eidschwur redet. Denn wer bey den Hebräern hat jemals beym Himmel, bey der Erde, bey Jerusalem oder bey seinem Haupte einen Eid abgelegt? Hingegen wer betheuert nicht auf diese Art? Da verspricht einer ein Geschenk bey Gottes Kreuz, ein Andrer betheuert bey Himmel und Erde. Das ists also, was Christus verbietet. Eben da-

hin zielt auch der Schlußsatz der ganzen Rede. „Es sey aber euere Rede so beschaffen, daß es, wenn ihr saget: „Ja!“ wirklich Ja, und wenn ihr „Nein!“ saget, wirklich Nein ist. Euere „Rede“ sagt er; er redet also nicht vom Eidschwur, denn er spricht kein Wort von einem Gericht oder von der Obrigkeit; sondern von den Reden, deren wir uns im täglichen Umgange bedienen.“

(Genes. 21, 27. No. 15. S. 122—125. (Matth. 5, 34.)

§. 2.

Der Eid ist eine religiöse Handlung zum Vortheil des Nächsten und als solche nicht nur erlaubt, sondern höchst würdig.

„Der Eid ist eine Bezeugung bey Gott um etwas zu entscheiden oder zu leisten. Diese Erklärung gehört nicht mir an, sondern dem, bey welchem wir schwören. Denn Exod. 22. gibt er folgende Vorschrift: „Wenn jemand seinem Nächsten einen Esel oder Ochsen oder kleines Vieh oder irgend ein anderes Thier zu Huth übergab, und dasselbe stirbt, oder es geht zu Grunde, oder wird, ohne daß es jemand sieht, von Dieben geraubt, so soll man es zwischen beyden auf einen Eid des Herrn ankommen lassen, daß der, welchem das Thier war übergeben worden, seine Hand nicht gelegt habe an das Eigenthum seines Nächsten. Und der Herr des Thieres soll jenen Eidschwur annehmen, und der, welchem es anvertraut war, soll nichts erstatten.“ Hier sehen wir, daß der Eid eine Bezeugung bey Gott ist; denn es heißt „ein Eidschwur des Herrn oder Gottes.“ Diese Bezeugung ist aber nichts anders als ein Herbeyrufen der schwersten göttlichen Strafen über sich selbst, wofern man mit Betrug umgehe. Denn indem man den zum Zeugen anruft, für dessen ausschliessenden Verehrer man sich bekennt, und der, wenn auch Menschen getäuscht werden können, sich doch nimmermehr täuschen lasse; so bezeugt

man, daß man nicht täusche noch täuschen werde, bey Verlust der Gnade dessen, den man allein verehrt, und der allein unsere Herzen kennt. Diese Stelle (Exod. 22.) bezieht sich auf den Eid, inwiefern etwas entschieden werden soll. Wir lesen aber Genes. 21. folgende Worte Abimelechs an Abraham: „So schwöre mir nun bey Gott, daß du weder mir noch meinen Nachkommen und Geschlechte Schaden zufügen wollest &c." Hierauf spricht Abraham: „Ich will schwören!" Und dann heißt es weiter: „Daselbst schwuren sie einer dem andern &c." Hier haben wir wieder eine Betheurung bey Gott, um etwas zu leisten. Es schwört nämlich Abraham, daß er keinen Schaden zufügen wolle; was er auch hielt. — Die Wiedertäufer aber nennen den Eid nur eine Entscheidung, und lassen das Merkmal „Betheurung bey Gott" weg, damit die Einfältigen und Redlichen nicht bey sich selbst denken: „Warum sollte man Gott nicht zum Zeugen anrufen dürfen, wo das Heil des Nächsten auf dem Spiel steht." Der Eid ist also ein göttliches Ding; denn er ist der heilige Anker, zu welchem man seine Zuflucht nimmt, wenn die menschliche Weisheit nicht weiter schreiten kann. Denn wer weiß was in dem Menschen ist, als nur Gott allein? An diesem wird also der zum Verräther, welcher bey ihm falsch schwört. Denn man glaubt, daß er so gesprochen habe, oder seine Zusage halten werde, weil er Glauben und Ehrfurcht vor Gott habe, und so bedient er sich Gottes zu seinem Betruge."

„Zum Besten des Nächsten also ist der Eid von Gott geboten. Da aber das ganze Gesetz und die Propheten an den beyden Geboten hangen: „Du sollst den Herrn deinen Gott lieb haben von ganzem deinem Herzen, von ganzer deiner Seele, und von ganzem deinem Gemüthe!" und: „Du sollst deinen Nächsten lieb haben wie dich selbst!" und der Eidschwur selbst eine Betheurung ist bey dem Gott, welchen man allein liebt und ehret, und zum Vortheil des Nächsten abgelegt wird; wer sollte denn, ohne alles Ansehen der Schrift, den Eid unter den

Wolke Gottes aufheben dürfen? Durch den Eid kann Gott nicht beleidigt werden. Denn er wird angerufen als Zeuge, damit man, wenn man uns sonst keinen Glauben schenkt, uns doch darum glaube, weil wir um keinen Preis an ihm Verräther seyn wollen. Auch der Nächste wird nicht beleidigt. Denn zu seinem Besten wird ja der Eid geleistet, entweder damit er erfahre, daß das wahr sey, was er zuvor nicht wußte; oder damit er gewiß sey, daß der Nächste ihm das nicht zufügen werde, womit er verschont zu werden bittet, oder daß er das von ihm erhalte, was er wünscht. Weit entfernt also, daß ein Frommer keinen Eid ablegen könne, würde er vielmehr als einen Gottlosen sich beweisen, wenn er denselben verweigern wollte, wo ein Fall, wichtig genug um einen solchen Zeugen anzurufen, ihn dazu auffordert."

(N°. 15. S. 121—125.)

§. 3.

Er ist aber auch eine höchst ernste Handlung, und darf darum nicht leichtsinnig gefordert noch geleistet werden, denn Meineid ist das schwerste Verbrechen.

„Der Eid gründet sich also auf die beyden Hauptgebote, Liebe Gottes und des Nächsten, d. i. auf Glauben und Liebe. Denn vermöge der Bosheit oder Schwachheit des Fleisches täuschen, lügen und fehlen alle Sterblichen. Ferner ist niemand so umsichtig oder so klug, daß er nicht irgend einmal hintergangen oder getäuscht werden könnte. Und dieß ist so sicher, wahr und unbezweifelt, als Gott allein wahrhaft ist. Da also die Bosheit, die Unbeständigkeit und Eitelkeit der Menschen so groß ist, und die Tiefen des menschlichen Herzens uns unbekannt sind und undurchdringlich, so folgt, daß man keinem Sterblichen Glauben beymessen darf. Womit wollen wir nun

aber unser eigenes und des Nächsten zweifelhaftes und schwankendes Gemüth beruhigen und festnen, da wir finden, daß in allen menschlichen Dingen nichts zuverlässig, nichts fest ist? Wahrlich, Gott allein kann unser Gemüth ruhig und sicher machen, wenn wir uns an ihn mit wahrem Glauben ergeben. Wer also in ernsten, wichtigen und heiligen Sachen dem Nächsten einen Eid leistet, oder einen solchen von ihm fordert, der sagt damit gleichsam: Siehe, mein Bruder! wir sind beyde Sterbliche, beyde zur Lüge und Täuschung geneigt. Du sagst, daß du Gott fürchtest und ehrest, und auch ich fürchte und ehre denselben Gott. Nun, so wollen wir uns mit einem heiligen Eide gegen den höchsten, ewigen, wahren und unveränderlichen Gott, der weder selbst täuscht noch getäuscht werden kann, verpflichten, so daß der, welcher den andern hintergeht, den Glauben an Gott gebrochen, und sich der schwersten Strafen schuldig gemacht hat."

„Siehe da, welch ein ernstes Ding es um den Eid ist, und hinwiederum welche Strafe der verdient, der falsch schwöret, folglich nicht nur gegen den Nächsten, sondern selbst gegen Gott meineidig wird. Es ist also der Eid das Ende alles Widersprechens unter den Menschen, (wie Paulus sagt, Hebr. 6.) weil man nämlich bey dem schwört, der nicht lügen kann, und weil der, welcher dem Menschen nicht glaubt, genöthigt wird Gott zu glauben, der von dem Schwörenden zum Zeugen genommen wird. Man darf also nicht leichtsinnig Eide leisten oder abfordern, sondern einzig in den wichtigsten und schwersten Fällen, wo entweder alle Berufung auf Menschen aufhört, oder das Heil des Nächsten schwer gefährdet wird; über alles dieses hinaus aber darf in keiner Sache die wir beschwören wollen, der Name Gottes entweiht werden: Also nur dann, wann Gottes Ehre und des Nächsten Wohl es fordert. Wer nun so schwört, d. i. wer sich so aufs heiligste und feyerlichste gegen Gott verpflichtet, und Gott, der die Wahrheit ist, zum Zeugen anruft, soll eher das Leben lassen,

als seinen Eid nicht halten. Wer aber, zum Eid angehalten, einen Eid ablegt, und hernach meineidig wird, der verdient die schwerste Strafe. Der Meineid ist das schwerste Verbrechen. Denn falsch schwören heißt nichts anders, als Gott, der die Wahrheit und Gerechtigkeit selbst ist, zur Lüge, zum Betrug, zur Ungerechtigkeit mißbrauchen. Läßt sich aber ein schwereres und scheußlicheres Verbrechen denken? Wer falsch schwört, der wird ja an Gott, dem Herrn selbst, zum Verräther. Nicht daß Gott selbst dadurch ein Nachtheil widerfahre, sondern der Verrath fällt auf den Kopf des Meineidigen zurück."

(Genes. 21, 27. vergl. No. 15. S. 134.

VI.

Die Zinse und Zehnten.

§. 1.

Wir sind verpflichtet jedem das ihm Schuldige zu geben. Entstehung des Eigenthums.

„Gott redet durch Paulus, Röm. 13." Gebet allen Menschen was ihr ihnen schuldig seyd." Hier hört man den Muthwillen der Feinde Christi, die allenthalben schreyen, man lehre mit dem Evangelio, daß man niemand solle bezahlen; und heißt aber Gott, man solle jedem geben was man ihm schuldig sey. Nun kommt die Schuld daher, daß wir das Gebot Gottes nicht halten: „Du sollst deinen Nächsten so lieb haben als dich selbst!" Denn wo wir das hielten, so hölfe der etwas für [übriges] hat, von ihm selbst dem Mangel habenden. So wir aber das nicht halten, so sind die Früchte und Habe dieser Welt in der Menschen Eigenschaft

[eigenthümlichen Besitz] gekommen, und hielten diese das inne [zurück], was Gott frey unerkauft hat gegeben. Denn was geben wir ihm um die Früchte, die er uns täglich gibt? Darum nun alle Dinge in Eigenschaft gekommen, so lernen wir alle, daß wir Sünder sind; und ob wir von Natur nicht wüst [befleckt] wären, so wäre doch die Eigenschaft eine große Sünde genug, darum uns Gott verdammte; denn was er uns frey gibt, das machen wir eigen. Vor dieser Sünd ist der Bettler nicht sicher; denn es ist ein jeder Mensch eigennützig etlichen Weg. Damit nun aus der Eigenschaft nicht Unruhe oder Uebels käme, gebeut Gott auf unsern Presten: „Du sollst niemandes Gut begehren!“ Hier sehen wir wohl, daß dieß Gebot erst auf die Eigenschaft muß gekommen seyn. Und ist uns auch dieß Gebot zu schwer, unser Fleisch hält es nicht, darum gibt Gott das letzte Gebot von des zeitlichen Gutes wegen: „Du sollst nicht stehlen!“ Hielten wir das: „Du sollst niemandes Gut begehren!“ so bedürfte es des: „Du sollst nicht stehlen!“ nicht. Wer aber diese Gebote übertritt, der bricht die arme aber nothwendige menschliche Gerechtigkeit, und bricht auch die göttliche; darum fällt er in die Hände der Menschen sowohl als in die Hände Gottes. Damit nun wenigstens die Hand der Menschen vermieden werde, und menschliche Freundschaft gehalten, so heißt uns Gott allen Menschen geben, was wir ihnen schuldig sind.“

(No. 36. S. 50. 51.)

§. 2.

Niemand darf sich dieser Pflicht entziehen unter dem Vorwand einer Gemeinschaft der Güter.

„Aus diesem folgt, daß die nichts als Lecker [freche Buben] sind, die da sprechen: „Ich bin frey, ich will nicht mehr Zins geben noch andere Schuld bezahlen.“ Hörst du nicht, was Paulus redet: „Gib einem jedem was du ihm schuldig

bist!“ Es hilft nicht, daß du sprichst: „Wir sind alle Brüder!“ Denn die arbeitselige menschliche Gerechtigkeit kehrt sich nicht daran; sie läßt uns genug Brüder seyn, sie zwingt aber die Seckel und Taschen nicht, daß sie Schwestern seyen. Darum mußt du dich durch die menschliche Gerechtigkeit lassen meistern, denn Gott heißt es. Alle Dinge aber gemein haben, ist wohl göttlich. Gott zwingt aber den Habenden nicht, sondern läßt ihn dasselbe thun, so fern er will. Also magst du ihn auch nicht dazu zwingen oder nehmen; sondern so du es thätest, so wärest du schuldig des Gebotes: „Du sollst nicht stehlen!“ An diesem Gebot siehst du, daß uns Gott die zusammengeschüttete Gemeinschaft nicht gebeut. Denn wo dem also wäre, könnte niemand stehlen. Denn es wäre alles gemein; wo aber alles gemein ist, da ist das Gemeine eines Jeden. — Wenn uns Gott erleuchtet, daß wir alle selbst das Unsere fröhlich zusammentragen, dann wollen wir nach der Gemeine leben, wie zu den Zeiten der Apostel, da auch niemand gezwungen ward, wie Petrus zu Ananias redet: „War es nicht in deinem Gewalt? Warum hast du denn das gethan?“ Als ob er spräche: Es hat dich doch niemand gezwungen; du hättest doch wohl Zwangs halben die ganze Summe mögen behalten. Welche nun so wohl berichtet sind, daß sie wissen, daß alle Dinge gemein sollten seyn, und wollen das auf ihren eigenen Nutzen ziehen, sollen die Obern solche, ob sie gleich nichts haben, auch gemein machen, sollen sie in die Sand- und Steingruben schmiden, oder vergeben heissen arbeiten u. s. w. so sind sie uns auch nütze, daß andere, an ihnen gewitziget, solche Frevel nicht anheben werden. Kurz, es soll ein jeder der Gerechtigkeit gehorsam seyn, und sich nach derselben halten, die ihm seine ordentliche Obrigkeit vorschreibt, doch daß die nicht wider Gott sey.“

(No. 1. Art. 41. S. 390. 391. No. 40. S. 28.)

§. 3.

So verhält es sich auch mit den Zinsschulden. Zinse nehmen ist freylich an sich etwas Ungöttliches.

„Zins ist man also auch schuldig zu bezahlen bey dem Gebot Gottes: „Ihr sollet allen Menschen geben was ihr ihnen schuldig seyd!“ Denn seitdem die Eigenschaft eingebrochen ist, so mag eine Obrigkeit niemand zwingen, daß er das Seine ohne Trost des Wiedergeltens oder Nutzens ausleihe. Und sind wir aber solches (unentgeldliche Leihen) aus dem Gebot Gottes schuldig. Daher Christus die Reichtage [Reichthum] unrecht oder unfertig nennt, Luk. 16. darum daß ohne Zweifel der Boden und die Früchte der Erde Gottes sind, Ps. 24. und er uns die unvergolten läßt besitzen und genießen. Wir machen aber unser eigen, was Gottes ist, das läßt Gott dergestalt nach, daß wir dennoch seine Schuldner darum sind, und sind auch dabey schuldig, das Zeitliche allein nach seinem Wort und Geheiß zu brauchen. Diese Schuld geht nimmermehr ab. Darum ein jeder, der das Zeitliche nicht braucht nach dem Willen Gottes, vor Gott ungerecht ist, ob er es gleich nicht braucht wider die menschliche Gerechtigkeit. Darum Christus die Reichtage billig ungerecht nennt, zu einem Theil, weil wir eigen machen, was Gottes ist, zum andern, weil wir, was Gottes ist, worüber er aber uns läßt Schaffner seyn, nicht nach seinem Willen brauchen. Also sind auch alle Zinse ungöttlich. Zum Ersten, weil alle Reichthümer ungerecht sind, daraus wir ermessen, warum Christus geredet habe, daß es leichter sey, daß ein Kameel durch ein Nadelloch geschläuft werde, als daß ein Reicher eingehe in das Reich der Himmel. Verzage aber hier niemand! Die Gnade Gottes ist größer als unsere Missethat. Doch müssen wir schlechtlich [durchaus] erkennen, daß die Reichthümer Gottes seyen, und sie allweg bereit halten zu dem Willen und Dienst Gottes, und seyn, als ob wir sie nicht hätten; oder ich kann nicht

verstehen wie der Reiche gläubig sey, so er sein Herz bey dem zeitlichen Schatz hat. Nun hat er's aber dabey, wenn er den nicht nach dem Willen des Herrn allezeit gerüstet hat, und ihn nicht nach demselben braucht; welches daher kommt, daß er den Schatz höher hält weder Gott. So er nun dergestalt nicht gläubig ist, so mag er auch nicht selig werden. Zum Andern sind die Zinse nicht göttlich, weil uns Gott heißt leihen oder Wechsel geben, und nichts davon hoffen, Luk. 6. Exod. 22. So nun die Menschen die Dinge, die sie eigen haben gemacht, dem Dürftigen nicht haben ohne Nutzen oder Wiedergeltung wollen fürsetzen, daher ist es gekommen, daß die arme menschliche Gerechtigkeit nachgelassen hat, daß der Entlehner dem Anleiher, von dem, worauf er ihm geliehen hat, nach Anzahl der Summe Früchte ließ werden, auch nach Anzahl der gewachsenen Früchte. Also: Ist das Gut hundert Gulden werth, und der Entlehner nimmt fünfzig darauf, so ist er schuldig die halben Früchte dem Lehner [Anleiher] zu lassen; hat er fünf und zwanzig darauf entlehnt, so ist er den Viertheil der Frucht schuldig u. s. w. Also müssen es die Juristen verstehen, wenn sie den Zins beschirmen wollen, er sey ein Fruchtkauf. Und wären wahrlich nach menschlicher Gerechtigkeit die Zinse nicht eine große Beschwerde, so sie dergestalt gebraucht würden, wiewohl sie vor Gott nichts desto minder ungerecht sind, wie vorhin gesagt ist. Aber daß einer von einem Gut oder Acker oder Weingarten Zins geben muß, den ihr Juristen einen Fruchtkauf nennt, ob ihm Früchte werden oder nicht, (Grund- oder Bodenzins) das ist doch gar zu viel, und nimmt mich Wunder, daß, die das Concilium zu Constanz und Basel besessen haben, auch nach menschlicher Gerechtigkeit, so unbesinnt sind gewesen, daß sie so ein unbillig Ding haben nachgelassen, das ungläubigen Fürsten, wahrlich! zuviel wäre unter ihrem Volke nachzulassen."

(No. 36. S. 54—56.)

§. 4.

Nichtsdestoweniger ist man schuldig die übernommenen Zinse zu bezahlen.

„Dennoch so die gemeine Verhellung [allgemeine Uebereinkunft] den Zinskauf hält und bestätet mit Briefen und Siegeln der Obrigkeit, so soll ein jeder Zins geben von dem Hauptgut, das er wohlbedacht an sein Eigenthum darum genommen hat, oder aber er betrübte den menschlichen Frieden. Und das rede ich allein von den Zinsern, die nach dem Einsatz [Verordnung] der menschlichen Gerechtigkeit erkauft sind, von zwanzig Eins. Er sündigte auch wider Gott, der heißt einem jeden geben was man ihm schuldig sey. In dem Zinshandel hat man allweg Glauben, Pfand, Bürgen, und der Obrigkeit Versicherung gegeben. Welcher nun die betriegen will, der ist nicht ein Christ, denn er will seinem Nächsten Treu nicht halten (die er aber ihm verheissen hat) um seines eignen Nutzens willen. Und wird deshalb in dem Stehlen fällig [dessen schuldig], so er mit eigner Gewalt seinem Nächsten das Seine entwenden will, um das er die Versicherung gegeben hat. Da er sich in seiner eignen Conscienz für einen Schuldner bekennen muß, denn er hat ihm solche Schuld offentlich und wesentlich verheissen. So er nun sich selbst ausziehen [davon losmachen] will, so übertritt er auch in seiner eigenen Conscienz. Denn da er den Zins versprach, hatte er entweder nicht anders vor ihm [im Sinne], als treulich bezahlen, was er verhieß, oder aber er hatte vor ihm [sich vorgenommen], er wolle ihn betriegen. Hatte er nun vor ihm, er wolle den Zins geben, so soll er vorgegebenen Glauben treulich halten, oder aber er thut wider Gott und seine eigne Conscienz. Hatte er dann zum Ersten vor ihm gehabt zu betriegen, so ist er allweg ein Schalk gewesen, und soll deßhalb billig gestraft werden; ich geschweige, daß er unwürdig ist unter die

christliche Menge gezählt zu werden. Und da sie hier sprechen: „Ja, wenn ich's ihm von göttlichem Rechte schuldig wäre, so wollte ich mich nicht weigern;" sollten sie auch erlernen, daß zum mehrern Theil alle Käufe dergestalt geschehen, daß darin etwas wider Gott ist; nichts desto minder muß man den Kauf halten und bezahlen. Also, obgleich der den Zins erkauft, solches mit Gott nicht thun mag, so mag doch der ihn aufgenommen hat, mit Gott denselben bezahlen; ja er soll ihn bezahlen, oder aber er legte dem christlichen Namen ein, daß die Christen nicht Glauben hielten; auch löge er um eigenen Nutzens willen — was Gott verbeut. Matth. 5. „Euere Rede soll seyn, daß Ja ja sey, und Nein nein!" Col. 3. „Ihr sollet einander nicht liegen oder betriegen." Eph. 4. „Leget die Lügen hin, und rede ein jeder die Wahrheit mit seinem Nächsten." So soll auch ein jeder Christ das so er verheissen hat, darin Gott seinethalben nicht geschmähet wird, halten, ob er gleich wohl weiß, daß jener es mit Gott nicht annimmt. Und es hilft nichts, aus Eigennutz einreden: „Ja, ich gebe jenem Ursache zu sündigen, so ich ihm gebe, was er nicht ohne Sünde nehmen mag:" Denn du mußt zuerst sehen, daß du auch nicht sündigest, sondern Glauben und Wahrheit haltest. Das ist ein Gleichsnerwort und falscher Auszug [Ausflucht], da du mit deinem Nutzen eines Andern Seele zu Hülfe zu kommen willst angesehen seyn. Also thun die guten Christen! Sie fürhalten ihrem Eigennutz und Geiz des Andern Seligkeit, und damit jener nicht des Teufels wird, wollen sie selbst darum des Teufels werden, und erst den Namen Gottes dazu schmähen, als ob sie um der Ehre Gottes willen thun; welches darnach dem Evangelio den allergrößten Anstoß bringt. Denn das Wort: „Die Leute wollen niemand nichts um das Seinige geben," macht eher und frutiger [schneller] Feinde, als kein anderes. Das kommt daher, daß wir (leider) das zeitliche Gut so werth schätzen."

„Da aber wiederum mag entgegengeworfen werden: „Gott redet: Ihr sollet leihen und nichts davon hoffen, Luk. 6. darum soll ich ihm nichts darum geben.“ Antwort: So geh und heiß dir also leihen! Leiht man dir also, so bist du ohne Zweifel keinen Zins schuldig: So dir aber mit Zinsgeding geliehen wird, so bist du den schuldig; denn du magst den Zinskäufer [Capitalist] nicht zwingen, daß er in diesen Dingen nach deinem Willen lebe; oder aber, es würde Christliches Leben nichts anders denn eine Aufruhr, je der Stärkere würde dem Reichern nehmen. Dazu, so spricht er nicht: „Gib nichts um das was dir geliehen ist!“ oder: „gib keinen Zins!“ sondern er spricht zu dem, der zu leihen hat, er solle leihen und nichts davon hoffen. So er aber das nicht thut, spricht er nicht: „Nimm ihm's, oder betrüg ihm's ab!“ sondern: „Du sollst nicht stehlen, ja des Andern Gut nicht begehren!“ verstehe, ohne seinen Willen. Wiederum so ist zu vermerken, daß Gottes Wort um die zeitlichen Güter läßt die Richter dieser Welt urtheilen. Luk. 12. sprach einer aus dem Volk zu Christo: Meister, sag meinem Bruder, daß er das Erb mit mir theile. Da sprach Christus: „O Mensch! wer hat mich zu einem Richter oder Theiler über euch gemacht?“ So nun Gericht und Recht derer Dinge den Richtern dieser Welt heim gegeben ist, so werden die Zinse allweg eine Schuld seyn, alldieweil die Obrigkeit sie für eine Schuld hält, und steht hierbey allweg: „Seyd dem obern Gewalt gehorsam! Gebet allen Menschen was ihr ihnen schuldig seyd!“

(N°. 36. S. 56. N°. 40. S. 14—18.

§. 5.

Der Wucher aber ist nicht zu dulden.

„Aber die Zinse, die nicht nach der Obrigkeit Bestimmung erlaubt werden, die soll man nicht geben anderst als nach Anzahl der Summe. Verstehe es also: Man findet

Geizwürmer, die von Fünfzehn so viel fordern als von Zwanzig; und findet daneben Obere, die bestätigen solchen Zinskauf mit Brief und Siegeln. Hier thun die Obern wider ihre eigene Gerechtigkeit, und mißbrauchen ihre Gewalt. Darum sind sie dem Beschwerten, ob er sich gleich verschrieben hatte, schuldig herfürzuhelfen, daß ihm nicht mehr abgenommen werde, als ihre arme Gerechtigkeit bestimmt hat; denn Untreu und Betrug soll den Betriegenden schlagen. Und so sie schon solches thun, sind sie dennoch nicht gerecht, sondern sie schalten allein den größten Unrath hinweg, und bleibt noch Unrathes nur zu viel da. — Wo eine Obrigkeit Wucher läßt brauchen, so ist der Aufnehmende zwar schuldig den Wucher zu bezahlen: Es sollte aber keine Obrigkeit so unredlich an ihren Unterthanen seyn, daß sie Juden oder andere Wucherer duldete. Wo nun die Obrigkeit den Wucher nicht duldet, auch nicht darum richtet, da ist man ihn auch nicht schuldig zu geben. Ja, die Obrigkeit soll die Gebenden und Nehmenden darum strafen; so sie deß inne wird; wiewohl einer das Hauptgut ihm schuldig ist wieder zu geben, es erkenne denn eine Obrigkeit ein anderes. Diesen Tand findet man bey den menschlichen Rechtschreibern [Rechtsgelehrten, Publicisten] — bin ich anders recht eingedenk — deren ich mich in dem Unrath des Wuchers gebrauchen muß; denn Gott ist er so widerwärtig, daß er ihn allenthalb [überall] nicht dulden will. Noch so ist die Obrigkeit darum fürgesetzt, daß sie in den Dingen, so nahe als ihr möglich sey, bey der göttlichen Gerechtigkeit hinfahre; sie ist auch schuldig alle solche ungöttliche Beschwerden hinzunehmen, so fern es ohne größern Schaden geschehen mag. Kurz, in allen Dingen soll der Mensch um zeitlichen Gutes willen die menschliche Freundschaft nicht zerrütten, sondern was ihm darum anliegt, das er aus Ansehn des göttlichen Wortes nicht verlassen will, das soll er allein mit dem ordentlichen Gewalt zurechtlegen. Es soll aber auch eine Obrigkeit bey ihren Augen aufsehen, daß sie alle Mißbräuche, die sogar

wider Gott sind, hinnehme; oder aber lange Geduld, der nichts nachgelassen wird, die wird zuletzt in eine Unsinnigkeit verkehrt."

(No. 36. S. 57—59.)

§. 6.

Es sollte aber auch dem Mißbrauch und immer zunehmenden Druck der Zinse auf Land und Leute durch kluge Verordnungen der Obrigkeit gesteuert werden.

„Aber die Obrigkeit sollte auch ernstlich einsehen in den Mißbrauch der Zinse. Und wäre mein Rath, und rathe ich hier als ein Mensch, wie Paulus auch den Corinthiern that, 1 Cor. 7. Denn so ich das Wort Gottes lehren soll, so sprech' ich: Ihr sollt leihen und nichts davon hoffen! Aber hier, so ich sehe, daß wir an die Vollkommenheit der göttlichen Gerechtigkeit nicht schmecken wollen, so rathe ich, daß alle die Zinse haben, die Summe des Gutes, darauf sie es haben, ließen schätzen, und nähmen demnach jährlich nach der Anzahl des geliehenen Geldes einen Theil der Früchte. Sonst sorge ich sehr übel, daß sich viele Menschen mit dem Zinsenehmen noch mehr beschweren, als menschlicher Blödigkeit möchte nachgegeben werden. — Die Zinse, die von Zwanzig Eins nehmen (Geldzinse), die solltet Ihr (Fürsten und Obern) auf das Erdreich nie haben lassen legen, wenn ihr treue Väter wäret gewesen. Solltet ihr hier nicht Einsehen [Einhalt] gethan haben, daß der Boden, dessen Herren ihr euch schreibet, nicht so jämmerlich versetzt [verpfändet] würde? Nun ist er eines Wucherers hier, eines andern dort. Euch geht wohl nichts an euern Steuern und Schossen ab, deß hat niemand Zweifel. Sehet aber, wie es dabey um den armen gemeinen Mann stehe! Derer vertreibt man den einen heut, den andern morgen, und ist keine Erbärmde in euch. Nun

haben ja die Zinse alle Boden [Grundstücke] also besetzt, daß wo man nicht Wege findet dieselben wiederum zu entschütten, euere Leute nicht euer, sondern der Wucherer seyn werden; diesen Weg: Wenn der jährliche Zins so viel von Jahr zu Jahr aufwächst, so muß ja der Besitzer zum Letzten vertrieben werden, denn die Zinse fressen gleich wie auch ein anderer Wucher. Wenn nun also eine Summe Verzinseter [Schuldner] vertrieben wird, und gleich eine andere an ihre Statt kommt, muß sie doch auch zu seiner Zeit vertrieben werden. Sind nicht jetzt die Leute, die ihr euer schätzet, des Zinskäufers, so er sie setzen und entsetzen mag nach seinem Willen, und nicht euer? Wenn ihr aber treue Väter wäret, und in dem Hause Gottes gerecht und treu, wie Moses und der Sohn Gottes, Jesus Christus, unser Herr, so möchtet ihr solchen Jammer nicht erleiden."

„Die Zinse möget ihr aber mit zwey kleinen Dingen abthun, damit der Boden entlediget werde. Und diese beyden Satzungen möget ihr mit Gott thun; ja so ihr sie nicht thut, so thut ihr wider Gott; denn ihr solltet die Beschwerden der Zinse nicht haben lassen auf euer Volk und das Erdreich setzen. Das erste ist: Versehet [erkläret], daß sich nicht zieme neuen Zins zu kaufen. Deß kann sich niemand klagen, denn es ist väterlich. Der ungläubige Reiche wird sich nicht klagen, denn er wird, so man das Gotteswort führt, Zinse genug finden zu kaufen von denen, die ihre Zinse nicht mehr haben wollen, sondern in andere Güter verkehren. Der Arme soll sich auch nicht klagen, sondern allweg gedenken, daß ihn der Gott, der ihn geschaffen hat, auch in dem Erdreich, darin er wohnt, erziehen wird: Darum soll er sich strecken nach der Decke, geziemend und zeugsam [genügsam] leben. Und wo ihn je Gott verändern will, soll er lieber seinen Hof und Haus verkaufen freyen Kaufes, als seine Adern im Leibe. Denn welcher Zinse auf seine Güter legt, was thut der anders, als daß er seine Arbeit einem Andern verkauft? Er will ar=

beiten, und was seine Arbeit gewinnt, einem Andern geben. Wo wir aber Christen wären, lebten wir solcher Maßen, daß es selten dazu käme, daß uns mangelte; und wo uns Mangel je beträte, trauten wir dem lieben getreuen himmlischen Vater so wohl, daß wir nicht sorgten [Bedenken trügen] von Haus und Hof zu gehen und unser Leben und Wohnung an einem andern Ort anzuschicken (wie der fromme Abraham oft gethan hat), damit uns diese Welt nicht zu lieb würde. Denn mit den Verzinsungen müssen ihrer viel zuletzt abziehen, wiewohl sie es mit Undank und Klage thun. Man würde auch allweg leichter Boden finden zu kaufen, wenn man die Käufe lustlich [freudig] annähme oder hingäbe. Sonst, gestattet man den Reichen für und für Zins zu kaufen, so wird mit der Zeit aller Boden so versetzt [belastet], daß darauf niemand bleiben mag. Was wird dann für ein Volk erzogen? Nichts als arme, verhengte [elendgewordene] Menschen, die von den Wucherern jämmerlicher gehalten und verspottet werden als das Vieh. Wessen wird dann das Volk? Dessen, der es am meisten nutzet. Also wird das Volk, das ihr euer schätzet, Anderer seyn."

„Das andere Stück, wodurch die Zinse mögen abnehmen, ist, daß ihr die Zinse, (ich rede allweg nur von erkauften Pfennigzinsen) die man ewige nennet, ablösig machet, doch solchergestalt, daß sich der Unmaß niemand klagen möge. Dieser Zinse sind nicht so viele. Nun lasset diese zwey Stücke neben einander her laufen, so werdet ihr sehen, daß die Zinse in zehen Jahren so viel Abgang gewinnen werden, daß ihr euch darob verwundert. Und wird damit der Boden erlediget; dann mögen viel mehrere auf ihm erzogen [ernährt] werden; damit wird die Arbeit leichter, das Bauen (desselben) edler und werther, und die unnützen Handwerke, die man zu Hoffart und Kirchengepräng erdacht hat, wiederum unterlassen. Es wird auch ein Vorschub zu Frieden und Tugenden; denn von je Welten her ist Friede am werthesten, und Tugend am

neisten gewachsen bey denen, die das Erdreich bauen, und sonst Liebe zu ziemlicher [anständiger] Arbeit gewinnen. Muß es aber je gewonnen seyn mit anderer Menschen Arbeit, und willst du durchaus zusehen, nicht selbst die Hände in den Teig stoßen, so kaufe Eigenes, verleihe dasselbe um geziemenden Theil der Früchte, so wird es den Weg gewinnen: Werden viel Früchte, so wird dir auch viel; werden wenige, so wird dir auch wenig, bis daß dir Gott Erkenntniß deiner eingibt. Sonst muß dir der Arme Früchte geben von einem Acker, darauf nichts worden ist. Das sage ich darum, weil die, so den Zins beschirmen, ihn einen **Usufruktum** nennen d. i. einen Fruchttheil oder Fruchtnutzen, aber es ist eine falsche Auslegung. Denn man muß den Zins geben, und ob der Hagel gleich bis ins zehnte Jahr schlägt. Darum wäre der Fruchttheil minder wider Gott, als Zins."

(No. 36. S. 57. No. 40. S. 62. 63. 75—77.)

§. 7.

Die geistlichen Zehnten waren ursprünglich von den Kirchspielen zum Unterhalte der Armen und der Geistlichen angeordnet, und insofern eine billige Abgabe.

„Von den Zehnten, die der Layen sind und von Layen herkommen, nicht von den Kirchen erkauft sind, nehme ich mich hier nicht an zu reden. Denn dieselben kommen daher, daß der ganze Boden ihr eigen gewesen ist, und haben den um den Zehnten verliehen, und um die Eigenschaft, also daß welcher auf demselben sich nährte und wohnete, eigen ward, zudem daß er die Zehnten gab. Aber von der Gotteshäuser oder Kirchen Zehnten wegen will ich Antwort geben, ob man sie aus göttlichen oder menschlichen Rechten schuldig sey."

„Die Päbstlichen Rechte zeigen an, daß die (Kirchen-) Zehnten eine Steuer oder Schoß seyen der armen Menschen.

Darnach zeigen sie an, daß sie an die Kirchen sollen gegeben werden, darin sie liegen und dabey man getauft wird. Aus diesen beyden Ordnungen der Alten mag männiglich ermessen, daß eine jede Kirchhöre die Zehnten gegeben hat, daß man ihre armen Leute erhalten möchte. Darum wiederum versehen [erklärt] wird, daß die Priester, so aus eigenem väterlichem Erbe erhalten werden mögen, kirchdiebig werden, so sie die Zehnten einnehmen, die der Armen seyen. Denn, ist den Kindern Israels geboten, daß sie keinen Armen oder Bettler unter ihnen sollten seyn lassen, wie viel weniger sollen die Christen ihre Brüder, die ihnen mit dem Blut Christi anerboren sind zu Mitgliedern, zu offenbarem Unrath [Elend] der Armuth nicht kommen lassen? Darum hell verstanden wird, daß die Zehnten zur Erhaltung ihrer Armen eine jede Kirchhöre zusammengetragen hat, daraus man zum Ersten ziemender Maßen den Priester erhalten hat, und demnach den Armen das Uebrige zugetheilt, oder dem Priester den Zehnten gar gegeben, und derselbe demnach durch die Diener oder selbst den Armen ihre Nothdurft zugetheilt. Aber ohne Zweifel hatte dazumahl Gottesfurcht, Treu und Liebe müssen größer seyn, als wir, leider! zu unsern Zeiten sehen. Demnach ist auch erklärt, daß die Zehnten von den Kirchen nimmermehr kommen sollen; auch daß sie von keinem Layen mögen erkauft oder besessen werden; auch daß sie keinen Weg sollen verkauft werden; wo aber das geschähe, daß es für eine Simonie geachtet würde, und deßhalb unkräftig. Ich verhoffe auch, wo die Zehnten gebraucht würden nach erstem Anhab [Verpflichtung], es könnte sich niemand derselben klagen; denn wir noch heutzutage wohlfeil wären mit dem Zehnten, wenn wir damit unsere Armen und die nothwendigen Priester möchten erhalten."

(No. 1. Art. 67. S. 501. No. 40. S. 20. 21.)

---

§. 8.

Sie sind aber in der Folge, wider ihre ursprüngliche Bestimmung, den Kirchen entfremdet, und von den Klöstern auch von Layen als Eigenthum erkauft worden.

„Nun sind sie aber in wüsten Mißbrauch gekommen, daran nicht der Pabst allein, wiewohl fürnämlich, sondern auch der (weltliche) Gewalt und die Gemeinde schuldig sind. Der Pabst, darum daß er wider seine eignen Rechte die Zehnten verwilligt hatte von ihren eigenen Kirchen anderswohin zu verkaufen. Ursache: Es hatte allweg viel Geld gekostet, solche Käufe zu verfertigen; und sind damit die Klöster und Stifte reich worden, haben große Annaten, Weih= und Segengelder, Mäntel rc. theuer mögen bezahlen. Dennoch haben sie es nicht allein thun dürfen, sondern sie haben die Gewaltigen zuvor auch müssen ins Spiel bringen. Da haben sie dem Gewalt erlaubt, sie mögen je auch Zehnten haben, doch daß die frey erkauft, oder ihnen vom Pabst gutwillig übergeben seyen; und daneben vorbehalten, daß die Käufe durch den Zehnten der Bischöfe Bestätigung kräftig sollen gemacht werden, deß sie doch beyde keine Gewalt gehabt hätten, wenn der Gemeinde Verwilligung nicht auch dazu geknüpft wäre. Diese haben sie demnach so dahinter gebracht: Es hatte ein Stift oder Kloster vor dem Pabst sich großer Armuth geklagt, und habe aber eine so große Anzahl derer, die Tag und Nacht Gott dienen; hierum bitten sie seine Heiligkeit, die wollen diesen oder jenen Zehnten zu ihrem Gotteshaus widmen, incorporiren, eignen, mit sammt dem Pfarrlichen Lehen; (das geschah darum, damit sie dem Priester nicht müßten ziemende Nothdurft geben, denn wie sehr sie auch die Pfründen beschnitten, dennoch fand man allweg einen unnützen Trumpen [Hummel], der einer armen Pfrund nothdürftig und froh war, ob er gleich mit dem Amte

des Predigens nichts konnte) so wollen sie alle Dinge nach Nothdurft versehen. Dann hat der Pabst solcher Gestalt verwilligt: Es sey also! Darum so solle sein nächster, oder zwey drey Aebte die Sache erfahren, und sey solche Armuth da, so solle man dann Verwilligung vom Herrn, (der war schon zuvor gewonnen) auch von der Gemeinde erbitten und erjagen, und so das geschehen sey, dann solle der oder die Exekutores oder Ausrichter den Zehnten dem Gotteshause zueignen. Da sind dann die Aebte vor die Kirchhören gekommen, und haben den andern Abt, dem sie warben, hoch gerühmt von seinem geistlichen Wesen, auch den ganzen Convent, und wie er ihr getreuer Vater werde seyn. An diesem ist es noch nicht genug gewesen; (denn man kann der Armen dennoch so bald nicht vergessen) da haben sie erstlich auch hinzugethan: Ihre Klöster sollen nichts anders seyn, denn Spitäler der Armen; darum welcher in dem Zehendbann zu armen Tagen, Alters oder Krankheits halben, käme, den wollten sie mit Leib und Gut aufnehmen, und ihn sein Lebtag versehen. Nun ist leicht zu denken, daß auch die Suppenesser hierin etwas haben angesehen. Also hat einer aus der Gemeinde dieß, der andere jenes angesehen, und haben den frommen Vätern den Zehnten hingegeben. Nun ist gewiß, daß dennoch Almosen den armen Zehend= und Gottshausleuten lange Zeit gereicht worden ist, auch hat müssen geschehen, denn etliche Klöster noch heutzutage ihre Zehend= und Gottshausleute zu Pfründern müssen annehmen, sie mögen wollen oder nicht."

„Darnach — wie denn alle menschlichen Dinge für und für abnehmen — sind die Zehnten noch leichter verschenkt worden von dem Pabst, auch die Käufe frefrer geschehen, also daß ein jeder, auch gemeiner Mann, die Zehnten erkauft hat. Denn es haben weder Bischöfe noch Päbste solches, wie sie sollten, gewehrt, sondern gern gesehen, daß die Layen auch der Früchte der Zehnten empfänden, damit sie desto minder wieder an die Kirchen kämen. Es haben auch die Klöster

allenthalben zugenommen, und seitdem die Zehnten eine Kaufmannschaft geworden, haben sie die einander aus den Händen gerissen, bis daß unter zwanzig Zehnten nicht Einer mehr, oder doch käumerlich, an die rechte Kirchhöre gehört. Also ist es, so viel ich erfinden kann, mit den Zehnten ergangen, darin nicht allein die Schlechten [Einfältigen], sondern auch die Vernünftigen sich haben lassen bereden [hintergehen]. Und kann sich unsrer Vordern halben niemand entschuldigen, denn die Verwandlung und das Hingeben mit hoher und niederer Verwilligung geschehen ist. Also sind wir in der Zehenten-Schuld nicht ohne unsere Schuld: Wir haben (das ist, unsere Vordern) alle miteinander darin gewilliget. Es haben auch viel fromme Leute ihr eigen Gut um Zehnten gegeben, und haben die Zehnten an sich gekauft, in der Meinung, es zieme auch ihnen wohl solche zu haben. Und sind die Zehnten in eine so gewisse Schuld kommen, daß keine Obrigkeit erkennen [öffentlich erklären] dürfte, daß dieselben keine Schuld seyen, wenn sie gleich dieser Meinung wäre, denn demnach müßten alle Contrakte d. i. Käufe und Verwandlungen unkräftig werden. Denn, würde diesem sein erkaufter Zehnten abgesprochen, so würde auch gleicher Weis jener den Zinskauf nicht halten. Denn je (Gott erbarm's!) so sind wir alle auf das Zeitliche so geneigt, daß keiner dulden will, daß ihm von seinem Eigenthum etwas abgesprochen werde. — Also hab ich bisher von den Zehnten gesagt, so viel auch die ältern Päbstlichen Rechte davon haben. Nicht daß ich etwas mit ihnen bewähren wolle, sondern anzuzeigen, daß man erkenne, in was Mißbrauch die Zehnten gekommen seyen, auch durch des Pabstes Gewalt, nämlich dahin, daß sich, dieselben nicht zu geben, aus seiner eigenen Gewalt niemand füglich erwehren [entgehen] und auch schwer erobern mag, daß sie wiederum in eine rechte Ordnung verwandelt werden."

(No. 40. S. 20—25.

§. 9.

Darum müssen sie nun wie jede andere Schuld entrichtet werden.

„Haben nun die biedern Leute um den Zehnten ihr Hauptgut gegeben, und geglaubt, wie es der Pabst lasse geschehen, so sey es recht, deßhalb ist man ihnen denselben aufrechter Schuld schuldig, dann sie haben ihn erkauft. Ich sage also, daß die ein jeder schuldig ist zu geben, so lange das eine Obrigkeit gemeinlich heißt. Es mag auch den Ungehorsamen die Obrigkeit strafen, so er den Zehnten nicht geben wolle. Denn es ist eine allgemeine Verhellung [Zustimmung] der Oberherren, und sind auf diese Verhellung alle Käufe geschehen, also daß die Güter, je nachdem sie Zehntenfrey gewesen sind oder nicht, auch darnach wohlfeil oder theuer verkauft worden sind. Welcher nun, wider dieß gemeine Verhellen [Zustimmen] der Obrigkeit, für sich selbst den Zehnten nicht geben wollte, der wollte weiter reichen, als ihm mit aufrichtigem Kauf gegeben wäre, welchen Kauf die Obrigkeit für gerecht und fertig [vollkommen gültig] hält. Also widerstünde ein solcher der Obrigkeit, und welcher der Obrigkeit widerstünde, der widerstünde Gott. So fern aber ein ganz Regiment, welches solches beschirmen möchte, nachließe, daß man den Zehnten nicht mehr geben sollte, so müßte dasselbe Regiment vorhin auch erkennen, daß denen, die Zehnten haben, genug darum geschähe, oder aber, die Güter hätten, hielten im Besitz, was sie nicht erkauft haben. So lange aber solches nicht geschieht, soll ein jeder den Zehnten geben, wie die Oberhand heißt, und keiner für sich selbst etwas gewaltiglich fürnehmen, oder aber er fiele in das Urtheil [Strafe] der Räuber oder Dieben.“

(No. 36, S. 49. 50.)

„Es steht also allweg fest, sintemal die weltliche Obrigkeit die Zehnten für eine Schuld erkennt, daß ein jeder die-

selben nach ihrer Erkanntnuß [Ausspruch] schuldig ist zu geben. Denn Christus spricht ja, er sey nicht ein Erbtheiler d. i. ein Theiler der zeitlichen Güter: So muß man die Urtheile über diese Dinge von dem Stab der menschlichen Gerechtigkeit nehmen. Es lehrt auch Paulus, daß wir um der Speisen willen das Werk Gottes nicht sollen brechen. Röm. 14. Noch viel weniger sollen wir das Evangelium hinterstellig machen um unsers eignen Nutzens willen. Christus ward auch um die Schatzung angelangt, und wiewohl er die nicht schuldig, (denn er ein Sohn des wahren Gottes, Herr aller Herren war) dennoch damit er niemand Unruhe oder Aergerniß gestattete, gab er den Schatzpfennig. Also mag hier eigentlich erlernt werden, daß die so mit Hinterhaltung des Zehntens dem Evangelio einen so offenbaren Anstoß geben, nicht Christen sind, ob sie gleich nichts anders redeten weder: „Christus, Christus!“ Denn sie suchen ihren Nutzen und nicht die Ehre Jesu Christi. Und da derer etliche streng schreyen: „Wir wollens den Armen geben!“ Und empfinden aber die Armen keine mehrere Hülfe als zuvor, so wird abermals offenbar, daß sie nur das Ihrige suchen. Daß aber etliche von der Schuld disputiren, ob man auch den Zehnten aus göttlichem Recht schuldig sey, fragen sie, der Hoffnung daß, wo er im Neuen Testament nicht geboten sey, wollen sie ihn nicht geben. Diesen ist längst Antwort gegeben, daß sie den schuldig sind zu geben, so lange die Obrigkeit heißt; die läßt Gott um die zeitlichen Güter richten. Hier schreyen sie: „Noch hast du mir nicht gesagt, ob Gott den Zehnten geboten habe zu geben im Neuen Testament?“ Antwort: Du thust, gleich als ob du alle Gebote Gottes gehalten habest, wie sich der Jüngling rühmte, Matth. 19. und willst wissen, was dir noch gebreche; und ist doch all dein Geist: Du solltest niemand nichts um das Seine geben. Merk kurz also: Gott heißt: „Du sollst den Nächsten lieb haben als dich selbst!“ Wenn du das erfüllst, so bedarfst du auch vieler Gottesgebote nichts, nämlich:

„Du sollst nicht tödten, nicht stehlen, nicht ehebrechen, nicht lügen!“ Denn welcher den Nächsten so lieb hat als sich selbst, der lügt ihm nicht, denn er will auch nicht leiden, daß man ihm selbst lüge. Also bedürften wir vieler Gottesgebote nicht, wenn wir die Summe aller Gebote Gottes hielten. Wir bedurften des Gebotes, Röm. 13. „Ihr sollet allen Menschen geben, was ihr ihnen schuldig seyd!“ nicht, wenn jeder den Nächsten so lieb hätte als sich selbst. So aber das nicht ist, so gibt Gott noch niedrigere Gesetze: „Du sollst nicht stehlen! Du sollst bezahlen!“ Die bist du auch schuldig zu halten. So folgt also auch, daß Eigenthum ist, (wiewohl dasselbe mit Gott nicht ist, denn wir sind allein Schaffner.) Wer erkennt aber um Eigenthum? Der Richter. Hierum alldieweil der Richter etwas für Eigenthum erkennt, sollst du es dafür halten. Denn du aus eignem Urtheil dir selbst nicht sollst zusprechen, was dir dein Richter nicht zuspricht, oder aber du vergehst dich in Rauben und Nehmen, welches fern von Christenmenschen seyn soll. Also folgt, daß du die Zehnten schuldig bist, so lang der Richter dich für einen Schuldner erklärt. Sprichst du: „So ich aber den so ungestalten Mißbrauch sehe, auch dabey die Armen sehe großen Mangel haben, und der Richter entweder nicht versteht, oder nicht will den Armen zuerkennen was ihnen gehört, so muß ich ja selbst anheben eingreifen.“ Antwort: Thu gemach! Es wird bald mehr davon gesagt werden. Dazwischen aber lern mit allem Fleiß von innen heraus ein gottesfürchtiger Mensch seyn, auf ewige Dinge sehen, und nicht um der zeitlichen willen aufruhren; und laß demnach sehen, ob wir auf Eine Meinung kommen mögen. Daß sie sprechen: „Der Zehnten ist aber unredlich auf uns trochen [geladen]!“ ist nicht also, (aber der Mißbrauch, wiewohl wir in denselben auch gewilliget haben) denn er ist mit aller rechten Form, wie die Menschen mit ihrem Recht umgehen, auf uns gekommen. Die Obrigkeit und die Gemeinde haben darin verwilliget. Deßhalb Personen auf die

Zehnten gewidmet [verpfründet], und Zehntenkäufe geschehen sind, so daß ohne Verletzung gemeinen Rechtes hierin niemand die Zehnten mögen abgetrennt werden. Aber Veränderung und Abrichten mit Ablösen und den Armen zuordnen, das wird eine Form gewinnen."

(No. 40. S. 26—29.)

§. 10.

Rathschläge, wie die Zehnten, ohne Rechtsverletzung, ihrer ursprünglichen Bestimmung wiedergegeben werden könnten.

„Die Zehnten haben, wie vorgemeldet, einen solchen Mißbrauch, daß man, wenn man sie ansieht, schier verzweifeln muß, daß sie nicht mögen wiederum in die rechten Leisen [Geleise] geführt werden. Aber seyd unerschrocken! Gott wird auch hier walten. In der Zehnten Verbesserung steht nichts stärker entgegen, als daß die Klöster, Stifte und Zehentenbesitzer Briefe und Siegel haben, daß man sie bey ihrem Gut, Zinsen und Zehnten soll bleiben lassen, ja schützen und schirmen. Und so man ihnen unterstühnde in Brief und Siegel zu greifen, ist sicher zu besorgen, daß die, so mehr ihren Nutzen suchen als die Ehre Jesu Christi, auch in alle Briefe und Bestätigungen einbrechen würden, die gleich nicht wider Gott sind. Solchem fürzukommen bedünkt mich kein Rath besser weder der, den ein Ehrsamer Rath bey uns in Zürich fürgenommen hat, und geht, Gott sey Lob! friedlich zu. Man lasse die Mönche, Pfaffen oder Nonnen, im Frieden absterben, und nehme keine mehr an ihre Statt; so wird es dazu kommen, daß kein Geistlicher mehr seyn wird, der jemand erfordere, daß man ihm Freyheit oder Schirm, Brief und Siegel halte. Dann so braucht man die Zehnten nach erster Einsetzung zu Erhaltung der Lehrenden und Armen einer jeden Kirchhöre. Hier ligt aber noch viel im Wege. Denn fast

durch die Bank weg werden die Zehnten aus den Pfarren geführt, darin sie liegen, und etwa nicht allein an andere Orte, sondern in andere Gebiete. Und so man hier Hand anlegen wollte, würde leicht große Zwietracht oder ganze Kriege daraus erwachsen. Dennoch muß man nicht erliegen, sondern unabgelassen arbeiten, denn es muß alles mit Arbeit zugehen, in der die Anfänge am rauhesten sind. Wo nun die Zehnten aus den Kirchhören werden hingeführt, muß man für das Erste sehen, daß, die sie hinwegführen, die Pfarrer ziemender Maßen nach Gelegenheit versehen, also daß sie sich nicht mit Gutzeln [Geschenke betteln] und Lügen betragen müssen; und das Opfer ganz und gar abstellen und an die Armen verwenden; denn wo man das Opfern nicht hin thut, wird dem Geiz nichts zu viel. Darum muß man den Geiz einthun [bannen] mit ziemendem Versehen aus den Zehnten. Demnach muß man die Zehnten lösen, daß sie an ihre Kirchhören wiederum kommen. Hier wird man finden, daß der Mehrtheil Zehnten erkauft ist. Deßhalb man einem jeden sein Haupttheil [Capital] soll lassen wiederfahren, oder wie man mit ihm mag übereinkommen; ja etliche Aecker oder anderes Eigenthum geben für den Zehnten, damit sich niemand billig klagen möge. Es ziemt auch hier nicht einreden: „Sie haben es lange genug eingenommen; man soll ihnen nichts mehr geben.“ Denn du sprichst also, aber der Richter redet ein anderes. Nun ziemt aber keinem Christen jemand Gewalt zu thun. Man wird auch leicht finden zu tauschen, wenn die Mönche und Stifte abgegangen sind, und werden die Kirchhören einander wohl treffen.“

„Aber hier will uns bedauern [verdrießen] daß man die Pfaffheit so lange dulden solle, bis sie absterben. Das soll aber nicht seyn, denn sie haben ihre Bestätigungen nicht allein vom Pabst, sondern auch von Fürsten und Obern; die soll man ihnen billig halten, und das um Friedens willen, damit nicht, wie vor gesagt, alle Versicherungen gebrochen werden. Darum soll niemand an der Zeit bedauern, denn ohne solche Maß mag

nichts mit Frieden und Ruhe zuwege gebracht werden. Es sind auch die verführten Mönche, Nonnen und Pfaffen, die zu unsrer Zeit leben, nicht schuldig an den Irrthümern oder Mißbräuchen; sie sind leider! also an sie gewachsen. Welche nun ihre Verführung erkennen, und nicht wider Gott fechten, warum sollte man die nicht mit Frieden lassen in ihrem Herkommen sterben, damit man keinen Weg um zeitlichen Gutes willen jemand verletze? Kurz, wo christliche Herzen und Gottesfurcht sind, da wird man alle Dinge ehrbarlich, frommklich und förmlich ansehen; denn die Liebe kann alles und fehlt nirgends, denn Gott ist die Liebe. Wo die Liebe ist, da ist Gott, wo Gott ist, da mag man nicht fehlen."

(N°. 40. S. 78—82.)

VII.

Die fremden Kriegsdienste und Pensionen.

§. 1.

Unsere Väter haben bey Frömmigkeit und Demuth mit Gott Sieg und Freyheit errungen; wir aber, ihre Nachkommen, sind voll Troß und Uebermuth worden.

„Unsere Vordern haben aus keiner andern denn göttlicher Kraft ihre Feinde überwunden und sich in Freyheit gesetzt, haben auch solches allweg an ihn anerkannt mit großer Dankbarkeit und Liebe, nicht minder als die Kinder Israels, da sie nach der Erlösung von Pharao und Durchgang des rothen Meeres Gott lobend sangen: „Laßt uns dem Herrn singen, denn er hat herrlich seine große Macht erzeigt! Er hat Roß und Mann abgeworfen ins Meer. Meine Stärke, meine Kraft

und Lob ist der Herr, der ist auch mein Heil worden." Exod. 15. Dazu haben auch unsere Vordern nicht um Lohn Christenleute zu todt geschlagen, sondern um Freyheit allein gestritten, damit ihr Leib, Leben, Weiber, Kinder einem üppigen Adel nicht so jämmerlich zu allem Muthwillen unterworfen wäre. Welcher Freyheit Gott selber günstig ist, wie er bezeugt hat in dem, daß er alle Kinder Israels aus Egypten geführt hat, darum daß sie die Egyptischen Könige und Volk ungnädiglich und schmählich hielten; auch daß er sie hernach, da sie um einen König schrien, berichtet der Mißbräuche und der Gewalt der Könige, ohne Zweifel sie vor der Herrschaft warnend. Darum hat ihnen Gott allweg Sieg, Ehr und Gut gemehrt so gewiß und so oft, daß kein Herr sie nie überwunden hat; so stark ist er nie gewesen. Das ohne Zweifel nicht menschlichen Vermögens ist, sondern göttlicher Kraft und Gnade; ja wo sie ihr Vaterland beschirmt haben und Freyheit, als zum Morgarten, zu Sempach, zu Näfels in Glarus, da vierthalbhundert Mann fünfzehntausend Eines Tags zum sechsten Mahl angegriffen und zuletzt in die Flucht geschlagen. Ja, noch an viel Orten, da sie angegriffen und allweg mit Freud und Ehre wiederum heimgekommen, jetzt nahe bey zweyhundert Jahren ruhig gewesen sind und ungeschändet."

„Nun aber, so wir angehebt haben uns selber gefallen und klug schätzen aus dem, was allein Gottes ist, wie leider! allem menschlichen Geschlecht oft beschieht, nachdem sie satt und groß worden in zeitlichen Reichtagen, und Ehren, so sperzen sie hinter sich von [lehnen sich auf wider] Gott, und sind übermüthig. Deutr. 32. und Ps. 52. „Siehe, das ist der Mensch, der Gott nicht hat für seinen Helfer gehabt, sondern er hat vertraut in die Viele seiner Reichtage und ist wunderstark worden in seiner Oede d. i. in seinem hohen Muth und Ruhm, so er doch nichts ist denn Luft; denn nichts ist hinter uns Rechtes, noch Starkes, noch Gutes zu finden. Dennoch wollen wir arme Menschen nur mit aufge-

richtetem Kopf einhertreten, das aber Gott ganz widerwärtig ist und unleidenlich, wie wir sehen 2. Reg. 24. da David die Kinder Israels zählen ließ, daß er sähe, wie mächtig er an Volk und Stärke wäre, ohne Zweifel die Macht ihm selbst zuschreibend und in die Viele seines Volkes vertrauend. Da ward Gott also über ihn erzürnt, daß er ihm drey große Plagen fürschlug, deren er eine erwählen mußte zu einer Strafe, daß er das Volk gezählt hatte. Wie sollte denn uns nicht auch Schand und Schaden von Gott zugeschoben werden, so wir unsern Namen so weit ausspreiten mit solcher Pracht: „Wir haben das gethan! Wir wollen das thun! Wir mögen das thun! Niemand mag uns widerstehen!“ Gleich als ob wir mit dem Tod einen Bund hätten gemacht und mit der Hölle, wie Jesajas sagt, Cap. 28. „Obschon eine große Geißlung und Strafe übergeht [einbricht], wird sie doch über uns nicht kommen, denn wir haben in Lügen und Listen unsere Hoffnung, und damit sind wir beschirmt.“ Gleich als ob wir eisern wären, und andere Menschen kürbsern. Gleich als ob uns niemand schaden möge, wie die Helden, die sich vor dem Sündfluß bewahrten mit dem ungeheuern Bau des Babylonischen Thurms. Genes. 11.“

(N°. 41. S. 7—10.)

§. 2.

Diesem Uebermuth haben die fremden Herren geschmeichelt, um uns in ihre Dienste zu locken; woraus täglich größere Gefahr für uns entsteht.

„Als nun leider! eine Zeit her etliche unter uns kindisch genug ihrer selbst vergessen, Gottes vergessen, sich von ihrer Begierde haben lassen führen, so hat der Teufel, aller Frommen Feind, gleich wie zu Anfang der Schöpfung die Schlange,

also zu unsern Zeiten die fremden Herren aufgerichtet, daß sie mit uns also sprechen: „Ihr starken Helden, sollet nicht in euerm Land und Gebirge bleiben! Was wollet ihr des rauhen Landes? Dienet uns um reichen Sold, so wird es euch großen Namen und Gut gebähren, und wird euere Stärke den Menschen kund und gefürchtet!“ Gleich also sprach der Teufel zu Eva durch die Schlange: „Ihr werdet wie die Götter.“ Vor solchen Verheißungen warnet uns Salomon, Prov. 11. „Der Falsche oder Gleichsner betrügt mit seinem Munde den Freund!“ Und Christus auch, sprechend: „Ihr werdet sie an ihren Früchten erkennen. Lesen sie von den Dornen Trauben, oder von den Disteln Feigen?“ Als ob er spräche: Sie thun sich nur zu denen, von welchen sie wissen noch viel mehr zu genießen. Also sind sie mit einer einfältigen Eidgenoßschaft umgegangen, ihren Nutzen suchend, bis sie uns in solche Gefahr und Unfreundlichkeit haben gebracht, daß wir ungeachtet [nichtachtend] des Vaterlandes, größere Sorge haben, wie wir ihnen das Ihrige, Reich und Gewalt behalten, denn unsre eignen Häuser, Weib und Kind. Doch frommer Mann, nimm dich dessen nicht an! Und das wäre alles klein, wo uns nicht Schande und Schaden damit zu Handen ginge. Wir haben bey Menschen Gedenken zu Neapel, Novarra, Mayland größern Schaden in der Herren Dienst empfangen, als dieweil eine Eidgenoßschaft gestanden ist; und sind in eignem Krieg allweg sieghaft gewesen, in fremdem oft sieglos. Das aber alles zu besorgen ist, daß es aufgeweckt werde von denen, so ihren eignen Nutzen mehr denn den gemeinen angesehen haben. Und kommt doch der Schaden der Gemeinde zu Haus, es wächst von Tag zu Tag je mehr und mehr Geitz, Wollust, Muthwill, Ungehorsam, wir legen denn ein ander Kleid an und thun die Augen auf, daß wir die Gefährlichkeit, so darauf steht, sehen und verhüthen.“

(No. 41. S. 10. 11.)

---

§. 3.

Wir ziehen uns allervörderst den Zorn Gottes zu, indem wir uns durch Krieg versündigen.

„Die erste und größte Gefährlichkeit ist, daß wir den Zorn Gottes damit schwer über uns laden, wie Mose am 2. Kap. wird angezeigt: „Sie haben Aecker begehrt, und mit Gewalt eingenommen die Häuser, und geschmäht den Mann und sein Gesind, den Mann und sein Eigenthum." — „Ihr habet den Rock und den Mantel darüber hinweggetragen, und die so einfältiglich wandelten, zu Krieg verkehrt. Ihr habet die Weiber aus ihren Häusern hinweggeführt. Darum spricht der Herr diese Worte: Nehmet wahr, ich denke über das Volk Uebels, aus welchem ihr euere Hülfe nicht möget bringen, und ihr werdet nimmermehr hoffärtig wandeln, denn die Zeit wird treffenlich bös ꝛc." Diese Worte sind klar genug, in denen der Prophet anzeigt die Unbill der Kriege und darnach das Dräuen des Zorns Gottes. Es soll auch ein jeglicher die Gefährde des Krieges an ihm selbst bedenken, wenn mit ihm gehandelt würde, wie er mit andern Christenmenschen handelt; daß wo ein fremder Versoldeter dir in dein Land gewaltlich zöge, deine Matte, Aecker, Weingarten schändete, deine Rinder und Vieh hinwegtriebe, allen Hausrath zusammenbände und hinwegführte, deine Söhne vorher im Angriff, so sie sich und dich beschirmten, erschlagen hätte, deine Töchter mit Gewalt nothzüchtigte und schändete, deine liebe Hausfrau, die herfürginge, und zu den Füßen fallend dir und ihr Gnad begehrte, mit den Füßen hinstieße, und dich frommen alten Knecht in deinem eignen Haus und Gemach vor Furcht verborgen liegend, herfürzöge, und dich im Angesicht deines Weibes jämmerlich erstäche, unangesehen dein zitternd ehrsam Alter, deiner frommen Hausfrau Jammer und Klage, und zuletzt erst Haus und Hof verbrennete: So meintest du, wo sich der Himmel

nicht aufthäte und Feuer speiete, und das Erdreich nicht sich zerrisse, und solche Böswichte verschlänge, so wäre kein Gott. Und so du aber dergleichen thust einem Andern, meinst du es sey Kriegsrecht! Siehe aber jetzt, was ist ein weidlicher [trefflicher] Kriegsmann, so dieses die Thaten sind, die auch Euripides, ein griechischer Poet, gesehen hat, sprechend Im Krieg wird der für böse geschätzt, der nichts Böses thut, nicht einen Menschen schätzt als einen Frosch." — Welche für Wahrheit, Religion, Gerechtigkeit, Vaterland ihr Leben im Krieg wagen, die sind treu und fromm. Die Obrigkeit soll den, der uns oder unsern Brüdern und Mitbürgern Gerechtigkeit, Wahrheit, Freyheit, Religion entreißen will, abtreiben, und wenn sie uns befiehlt, die Waffen gegen einen solchen zu ergreifen und unser Leben zu wagen, so sollen wir uns nicht weigern. Wer sich dessen weigert, ist weder guter Büger noch Christ; sondern ein Schlechter und Gottloser, indem er weder Glauben an Gott noch Liebe zum Nächsten hat, Jene blutgierigen und versoldeten Krieger also, die um Gewinns willen ins Feld ziehen, von denen jetzt die Welt voll ist, und die Kriege, welche die Fürsten heutzutage aus Herrschsucht führen, und alles mit Blutvergießen erfüllten, kann ich nicht nur nicht billigen, sondern glaube, daß es nichts gottloseres und verbrecherischers gebe, als diese, und daß solche Krieger eher Straßenräuber als Christen zu heißen verdienen. Ja, es ist das versoldet Kriegen ein unmenschlich, unverschämt, sündlich Ding. Denn ich kann nicht anderst ermessen, als daß alle, die in einem Heerzeuge sind, aller Todtschläge, die da geschehen, schuldig seyen. Sie sind Eine Menge, gehen alle Einem Rathschlag nach, thun alle Ein Werk, nehmen alle Lohn, wiewohl einer sich schwerer versündigen mag, denn der andere, so viel er eine größere Ursache ist des Uebels und Bösen."

(No. 41. S. 11. 12, Luk. 3, 14. No. 1. S. 389.)

„Es soll uns auch der Gegenwurf nicht irren, da gesprochen wird: „Krieg ist eine Strafe Gottes; so muß je einer seyn, der den Andern bekriege.“ Antwort: Höre dagegen, was Christus spricht, Matth. 13. „Es ist gewiß, daß Aergerniß und Schande kommen wird, wehe aber dem Menschen, durch den es geschieht!“ Also auch verdienen etliche die Ungnade Gottes, daß er sie mit Kriegen peinigt, wehe aber dem, der sie bekriegt! Es straft Gott die Bösen mit den Bösen, wie du lernen magst. Ezech. 29. daß Gott die Stadt Tyrus durch Nabuchodonosar gestraft hat, und darnach dieselben Babilonier auch wiederum gestraft, wiewohl sie die Kinder Israels gestraft hatten mit dem Gefängniß und Einnehmen [Eroberung], die noch heutzutage heißt die Babilonische Gefängniß, aus dem Willen Gottes, wie Jeremie am 51. Cap. steht: „Nehmet wahr, ich werde aufrüsten über Babylon und ihre Einwohner die ihr Herz wider mich haben erhoben, gleichsam einen pestilenzhaftigen Wind, und werde in Babylon schicken Wanner, die werden sie wannen und werden ihr Land verderben, denn sie sind allenthalben her über sie kommen am Tage ihrer Strafe. Es wird keiner, der mit dem Bogen schießt, in ihr wohnen, und kein Geharnischter herfürtreten. Uebersehet nicht den Jungen! Tödtet alles was streitbar ist! Und die Erschlagenen werden niederfallen im Chaldäischen Land, und die Verwundeten in ihren Gegenden. Denn Gott hat Israels und Juda nicht vergessen &c.“ Sehet, wie Gott den Sieg gibt, also nimmt er ihn auch wieder, wo man den eigen machen will, oder mißbraucht. Es ist kein Volk noch Königreich je mit Kriegen aufgekommen, das nicht mit Kriegen sey wieder verderbt worden. Das bewährt das Volk Israels, die Lacedämonier, Athener, Perser, Mazedonier, Assyrier, Medier und die Römer, deren Gebiet reicher und stärker denn keines je, gewesen ist. Was sind sie aber jetzt anderst denn die Ueberwundenen? daß alle die Völker, die je von ihnen überwunden sind, sie leichtlich möchten in ihre Gewalt bringen. Wenn

Gott durch die Kinder Israels die Bösen gestraft hat, so sind jene darum nicht gut. Gott kann das Böse zu gutem Nutzen kehren; so auch in gegenwärtigem Schaden verhoff' ich, er werde uns durch denselben zur Besserung schicken. Wo Gott straft, da ist noch Hoffnung der Gnade, wie Salomon anzeigt. Sehen wir nur zu, daß wir ihn fürchten, und erlernen, daß ihm solch Pochen, Hochmuth und Kriegen nicht gefällt; wie im 147 Psalm steht: „Seinen Willen und Gefallen wird er nicht haben an der Stärke des Pferdes, es wird ihm auch der Harnisch des Mannes nicht gefallen. Aber Gott hat ein Wohlgefallen an denen, die ihn fürchten und auf seine Barmherzigkeit hoffen." Dagegen spricht er wider die, welche meinen, alle Ding hangen an ihrem Rath und Anschlag, Jesaj. 8. „Versammelt euch, ihr Völker, und ihr werdet überwunden; höret zu, alle Völker des weiten Erdreichs, stärket euch, dennoch werdet ihr überwunden; rüstet euch, dennoch werdet ihr überwunden; rathschlaget, und es wird gebrochen; redet ein Wort, das gewiß solle seyn, und es wird nichts daraus." Summa Summarum, es ist keine Weisheit, keine Fürsichtigkeit, kein Rath, der wider Gott könne, Jerem. 21. Und so viel von der ersten Gefahr, da man sich mit Kriegen und eignem Rath treffenlich wider Gott versündigt, und es doch keinen Fortgang mag haben, sondern nur die Strafe Gottes mit merklicher Schmach Schaden und Schand über uns beeruft."

(No. 41. S. 13—15.)

§. 4.

Es wird dadurch auch die allgemeine Gerechtigkeit unterdrückt.

„Die andere Gefahr, die uns der (fremden) Herren und ihres Kriegens halben zusteht, ist, daß darum niedergedruckt wird die allgemeine Gerechtigkeit; als denn gar ein alt gespro-

chen Wort ist: „Wo die Waffen Ueberhand haben, da müssen die Gesetze still stehen und schweigen." Auch ist das Wort Kriegsrecht nichts anders denn Gewalt? Brauch' es wie du willst, und betracht' es wie du willst, so ist es nichts anders denn Gewalt. Dennoch werfen sie entgegen: „Man muß die Ungehorsamen mit Gewalt und Waffen zwingen, wo sie dem Rechten nicht geständig seyn wollen." Antwort: Gleichwie du mir einen fleischlichen Gegenwurf vorhältst, also will ich dir eine menschlichweise Antwort geben, also: Ja, wenn man mit Kriegen nur dieselben träfe, oder jeder seine Ungehorsamen zum Gehorsam in ziemenden Dingen zwänge, ginge es seinen Weg. Was sagst du aber dazu, daß du Geld nimmst und einem fremden Herrn hilfst ein anderes unverschuldetes Land gewaltiglich berauben, einnehmen, verwüsten; ja, etwa Herren hilfst, denen gar nicht ziemt zu kriegen, als Bischöfen, Päbsten, Aebten, allein um Geldes willen?" Weiter schaden die Herren gemeiner Gerechtigkeit, daß ihre Gaben eines jeden Mannes, er sey wie weise er wolle, Vernunft und Frömmigkeit verblenden, wie Moses lehrt Deutr. 16. „Die Gaben verblenden die Augen der Weisen, und verkehren die Worte der Gerechten." O wehe, was mag uns hier in den Sinn kommen? Ohne Zweifel das, daß so mancher wohlkönnende biedere Mann uns ist verblendet worden, daß er alle seine Worte Vernunft und Sinn darauf gelegt hat, daß er einem Herren seinen Nutzen und Lob möchte fürbringen, damit die Einfältigen durch seine süßen aber schädlichen Worte verführt würden, seiner Meinung nachzufolgen. Auch ist zu besorgen, daß derselben ein großer Theil einander handhaben [Hand bieten] und helfen, es sey im Gericht, im Rath, an Gemeinden, wodurch ein Handel lauter und recht etwa müsse getrübt und gebogen werden; davon Jesajas dräut, Kap. 5. „Wehe euch, die das Böse gut heißen und das Gute bös, die Finsterniß zu einem Licht machen, und das Licht zu einer Finsterniß." Als die da sagen:

„Wir müssen aber Herren haben, wir sind ein arm Volk, haben ein rauhes Land.“ Ist wahr, so man sich nicht begnügen will ziemender Nahrung und Bekleidung, muß es irgendwoher kommen. Wenn aber keiner sich weiter streckte als er Decke hat, bedürfte es dieser Worte nicht. Denn der Kaiser Julius hat, nachdem er die Helvetier (deren größter Theil wir in einer Eidgenossenschaft sind) überwand, verordnet, daß ihr Land wiederum gebauen werde, darum daß es fruchtbar wäre. Wie wäre es gekommen, daß es nicht mehr fruchtbar seyn sollte, und doch vor sechszehnhalbhundert Jahren fruchtbar gewesen wäre? Ja, es ist fruchtbarer an schönen mannhaften Leuten als kein Land auf dem Erdboden, und fruchtbar genug dieselben zu nähren, so wir nur mit ihm vorlieb nähmen. — Mehr so verblendet uns der Herren Geld, daß wir wenig achten den Verlust unsers eignen Fleisches und Blutes, nur daß den Herren gedient werde, auch wenig des ganzen Regiments, ob aller Ungehorsam erwachst, und man um die Obrigkeit nichts gibt, womit aber nach der Zeit aller Schirm der Frömmigkeit niedergelegt wird, und alle Strafe des Uebels. Auch erwächst daraus mit der Zeit, daß die Reiser [Söldner] werden die Obrigkeit unter sich zwingen und behandeln wie sie wollen. Auch werden sie uns zwingen zu halten was wir nicht schuldig sind, und sprechen, wir seyens schuldig, und uns verblenden, daß wir unsern gemeinen Nutzen nicht erkennen mögen, noch unsern Vortheil und Recht ermessen und uns daran halten dürfen. Verstehe mich also: So ein (fremder) Herr mit einem Rath oder einer Gemeine öffentlich einen Handel fürnihmt, da aber nicht ziemt weder Mieth noch Gaben zu nehmen, und heimlich aber doch mit Gaben seine Fürnehmen erobert: Wenn diese seine Gaben geoffnet [kund], und die Untreu und Hintergehung entdeckt wird, so ist man ihm nicht nur nichts schuldig, sondern mag solche Untreu auch an ihm rächen nach den menschlichen Rechten. Hier wird man verstehen, daß ich etwann recht ge-

redet habe, wiewohl es mir in einen Haß gekehrt ward, da ich sprach: „Ich wollte, daß man durch des Pabstes Vereinigung ein Loch gestochen und sie dem Boten auf den Rücken gegeben hätte, heimzutragen.“ Das dünkte Jedermann ein unbillig Ding, und redete ich aber solches aus erst angezeigtem Grunde, denn ich wußte, daß der Pabst mit heimlichen Pensionen war umgegangen, und darum man ihm nichts schuldig war. Also verstehe man von einem jeglichen Herrn: Wird er erfunden, daß er mit Untreu hintergangen hat, so ist man ihm so viel schuldig, als die Römer dem Jugurtha, der mit Gaben zu Rom so viel schuf, daß die Ermordung seiner eignen Brüder nicht sollte geachtet werden. Deß er sich selbst rühmte von Rom reitend, da er sprach: „O der feilen Stadt! Wäre nur ein Kaufmann da!“ Er meinte, er möchte alle Dinge mit Geld zuwege bringen; was er auch beynahe gethan hätte, wo nicht der fromme Metellus Numidikus weislich ihn überwunden, geschädiget und an viel Orten gemindert hätte, zum Lohn, daß er zu Rom so große Untreu mit seinem Geld gemacht hat. Und zuletzt ist er in der Römer Hände gekommen. Also schlägt (nach dem Sprichwort) Untreu ihren eignen Herrn, und thut recht daran, wenn einer darf auswendig anderst, und hinterwärts auch anderst handeln, und hinter der Frommkeit durch gehen.“

(Nᵒ. 41. S. 16—19.)

§. 5.

Es werden ferner Müßiggang und schlechte Sitten ins Vaterland gebracht.

„Die dritte Gefahr ist, daß man böse Sitten mit fremdem Geld und Krieg heimbringt und pflanzt. Das sehen wir eigentlich, denn die Unsern nie heimgekommen sind aus fremden Kriegen, sie haben mit ihnen etwas neues gebracht an Kleidung ihrer selbst und ihrer Weiber, in Speis und Trank Un-

maß, neue Schwüre; und was sie sündliches sehen, lernen sie gern, also daß zu besorgen ist, lasse man nicht von fremden Herren, so werde man noch schädlichere Laster mit der Zeit erlernen. Es wird auch alle Frauenzucht desto schwächer und unfrömmer. Ein Weib ist von Natur blöde [schwach] und begierig neuer und hübscher Dinge, Zierden, Kleidern und Kleinodien, (wie Dina wohl bewährt, die aus Neugier nach Sichem ging und da geschwächt ward) und so ihr denn solches vorgespiegelt und geboten wird, meinst du nicht, sie werde zum mindesten etwas bewegt, wo nicht gar gefällt? Es ist auch zu besorgen, es werde mit der Zeit viel abgehen an Mannliche [Mannskraft], wiewohl wir desselben noch nicht sind inne worden. Dennoch so erlindet [erschlafft] man in der Wollust, denn sanft Leben wird nie gern verlassen. Wer ein großes Leibding hat, spricht man, der stirbt nicht gern. Hannibal, der schädlichste Feind der Römer, (ausgenommen der Geiz, der ist den Römern auch der schädlichste Feind gewesen, und hat sie umgebracht) hat nicht mögen überwunden werden, ehe er das Heer ließ erweibschen [weibisch werden]. Nachdem er aber zu Capua einen Winter lag, und die Reiser [Krieger] ließ Muthwillen und der Wollust pflegen, hoben sie an, des nächsten Frühlings darnach überwunden zu werden; und ward gemeinlich geredet, Hannibal hätte gen Capua ein Heer von Männern geführt, und führte ein Heer Weiber wiederum von dannen. Was meinet ihr, daß zuletzt aus den goldenen Hemdlinen werde, aus Fingering und seidener Kleidung?"

(No. 41. S. 19. 20.)

„Mit Arbeit will sich auch niemand mehr nähren, man läßt die Güter verstauden [verwildern] an vielen Orten und wüst liegen, da man nicht Arbeiter hat, wiewohl man Volks genug hätte, dazu ein gut Erdreich, das uns reichlich erziehen [erhalten] mag. Trägt es nicht Zimmt, Ingwer, Malvasier, Nägelin [Gewürznelken], Pomeranzen, Seide und

andere solche Weiberschlecke; so trägt es Anken [Butter] Milch, Pferde, Schaafe, Vieh, Landtuch, Wein und Korn überflüssig, daß wir dabey schöne starke Leute erziehen, und was wir in unserm Lande nicht haben, leicht mit dem unsrigen, das andre Menschen mangeln, ertauschen und kaufen mögen. Daß wir uns aber dessen nicht halten, kommt aus dem Eigennutz, den hat man unter uns gebracht, der führt uns von der Arbeit zum müssig sitzen. Und ist doch die Arbeit so ein gut göttlich Ding, verhüthet vor Muthwillen und Lastern, gibt gute Frucht, daß der Mensch ohne Sorg seinen Leib reinlich speisen mag, nicht entsetzen [fürchten] muß, daß er sich mit dem Blut der Unschuldigen speise und beflecke; sie macht auch den Leib frutig undstark, und verzehrt die Krankheiten so aus dem Müssiggehn erwachsen; und was das allerlustigste [lieblichste] ist, es folgt der Hand des Arbeitenden Frucht und Gewächs hernach, gleich wie der Hand Gottes im Anfang der Geschöpfe alle Dinge lebendig wurden; so daß der Arbeiter in äußerlichen Dingen Gott gleicher ist, als etwas in der Welt."

(No. 42. S. 6.)

§. 6.

Der gemeine Mann verarmt und wird hülflos, während die vornehmen Pensioner reich und mächtig werden.

„Der Eigennutz hat uns dahin gebracht, daß alle unsre Kraft und Stärke, die man allein zu Schirm des Vaterlandes brauchen sollte, von fremden Herren hingeführt und verbraucht wird. Sehet, wie ungleich das unsern Vordern ist! Die wollten die fremden Herren in unsern Landen nicht leiden, und jetzt geleiten wir sie darin, sofern sie viel Geld haben, und theilen die Sache also, daß etliche das Geld, etliche aber die Streiche auflesen müßen. Und wo ein frommer

Mann einen redlichen Sohn erzogen hat, leiten ihm den die Hauptleute, daß er in die allergrößte Gefahr Hungers, Tödten, Krankheiten, Schützen und Schlachten geführt wird. Und so er sein erübrigtes Geld rechnet, hätte er daheim mit Dreschen, alle Tage um vier Pfennige und Speis, mehr vorgeschlagen [gewonnen], ginge es ihm noch so wohl, daß er vor der Rechnung nicht erstochen und erschlagen würde. Und demnach erst sein armer alter Vater, den er mit seiner Arbeit sollte erzogen haben, wird auch in den Bettel gerichtet [an den Bettelstab gebracht]. Aber denen, die das Geld seklen [einnehmen], denen mangelt dabey nichts. Sie führen euch wohl in Vereinungen [Bündnisse], aber mit großem Geld muß man sie vorher vermiethen. So es nun an die Streiche geht, so stellen sie dir deinen, einem Andern seinen Sohn dar. Und ob sie gleich Vereinungen machen, daß man niemand zwingen soll, so laßt man doch die Aufweibler [Anwerber] mit dem Geld jedem zu seinem Sohn kommen. So ist gut zu merken, was ein jung Blut thut. Deßhalb solch Fürwort [Vorbehalt] nur eine Farbe [Blendwerk] ist; gleich als ob einer an seiner verführten Tochter meinte unschuldig zu seyn, darum daß er die Tochter nicht hätte geheißen sich dem Schwächer überlassen; und hätte aber mit ihm einen Bund gemacht, daß er ihn müßte allweg, so oft er wollte, zu ihr frey gehen lassen und werben. Es ist auch in dem Vergelten der Herren das zu bedenken, daß die, welche die allergrößten Gaben empfangen, solches nicht offenbaren; und so sie aber sich täglich höher und köstlicher ziehen, so wird je der Nächste, der nicht minder zu seyn vermeint, angezündet, eben so köstlich zu fahren. Und so er solches nicht wohl vermag, so muß er an die Gnade des Gabennehmers kommen, und zuletzt so besetzt [verpfändet] er ihm seinen Acker, Weingarten und Matten, Dann hilft er ihm um ein kleines Pensiönlein, darauf verzehrt er viermahl so viel. Und nachdem er gar nichts mehr hat, lauft er dann um Ein Söldlein oder drey in einen Krieg,

Schlacht und Sturm. Damit kommen wir um unsere redlichen Leute, und verbrauchen sie in fremder Herren Dienst um das schnöde Geld, und werden wenig reich dabey. Aber dieselben werden auch so reich dabey, daß sie die Uebrigen bald werden mögen auskaufen. Doch wolle Gott, daß ich vergebne Sorg habe! Wo es aber geschieht, werden wir dann nicht einen schwerern Adel haben, so hab' ich unrecht geredet."

(No. 42. S. 6—9.)

§. 7.

Diese Pensioner werden sogar zu Verräthern des Vaterlandes.

„Ich weiß aber wohl, daß derer viele sind, die da sprechen: „Ob mich gleich die [fremden] Herren reich gemacht, hab' ich nichts desto minder, ohne Anrühren [Verletzung] meines Eides und Gewissens, alles gethan, was zu Gutem und Ehren einer frommen Eidgenossenschaft dient." Es hat aber diese Ausrede nicht Kraft. Denn obgleich du und noch ein Andrer so standfest wären, daß ihr euch durch keine Gaben neigen ließet, so sind doch demnach Hundert, die um Gaben willen alle Schanzen dürfen halten. Darum du auch die Gaben meiden sollst, damit nicht die größere Menge aus deinem Beyspiel um Gaben willen eine Eidgenossenschaft in Gefahr führe; denn du dich je rühmst, alles thun zu wollen, was zu Gutem einer Eidgenossenschaft diene, darum solcher Auszug [Ausrede] viel leichter geredet wird, als gehalten. Gott, der alle Herzen der Menschen erkennt, und eigentlich vorher weiß, wohin wir uns werden hängen, der gebeut allen Richtern d. i. allen Vornehmen und Gewaltigen, sie sollen kein Gaben nehmen, denn die Gaben verblenden auch die Augen der Weisen, und verkehren die Worte der Frommen. Nun lügt Gott nicht, er irrt auch nicht; so muß es ja seyn, daß man die Gaben verhüthe, wo man aufrecht fahren will."

(No. 42. S. 4. 5.)

„Der von den Geschenken der Fürsten bestochene Pensioner spricht: „Es ist wahr, ich beziehe von diesem Fürsten so viel Geld; aber ich will am gemeinen Wesen nicht untreu werden, durch mich soll keiner um sein Recht betrogen werden.“ Die Einfältigen, die dieß hören, glauben's und sagen: „Ich halte ihn doch gewiß für einen biedern Mann, ich glaube nicht, daß er so etwas thun würde; ich finde, daß er seine Stimme in den Angelegenheiten des Staates treu und unpartheyisch gibt.“ Du irrst, mein Bruder! Er heuchelt. Er ist freylich treu, so lange seiner Parthey kein Nachtheil dadurch zuwächst, so lange der keinen Schaden dabey leidet, dem er sich verpflichtet hat. So bald aber diesem zu nahe getreten wird, so wirst du sehen, was für ein Mann er ist. Dahin neigt er sich, woher ihm Gewinn fließt, und um dieses willen ist er bereit, nicht nur Republik und Stadt, sondern Weib und Kinder hintanzusetzen: ja, was sage ich, hintanzusetzen. Er scheut sich nicht sie dem Tod und Verderben zu überliefern. Denn die Geldverwandschaft siegt bey ihm über alles. — Geldliebe hat viele Laster im Gefolge, und keine Leidenschaft hindert den Menschen mehr sich Gott zu nahen, keine führt ihn mehr von Gott ab. Daher sagt Paulus, daß etliche die nach Reichthümern gehascht, vom Glauben abgefallen, und schiffbrüchig geworden. Das Beyspiel hievon haben wir an unsern Pensionern, die gottesvergessen, eidbrüchig, und alles Ehrgefühls spottend, sich so verstrickt haben, daß sie selbst es nicht länger auszuhalten wissen, und doch nicht mehr mit Ehren zurücktreten und sich losmachen können. Ich greife darum die Geldgierigen an wie man die Kranken wider ihren Willen angreift, aber ich richte nichts aus, sie spotten und verhöhnen das Wort Gottes, wie auch Christo widerfahren ist. Die hartnäckige Frechheit versucht alles, um nicht ans Licht gezogen zu werden. Sie werfen den Frommen vor, daß auch sie sich zusammenrotten. Warum deuten sie das Andern übel, was sie sich für erlaubt halten? Dürfen nicht alle Guten sich

vereinigen, das Schaf dem Rachen das Wolfes zu entreißen? Ist es ihnen nicht erlaubt, gegen die Wölfe ihre Stimme zu erheben, und die Beute ihnen zu entziehen? Warum sollte es denn den Frommen nicht erlaubt seyn, auf eine rechtschaffene Weise zusammen zu treten, um sich zu berathen, zu lesen, zu schreiben über Religion, Ehre Gottes, gemeine Wohlfahrt und Gerechtigkeit? Warum sollten nur die Ruchlosen zum Untergang der Wahrheit und des Rechtes sich verschwören dürfen?"

(Mark. 12, 6. Luk. 16, 15.)

§. 8.

Endlich gebiert fremder Herren Geld Haß, Neid und Zwietracht im Vaterland, die dasselbe an den Rand des Verderbens führen.

„Der allmächtige Gott hat unsern Vordern so viel Gunst und Gnaden gegeben, daß sie sich von dem muthwilligen Adel entschüttet haben, und demnach so brüderlich mit einander gelebt, daß ihnen trefflich an Ehr und Gut aufgegangen ist, auch so redlich Gericht und Recht gehalten, daß alle, so in fernen Landen wider Billigkeit gedrängt waren, zu ihnen eine Zuflucht hatten; darob die muthwilligen Fürsten einen großen Schrecken allweg gehabt, und ob sie gleich etwa von ihnen selbst nicht hätten wollen recht thun, haben sie unsern tratzlichen [kühnen] Beystand des Rechten müssen fürchten. Demnach als die Fürsten gesehen, daß Gott so stark auf unserer Seite, daß sie uns nichts haben mögen angewinnen, haben sie uns mit dem Köder der Gaben gelokt, daß sie uns in den Eigennutz brächten. Sie haben wohl ermessen, daß, wo einer seinen Freund oder Nachbauren sähe bald und unversehens, ohne besondern Gewinn und Gewerb reich worden seyn, und aus Reichtag müssig gehen, schön bekleidet seyn, spielen, prassen, muthwillen, er demnach auch gereizt würde solchergestalt nach

Reichtagen zu stellen; (denn alle Menschen neigen sich von der Arbeit zum Muthwillen) und wo ihm solcher Reichtag nicht begegnen würde bey dem, der seinen Nachbauren hat reich gemacht, so würde er sich zu desselben Widerparthey fügen, daraus würde dann Zwietracht erwachsen, also daß Vater und Sohn, Bruder wider Bruder, und Gesellen und Nachbauren wider einander verhetzt würden; demnach möchte, wie Gott redet, das Reich, das in ihm selbst zweitrachtig ist, nicht bestehen, und würde eine Eidgenossenschaft auch müssen zergehen. Die vierte Gefährlichkeit ist also, daß die Herren-Gaben großen Haß und Untreu unter uns gebähren. Denn, ist von Natur des Glückes Gesell der Haß, daß, wo man Glück hat, Mißgunst gleich hernach kommt: Wie vielmehr wird man verbünstig [neidisch], da einer so gröͤßlich für den andern gewerthet wird; und so aber die Noth kommt, ist je ein Biedermann des andern werth, und beschirmen das Vaterland viel mannlicher die Allerschlechtesten [Geringsten] als die Gestryfeten [Vornehmen] oft. Und nach solchem Neid kommt auch Uneinigkeit und Unwillen derer, die da sagen: „Gehe du hinfür! Thu du dieß, thu du das! Kannst du mehr Geld auflesen, so lies auch mehr Streiche auf!“ Sehet ihr nicht, daß solcher Rathschlag der fremden Herren zu einem Theil für sich gegangen [gelungen] ist? Der Eigennutz ist unter uns gesäet, und die Zwietracht auch hernach gefolgt. Und ginge ihnen ihr Rathschlag ganz für, so wäre eine Eidgenossenschaft schon zerstört. Denn es ihr sicher würde gehen, wie der Maus und dem Frosch, die kämpften mit einander so ernstlich, daß sie des Weihen nicht gewahr wurden; der fuhr zu, raubt' und fraß sie beyde. Meinet ihr nicht, euere Feinde wachen, und so sie euch schaden möchten, würden sie es nicht sparen? Darum zwingt mich große Liebe, die ich von Kindestagen zu euch gehabt, meine ängstliche Meinung zu entschließen [eröffnen], damit nicht solcher fremden Herren Schaden uns noch zu größerm Unrath [Unheil] brächte, sondern damit wir unsere

rrung, dieweil es noch leicht geschehen mag, verbessern, ehe der
resten überhand nehme, sonst zu besorgen ist, es werden
e Herren, die uns mit Eisen und Halmparten nie haben mö-
n gewinnen, uns mit weichem Gold überwinden.“

(N°. 42. S. 3. 4. 10. No. 41. S. 20. 2. 3.)

§. 9.

**iesem Verderben zu entgehen, müssen wir uns än-
dern, Zwietracht, Eigennutz und Geldburst von uns
verbannen, und dem Worte Gottes bey uns
Eingang gestatten.**

„Ihr wisset wohl, was der fromm Bruder Claus von
nterwalden ernstlich geredet hat von einer Eidgenoßschaft we-
n, daß die kein Herr noch Gewalt gewinnen möge, als der
igennutz. Deßgleichen auch Philippus, des großen Alexan-
rs Vater sprach, es wäre keine Stadt noch Schloß so fest,
enn ein Esel mit Gold beladen darin kommen möchte, so
ürden sie genommen. Hierum ermahne ich euch durch das
iden und Erlösen Jesu Christi unsers Herrn, durch alle
hr, so der allmächtige Gott unsern frommen Vordern je be-
iesen hat; durch den Schweiß und üble Zeit, die sie gehabt
iben um unserer Freyheit willen: Hütet euch vor der frem-
n Herren Gold, das uns umbringen würde, und thut das
eweil es noch geschehen mag, und folget nicht denen, so
ı sprechen, es möge nicht geschehen. „Es steht noch wohl in
ner Eidgenossenschaft! Der Unwill, der sich unter uns erzeigt,
t nur ein Blast [leichtes Mißverständniß], gleich als zwischen
vey Ehemenschen oder Brüdern oft geschieht, nicht eine
arke Feindschaft.“ Denn ändern wir solche Sitten nicht, be-
rg' ich, wir werden dessen übel entgelten, ja ich darf sa-
n nach den Worten Christi, Luk. 13. wir werden alle gleich wie
ndere umgekommen sind, umkommen. Darum sollen wir sehen,
ß wir uns bessern. Denn, hat Christus von einem fremden

Volk ein Beyspiel genommen, daß er sie geheißen hat, man solle sich bessern, wie viel mehr wir, so wir mit Schaden unser eignen Leuten gemahnt werden, sollen uns bessern, oder das Wort folgt hernach: „Besseret ihr euch nicht, so werdet ihr alle gleich also umkommen." Lasset euch nicht bekümmern den Abgang der Reichtage. Es ist ein armer Reichtag [Reichthum], um dessen willen einer umkommen muß. Solcher Reichtag ist nichts anders denn ein Kleb, darin man gefangen wird gleich als die Vögel. Lasset euch auch nicht bekümmern den Abgang fremder Hülfe, sondern sprechet mit dem heiligen Paulo: „Wenn Gott an unsrer Seite stehen wird, wer wird wider uns seyn?" Wie haben unsre Vordern gethan, deren noch viel minder waren, als unser jetzt sind? Man bedarf der Letze [des Grenzwalles] zu Art und Näfels nicht mehr, der Rhein ist die Letze. Wiewohl das alles nichts ist, es behüte denn Gott sein Volk. Der aber verheißt, er wolle sie in seiner Erbärmde behalten, sprechend: „Und ich werde mich derer die Gott erkennen und bekennen, erbarmen, und werde sie erlösen in ihrem Herrn Gott, und werde sie nicht erlösen mit Schwertern, Geschütz, Krieg, Pferden oder Reutern." Seyd eingedenk der anfänglichen Eidgenossenschaft, ob er nicht unsern einfältigen Vordern also geholfen habe? Gleichwie er auch zu den Kindern Israels gesprochen hat: „Wenn ihr in meinen Gebothen wandeln werdet, und meine Befehle halten und die erfüllen ꝛc., so werde ich euch Frieden geben. Ihr werdet euere Feinde verfolgen; die werden vor euch niederfallen; fünf aus euch werden Andrer hundert jagen, und hundert aus euch Andrer zehntausend ꝛc. So ihr aber mir nicht folgen würdet, noch meine Gesetze und Urtheile halten, so werde ich mich wider euch legen, dann werdet ihr vor euern Feinden zu Boden fallen, und denen unterwürfig werden, die euch hassen, und werdet fliehen so euch niemand jagt." Sehet, was verheißt er, und was dräut er! Er wird es wahrlich halten; er mag nicht lügen."

(No. 42. S. 3. No. 41. S. 21 — 23.)

„Darum leget solche Bläste und Begierden nieder, voraus den Eigennutz, euern größten Feind, und gedenket, wie auch die Heiden geredet haben, daß mit Einhelligkeit kleine Regimente groß aufgewachsen sind, und mit Zwietracht wiederum zergangen. Leidet eher alles Uebel mit einander, ehe ihr euch wider einander lasset verhetzen, denn dasselbe euer gewisses Verderben seyn würde! Haltet euch zusammen, und lasset die fremden Herren sich mit einander raufen, und sehet auch einmal zu, und verdinget euch nicht, daß ihr ihnen alle ihre Streiche wollet auflesen, denn es wahrlich, wahrlich mit der Zeit euch zu sauer würde. Seyd klüger, als daß ihr um des schnöden Geldes willen euere Leiber und Seelen in anderer Herren Dienst verderbet, und euer Vaterland wiederum in Gefahr der Tyrannen kommen lasset. Denn gleichwie der, so eine Tochter zu Unehren buhlt, ihr allergrößter Feind ist, also sind euere größten Feinde die, so euch nur zu ihrem Muthwillen und Schirm brauchen; ihr aber wähnet, darum weil sie euch Geld geben, sie seyen euere Freunde, und ist aber ein schnöder Pfennig, der seinen Herrn umbringt."

„Ob aber jemand sprechen würde: „Wie sollen wir wiederum in Einträchtigkeit kommen?" Soll dessen Antwort seyn: Mit Hinlegen des Eigennutzes. Denn wo der nicht wäre, so wäre eine Eidgenossenschaft für und für mehr eine Brüderschaft als Bündniß zu nennen gewesen. Spricht Einer wiederum: „Eigennutz liegt in Jedes Herzen; daraus mögen wir ihn nicht bringen, denn Gott mag allein die Herzen erkennen und meistern." Eine andere Antwort: So thut ihr ernstlich, was euch zusteht! Wo ihr denselben auswendig findet, daß er frefentlich übel gethan hat, so strafet ihn, lasset ihn nicht wachsen. Und damit er in den Herzen der Menschen ausgelöscht werde, so verschaffet, daß das göttliche Wort treulich bey euch gepredigt werde. Denn wo Gott in des Menschen Herz nicht ist, da ist nichts denn der Mensch selbst. Wo nichts denn der Mensch selbst ist, da gedenkt er nichts

anders, als was zu seinem Nutzen und Wollust dienet. Daraus folgt hernach, daß man so untreulich hinter einander durch geht. Wo aber Gott des Menschen Herz besitzt, da bedenkt der Mensch nur das was Gott gefällt, sucht Gottes Ehre und des Nächsten Nutzen. Nun mag Erkenntniß Gottes nirgendsher klarer kommen, als aus seinem eigenen Worte. Wollet ihr nun Gottes Erkenntniß unter euch haben, damit ihr friedlich und gottesfürchtig lebet, so stellet allein darnach, daß euch das Wort Gottes eigentlich nach seinem natürlichen Sinn gepredigt, ohne Zwang und Gewalt aller menschlichen Weisheit klar und verständlich an den Tag gelegt werde. Denn werdet ihr sehen, daß die Euern von ihnen selbst unguter Stücke abstehen werden. Es hat in Zürich, Stadt und Gebieth, keine andere Anfechtung (als aber etliche meinen) das verlohnet Kriegen [um Sold] bey fremden Herren niedergelegt, denn das einige Wort Gottes. Das wird sich, ob Gott will, erfinden mit für und für Zunehmen im Glauben und allem Guten."

(N°. 42. S. 11 — 14. N°. 38. S. 8.)

§. 10.

Gegen die unverbesserlichen Pensioner aber soll man als gegen eine Pest des Vaterlandes, ohne Schonung zu Werke gehen.

„Ob aber etliche so ungewonnen [hartnäckig] geizig sind, daß sie niemand von ihrem Fürnehmen bringen mag, also daß sie für und für mit fremden Herren machen, das Geld nehmen und der Frommen Kinder die Streiche zu lösen schicken wollten, so möget ihr wohl denken, was euch Gott und die Nothdurft mit ihnen würde heißen handeln. Gott hat allweg die auch gestraft, die den Sündigenden nicht widerstanden sind. So nun etliche so barlich [schamlos] mit solchen Händeln un=

gehen, muß man je dieselben abstellen, oder erwarten, daß Gott sein Schwert über das ganze Volk zücke und brauche."

(No. 42. S. 12. 13.)

„Aber wir trachten nach Freundschaft und Verbindungen mit den Pensionern, und wollen den Frieden mit ihnen nicht brechen, darum drücken wir die Augen zu, und verbergen uns ihre Verbrechen. Kommt ein Wolf ins Land, so stürmt man, und laufen alle Menschen zusammen, ihn zu fangen. Wenn aber ein Hauptmann oder Aufweibler [Anwerber] in ein Land kommt, zieht man den Hut vor ihm ab. Und ergreift aber der Wolf das nächste Schaf, das ihm werden mag, und der Aufweibler liest unter den allerschönsten und stärksten aus, und führt sie dahin, wo sie Leib und Seele in Gefahr stellen. Wollen wir aber Frieden mit Gott haben, und für das wahre Wohl unsers gemeinen Wesens sorgen, so müssen wir den Unrath wegschaffen, und so schwere Geschwüre nicht mit Koth überziehen und decken. Entweder muß man die Verräther am Vaterland und der Gerechtigkeit, diese Blutigel ausrotten, oder erwarten, daß wir in ihre Gewalt kommen, und uns unter ihr tyrannisches Joch beugen müssen. Sehet, in welcher Gefahr wir schweben, da nicht erlaubt ist, wider diese Pest zu eifern, und doch ihr Joch uns unerträglich seyn würde! Aber warum dürfen wir nicht gegen sie auftreten? Darum weil jedermann Frieden zu haben wünscht, Frieden für eine herrliche Sache ansieht, und die welche zum Kriege wider sie rathen, für falsche Propheten hält. Ist da die Gefahr nicht mächtig, die Versuchung nicht groß, wo man das was uns alle ins Verderben stürzt, Frieden und Heil; und hingegen was uns von allen Uebeln befreyt, Krieg und Aufruhr nennt? Die Priester, spricht man, sollten uns Frieden predigen, und die öffentliche Ruhe befördern, siehe, so thun sie nichts anders, als uns verhetzen und hämisch durchziehen. Diese Sprache hat einen beyfallswürdigen Schein beym gemeinen Manne, und

findet Glauben. Aber eben das ist unser Verderben, daß wir Frieden nennen, was tödtliches Gift ist, und die größten Verbrechen, mit dem Namen Tugend schmücken. Was kann Eltern schmerzlicheres widerfahren, als wenn ihr Kind aussätzig wird? Und doch wird es nach göttlichen und menschlichen Gesetzen als ein höchstschädliches Glied von den Uebrigen abgesondert und ins Siechenhaus gebracht, wie wehe es auch den Eltern thun mag, damit nicht das ganze Haus und die Stadt angesteckt werde: So verhält sich's mit den Pensionern; sie sind eine öffentliche Pest, ein Verderben des Vaterlandes, der Sitten, der Religion und aller Ehrbarkeit. Wie sollten wir also je mit ihnen Frieden haben? Oder wie können wir die Aussätzigen im Hause behalten, und rein bleiben? Ohne daß dieser böse Geist vertrieben wird, gibt es kein Heil für uns."

(No. 34. S. 9. Matth. 8, 1.)

VIII.

Der Adel.

§. 1.

Nicht der Geburtsadel, sondern der Geistes= und Herzensadel ist der ächte.

„Der reiche Adel brüstet sich mit seinem Stammbaum und Herkunft; ja selbst die Aermsten schmeicheln sich damit und gefallen sich darin. Wir alle rühmen uns gern solch äußerer Vorzüge, und thun uns auf die Trefflichkeit unserer Voreltern viel zu gut. Aber vergebens prahlen wir mit den ausgezeichneten Vorzügen unserer Eltern und Ahnen, wenn wir ihre Rechtschaffenheit nicht nachahmen. Durch eigenes Verdienst

§. 2.

Besonders ist der jetzige Adel ganz ausgeartet.

„Was die Rose unter den Blumen, das ist der wahre Adel unter den Menschen. Aber dieses Geschlecht von Räubern, das sich diesen herrlichen Namen beygelegt hat, während es unter den Menschen ein viehisches Leben gegenwärtig führt, und vom Raube lebt, ist nicht einmal des Menschennamens würdig. Fürwahr, ich bewundere unter den Sterblichen nichts mehr als einen wahrhaft adelichen Mann. Hinwiederum aber kann ich mich nicht genug über die Thorheit und Charakterlosigkeit der Menschen verwundern, die diese frechen und lasterhaften Buben nicht einmüthig, als ein unheilbares Glied von ihrem Körper wegschneiden."

(Jesaj. 14, 21.)

IX.

Die Jugendbildung

oder

vermischte Erziehungs- und Lebensgrundsätze für beyde Geschlechter.

§. 1.

Nothwendigkeit und Wichtigkeit einer sorgfältigen und frommen Erziehung der Jugend.

„Der Satan setzt sich gern in die jungen Herzen, und sucht diese noch reinen Gefäße zu entweihen und zu beflecken. Darum ist die höchste Sorgfalt nöthig um die Kinder in der Furcht des Herrn zu erziehen, und diese noch neuen Geschirre mit guten Sitten und Grundsätzen zu erfüllen. Wir sind so

sehr darauf bedacht, unsere Bildnisse aufzuhängen, und überall damit zu glänzen, unserm Stammbaum Lob und unserm Geschlechte Ruhm und Ansehen zu verschaffen; aber das Ebenbild Gottes, und unser eignes wahres und lebendiges Ebenbild (die Kinder) vernachläßigen und verschmähen wir. Treffend ist die Warnung Juvenals. „Kein schändliches Wort, kein schändlicher Anblick dringe zu dem Aufenthalte des Knaben! Fern bleibe von da die unkeusche Dirne, und fern der Gesang des nächtlichen Schwelgers! Große Achtung gebührt dem Kinde, wenn du was Schändliches vorhast. Verachte nicht die Jahre des Kindes; dich halte vielmehr vom Laster zurück die Gegenwart des unmündigen Sohnes!“ Der Landmann gibt sich Mühe und Sorgfalt, der Reihe nach hier Obstbäume, dort Weinreben, dort Weidenbäume, hier Küchengewächse, dort Getreide zu pflanzen, damit in seinem Feld und Garten Früchte jeder Art erwachsen. Würden Eltern und Lehrer eben diese Sorgfalt auf die Ausbildung der Kinder verwenden, es würde heut zu Tage besser um die Jugend stehen. Es ist nicht genug, daß man die Kinder schreiben und lesen lehre, man muß ihnen auch gute Grundsätze beybringen, und ihren ganzen Wandel ordnen. Geben wir uns so viel Mühe fruchtbare Bäume zu ziehen; prüfen die Handwerker mit so viel Sorgfalt ihre Arbeiten, und verbessern die daran gefundenen Mängel, warum vernachläßigen wir denn die Erziehung unsrer Kinder? — Die Weinrebe und jede junge Pflanze, die Ranken und Arme hat, ergreift ohne Unterschied alles was ihr aufstößt, schmiegt sich an dasselbe an und schlingt sich darum herum, wie z. B. die Rebe um den Pfahl. Der eigentliche und natürliche Baum oder Pfahl für die Kinder ist der Vater. Darum sollen sich die Eltern alle Mühe geben, ihre Kinder recht zu erziehen.“

(Matth. 19, 14. Luk. 2, 43.)

„Die Erziehung hat großen Einfluß auf unsere Tugend und Rechtschaffenheit. Wenn uns von Kindheit auf gute

Vorschriften und Grundsätze beygebracht werden, die uns von Unrecht und Gewaltthätigkeit abziehen sollen, so stehen uns diese bey jeder Gelegenheit gleichsam als Wächter und Erinnerer zur Seite, und werden uns, je nach Verschiedenheit der Fälle, entweder antreiben oder zurückhalten. Wenn aber ächte Frömmigkeit und Gottesfurcht uns behütet, so werden wir nichts frefnes oder unverzeihliches unternehmen. So ist uns Joseph ein Beyspiel der Keuschheit und Treue, indem er beydes, die jugendlichen Affekte und sich selbst überwand. Dieses Alter ist nämlich den Affekten besonders unterworfen. Es fehlte ihm nicht an Reitzen der Schönheit, nicht an fleischlichen Begierden, nicht an Gelegenheit; aber Gottesfurcht und Frömmigkeit hielt ihn zurück. Er war im Schooße Jakob erzogen, darum strebte er auch dessen Unsträflichkeit und Keuschheit nachzuahmen."

(N°. 68. Genes. 39, 8.)

„Das menschliche Gemüth gleicht einem angelegten Garten, in welchem, wenn man ihn nicht sorgfältig wartet, Nesseln und Unkraut wuchern. Wir müssen also die Wahrheit in den Herzen der Menschen zu pflanzen suchen, und von ihrer zarten Jugend an. Geschieht dieß nicht, so wird weder Auge noch Hand seine Schuldigkeit thun, und von einem unangebauten verwilderten Gemüthe läßt sich keine gute Frucht erwarten. Und dieß ist wahrscheinlich die Ursache, warum uneheliche Kinder und Bastarde gemeiniglich schlimmer werden, als rechtmäßige. Denn es fehlt ihnen an Lehrern oder an Eltern, die sie gehörig erziehen und unterrichten."

(Matth. 16, 24.)

§. 2.

Lüge vergiftet den Menschen, Wahrheit macht ihn Gott ähnlicher.

„Je mehr jemand die Wahrheit ehrt und liebt, desto näher und ähnlicher ist er Gott. Denn Gott ist unwandelbar,

rein, ohne Täuschung, und ohne Vermischung und Unlauterkeit. Die Lüge dagegen ist der Anfang aller Sünden, denn durch Lügen hat die Schlange die ersten Eltern verführt. Wenn also die Wahrheit gepflanzt, verkündigt, wieder in die Welt eingeführt wird, so wird Gerechtigkeit, Unschuld und jede Tugend hervorkeimen."

(Matth. 5, 27.)

„Da alle Rechtsgelehrten einstimmig lehren, daß alle Gesetze aus dem Naturrecht herfließen, so machte ich, schon als Jüngling, oft bey mir selbst folgende Ueberlegung; Täuschen und Lügen ist ein weit schädlicheres Uebel, als Geld stehlen. Denn welche traurige Auftritte entstehen doch aus der kleinsten Lüge! Wird einem und zwar unbemittelten Freunde Geld gestohlen, so fühlen wir alle Mitleid, und das Gemüth wird nicht so ergriffen, wie wenn wir durch Verführung irren. Da nun aber doch das Verbot zu lügen eben so wohl, ja noch früher als das zu stehlen aus dem Recht der Natur herfließt, so erhöhete ich bey mir selbst die Sünde des Diebstahls durch den Argwohn, welchen er veranlaßt. Denn, ist einer meiner Freunde bestohlen worden, so kommen viele Unschuldige in Verdacht. Die Strafbarkeit der Lüge suchte ich hingegen durch den Gedanken zu verringern, daß ja niemand dem Andern leichtsinnig Glauben beymessen sollte. Aber was ich auch vorbrachte, immer mußte ich eingestehen, Lügen sey verderblicher als Stehlen, so niedrig, so schändlich, so häßlich das letztere auch sey. Mich wunderte also, warum die Gesetzgeber das Lügen nicht eben so hart bestrafen wie das Stehlen, da doch das eine wie das andere im Naturrecht untersagt ist? Ich antwortete mir selbst folgendes: Da Wahrheit und Lauterkeit gleichsam das Licht ist, bey dessen Glanz man das Wesen des höchsten Gutes um so viel besser und genauer erkennen kann; so folgt, daß durch nichts der Mensch Gott ähnlicher wird als durch Wahrheit. (Nicht als ob ich darum

der Klugheit, Gerechtigkeit, Weisheit den letzten Platz anweisen wolle. Sie sind freylich die ersten unter allen Tugenden, sie stehen jedoch der Wahrheit nach, nämlich so wie Kinder ihren Eltern. Denn die Wahrheit betrachte ich als ihre Quelle, ihr Fundament, ja als ihre Mutter und Nährerin.) Und umgekehrt folgt, daß der Mensch sich um so weniger um die Wahrheit kümmert, je entfernter er von Gott ist. Es folgt zweytens daraus: Wem es wenig Mühe macht, wann die Wahrheit in Gefahr ist, desto mehr aber wenn er sein bischen Vermögen verliert, der beweist, daß er mehr an Hab und Gut hange als an Gott. Dieß ist also der Grund, warum das Stehlen durch so viele Gesetze, das Lügen hingegen einzig durch das Gesetz der Natur verboten ist, weil wir uns so weit von Gott entfernt haben. Wie sehr wir also Gerechtigkeit, Klugheit, Weisheit und andere Tugenden heucheln mögen, streben wir nicht aus allen Kräften die Lüge auszurotten, so verrathen wir uns selbst, daß wir nicht von Herzen das höchste Wesen verehren. Je mehr wir uns nämlich der Wahrheit nahen, und auch den Nächsten dazu aufmuntern, desto angenehmer sind wir Gott. Nehmen wir sie hingegen nur kalt in Schutz, und sorgen wir dafür desto ernstlicher für unser Vermögen, so beweisen wir damit offenbar, daß wir fern sind, wie von Gott selbst, so auch von dem köstlichsten aller Güter, der Wahrheit."

(Jes. 24, 5.)

§. 3.

Erhabene Würde und Macht der Wahrheit.

„Sehen wir nicht, daß alle Künste und Wissenschaften täglich vervollkommnet und glänzender werden? Das menschliche Gemüth ist auch so geartet, daß es bey der Ankunft des Bessern und Schönern das Alte verläßt und das nun Vorhandene ergreift, wenn es auch inzwischen solche gibt, die

nicht nachgeben. Wie kommt es denn, daß wir es mit dem Lichte der Wahrheit nicht eben so machen? Wahrheit ist eine Sache, die so klar, nützlich und nothwendig ist, daß die Gemüther sie begierig annehmen. Sie ist so wichtig, daß jedermann sie begehrt, Denn jedermann ist der Wahrheit bedürftig. Durch Wahrheit gelangt man aber eben zur Weisheit. Die Wahrheit ward von den Alten gemahlt in einem geringen und einfachen Kleide, aber in ungemeln edler und reizender Gestalt, doch unzugänglich für jede Schmeicheley: Die Lüge hingegen geschmückt von oben bis unten, und von Gold, Silber und köstlichen Edelsteinen strahlend; so daß es unwürdig scheinen könnte, daß jene tugendhafte Matrone in einem verächtlichen; diese Dirne hingegen in einem so glänzenden Kleide erscheine. Allein die Wahrheit sieht nicht auf solchen Schmuck und Putz; sie weiß niedrig zu seyn, sie weiß auch zu glänzen; sie kehrt bey Mächtigen ein und bey Hirten. Ueppigkeit, Hoffart und was vor der Welt glänzt, das mißfällt edeln Naturen. So tief hat Gott den menschlichen Gemüthern ein ächtes Abbild von Wahrheit, Recht und Gerechtigkeit und von allem was göttlich ist, eingepflanzt, obgleich dieser Funke in gewissen Menschen, die eher Thiere als Menschen sind, durch Affekten unterdrückt ist. Wenn dieses uns eingepflanzte Abbild (imago) der Wahrheit anfinge das liebens = und ehrwürdige Antlitz der Wahrheit von neuem zu betrachten, und auf ihre Stimme zu hören, dann würde die Wahrheit von jedermann angenommen und bey Allen im höchsten Werthe stehen, nämlich bey allen gesunden Gemuthern, nicht bey den Fieberkranken; denn diese dünkt sauer was süß ist."

(Luk. 13, 17.)

„Die Wahrheit hat viele Feinde; sie ist aber unbesiegbar und unüberwindlich. Darum greifen die Schlechten sie auch nur hinterlistig und nie mit offenem Kampfe an. Denn niemand sagt: „Das ist Wahrheit; aber die will ich nicht,"

sondern er legt der Wahrheit den Namen der Lüge bey. D nn die Wahrheit ist so erhaben, daß auch die Schlechtesten ihr nicht ins Angesicht widersprechen dürfen, und je die größten Lügner für innige Wahrheitsfreunde angesehen seyn wollen. Sie bestreiten also die Wahrheit unter einem fremden Namen. Dennoch kann sie nicht ausgelöscht werden, soviel Schmach und Unrath man auf sie häufen mag; sie glänzt immer wieder nur desto heller hervor; was bey andern Gegenständen, die mit Unrath bedeckt werden, nicht der Fall ist. Ja, die Wahrheit ist unüberwindlich in Allen, die sie lieben und aufrichtig verehren."

(Matth. 14, 24. vgl. Luk. 5, 17.)

§. 4.

Werth einer edeln Thätigkeit.

„Gott haßt den Müssiggang und läßt den Müssiggänger seinen Fluch empfinden. Aber nicht nur das ist Müssiggang, so man gar nichts thut, sondern auch wenn man nichts Rechtes und Gutes thut, dem Fleisch und den Wollüsten lebt, nicht auf Heiliges und Göttliches sein Bestreben richtet. Das Gott erfüllte Gemüth ist nie müßig, es hat Tag und Nacht keine Ruhe, um Andern Ruhe und Frieden zu verschaffen, und es bebt vor keiner Mühe und Beschwerde zurück, damit allen Uebrigen wohl gehe, und es dem Staate nützen könne. Uebrigens ist der Müssiggänger und faule Bauch sich selbst zur Last und niemand nützlich. Das Schwein ist ein unfläthiges Thier, das sich gerne im Kothe wälzt. Hätte es kein Leben in sich, so würde es sogleich verfaulen. Einem solchen Thiere gleichen die Müssiggänger und Trägen. Man darf also überall nie müssig gehen, sondern soll beständig thätig seyn. Die Zeit ist ohnehin kurz und ungewiß, der Streit schwer und unsichern Ausganges. Man darf daher keine Zeit unnütz und fruchtlos verlieren, keine Gelegenheiten versäumen,

sondern jeder soll auf seinem Posten getreu seine Pflicht thut. Durch Treu und Fleiß kann der Geringste und Niedrigste vor den Angesehensten den Vorzug gewinnen. Die Eltern sollen daher ihre Kinder von Jugend auf an Arbeit gewöhnen, damit sie denselben nicht nur Reichthümer sondern auch Tugenden zum Erbgut hinterlassen. Denn der Tugend folgt Ruhm nach, und Städte und Staaten werden durch die Menschen berühmt, nicht die Menschen durch die Städte. Ein einziger Weiser und Tugendhafter macht einen ganzen Staat glänzend und berühmt. Wer hat Athen, wer Rom berühmt gemacht? Warum ist Athen heut zu Tage nicht mehr so berühmt wie ehemals? Es fehlen ihm die Weisen."

(Matth. 21, 19. 2. Thess. 3, 9.)

§. 5.

Böse Geschwätze verderben gute Sitten.

„Um sich gegen müßiges und schädliches Geschwätz zu verwahren, gewöhne man sich von Jugend auf, sich von Gottesfurcht leiten zu lassen. So spricht David: „Wodurch wird der Jüngling seinen Weg verbessern? Dadurch daß er deine Befehle bewahrt." Die Schrift lehrt, daß man seinem Munde ein Schloß, und seiner Zunge ein Gebiß anlegen soll. Denn je beweglicher und schlüpfriger die Zunge ist, desto mehr muß man sie zähmen und bewachen, daß sie nirgends fehle. Beyspiel: Wer Glas oder Eier trägt auf einem schlüpfrigen, oder mit Eis belegten Wege, dem droht doppeltes Unheil. Fürs Erste ist es ein großer Schaden, wenn er das Glas bricht, und Zweytens ist der Weg höchst gefährlich. Darum wird er entweder den schlüpfrigen Weg umgehen, um ihn auszuweichen, oder er streut Asche oder so etwas darauf, damit er nicht gleite oder falle. So muß jeder solche schlüpfrige Weg von uns umgangen und ausgewichen werden, d. h.

man muß sich vor solchen hüten, die leichtsinnig und schlüpfrig reden. Darum lautet einer der Pythagoräischen Lehrsprüche: „Laß keine Schwalbe in deinem Hause nisten!“ Demnach muß man etwas Rauhes auf den Weg streuen, d. h. denen ein ernstes Gesicht und eine finstere Miene zeigen, die solche Reden führen, oder das Antlitz von ihnen wegwenden, und mit Worten seinen Abscheu vor solcher Schwatzhaftigkeit zu Tage legen, damit die, welche daran Freude finden, abgeschreckt werden. Allein die Zunge will geredet haben, und oft auch am unrechten Orte. Die menschliche Weisheit hat das Gebrechen, daß sie nicht immer bey Hause ist, d. h. selbst in wichtigen und schwierigen Dingen, wo Weisheit vorzüglich vonnöthen ist, sieht sie nicht immer das Beste und Richtigste, wie viel weniger denn in den unbedeutenden Dingen des täglichen Lebens. Man hüte sich also etwas Unbesonnenes herauszuschwatzen! Der Zunge muß man so gut mit Zucht zu Hülfe kommen als den Kindern, die noch nicht von Vernunft geleitet werden. Das Kind muß durch die Ruthe vom Schädlichen abgehalten werden, die Zunge durch Zaum und Bewachung. Geschieht dieß nicht, so übereilen sich beyde, und ziehen sich viel Schaden zu. Entweder nützliche oder anmuthige Gespräche soll man führen.“

(Matth. 12, 36.)

§. 6.

Nutzen eines zweckmäßigen Lesens der biblischen Geschichte.

„Beyspiele schöpfen aus den Geschichten und Schriften der Heiden, hat mannigfaltigen Nutzen und dient, uns zu einem tugendhaften Wandel zu bilden, wenn man nämlich Gottes Ehre und die öffentliche Gerechtigkeit dabey zum Zwecke hat. Allein die heilige Schrift, in welcher Gott mit uns re-

det, und wir mit Gott uns unterhalten, die göttliche Weisheit, Macht und Güte kennen lernen, über das Wesen Gottes und seinen Willen nachdenken, sie ist erst die wahre Speise und der ächte Trost der gläubigen Seelen. Besonders ist die biblische Geschichte lieblich und anmuthig, weil in ihr die menschlichen Affekten so treu und lebendig geschildert werden, und nicht etwa die seltnern Affekten, sondern die allgemeinen und alltäglichen, denen beynahe jedermann unterworfen ist. Die Geschichte ist aber nicht blos anmuthig, sondern auch belehrend. Man muß aber die Geschichten der heiligen Schrift so lesen, daß man die Affekten, (Gemüthsbewegungen) derer welche Gegenstände göttlicher Führungen sind, auch selbst empfindet, und zwar so daß sie auch in uns fromme Gesinnungen wecken. Es ist allerdings heilsam die Prüfungen kennen zu lernen, und die Affekten, was sie vermögen, und wie groß ihre Stärke sey; aber nicht nur, um dieß zu wissen, sondern um selbst gerührt und bewegt zu werden, und Mitleid mit Andern zu haben. Ein Beyspiel soll dieß klar machen. Wenn hungernde Kinder schreyen: „Vater, gib uns Brot!" so steigt sogleich der Gedanke in dir auf: „Ach, welch ein Leiden wäre das, wenn du kein Brot hättest, den Hunger der Deinen zu stillen!" Dieß ist aber nicht genug. Du mußt dann weiter bey dir selbst denken: „Welchen Schmerz empfinden also die, die nichts haben, denen das mangelt, was du im Ueberfluß besitzest, die den Hunger und die Noth ihrer Kinder ansehen müssen und nichts haben, womit sie ihn stillen können!" Dann lernst du dich Andrer erbarmen, ihrem Mangel und Dürftigkeit beyspringen, und bey jedem Bissen, den du in den Mund stößst, beten und seufzen. — Vornämlich aber lernen wir aus denselben, daß Gott unsere Anschläge ganz anders leitet, als wir gedacht hatten. Was wir mit vieler Mühe auszuweichen suchen, das geschieht wider unsern Willen, und umgekehrt, was wir mit dem größten Eifer ins Werk zu setzen wünschen, das kommt gar nicht zu Stande.

Warum dieß? Damit wir erkennen, daß unser Leben und unsre Handlungen nicht das Werk unsrer Rathschläge, sondern der göttlichen Vorsehung und Anordnung seyen. Man lehre also die Kinder von früher Jugend auf, daß sie für die Schrift einen geübten Sinn haben!“

(Luk. 2, 36. Genes. 42, 36. 28, 6. 30, 1. Matth. 4, 10.)

§. 7.

Vortheile der Reisen für Jünglinge.

„Junge Leute in die Fremde schicken, hat viele Vortheile. Das Feuer jugendlicher Hitze wird dabey gedämpft; man lernt die Sitten vieler Menschen und Länder kennen, und übt sich in Vielem. Froh und munter reisete Jakob von Hause, und hielt auf freyem Felde sein Nachtlager. Statt eines Hauptküssens von Flaum diente ihm ein Stein; statt eines Bettes der Boden. An seinem Exempel lerne die Jugend sich an Mühe, Arbeit, Erduldung gewöhnen, damit der Körper abgehärtet, und sie nicht weich und unmännlich werde. Das lernt man aber besser in der Fremde als zu Hause. Da aber unsere Reisen und Wanderungen nur in sofern mit einem glücklichen Erfolge begleitet sind, als sie von Gott begünstigt werden; so muß man sich vor allem aus im Gebete zu Gott wenden, wie Isak that.“

(Genes. 28, 2. 3. 11.)

§. 8.

Werth und Macht der Musik.

„Der Prophet (Jesajas) tadelt die unmäßige und ausgelassene Freude, und daß Einige nicht zufrieden, sie durch Wein zu beleben, auch noch die Musik mißbrauchen um jene bis zum Wahnsinn zu steigern. Und doch ist die Musik den Menschen gegeben, um ihre wilden Affekten zu mäßigen und

zu besänftigen, nicht aber dieselben, wenn sie schon erwacht sind, noch mehr zu reizen. Es ist freylich hier nicht der Ort von der Musik zu handeln. Doch ist das wundersam, daß keine Kunst so tief in aller Gemüth eingesenkt und eingepflanzt ist, wie die Musik. Denn niemand ist so stumpfsinnig, daß er nicht von ihr ergriffen würde, wenn er gleich mit ihren Regeln gänzlich unbekannt ist; und umgekehrt, niemand dessen Ohr nicht durch verworrne und unharmonische Töne beleidigt würde, wenn er gleich den Grund der Dissonanzen und Fehler nicht deutlich angeben kann. So sind durch ihre natürliche Anlage Alle im Stande über Harmonie zu urtheilen; über die Theorie und Regeln derselben nur Wenige.“

(Jes. 5, 12.)

§. 9.

Erlaubter Freudengenuß.

„In schönen Gleichnissen und Allegorien lehrt Christus die Mittelstraße, als die höchste Tugend, ohne welche die übrigen fehlen und keine Tugenden mehr sind. Auch die alten Weltweisen, die Stoiker und Peripatetiker, disputirten darüber. Die Stoiker sprechen dem Weisen alle Freude ab und machen einen Unempfindlichen aus ihm, wie heut zu Tage gewisse Melancholiker und solche die die menschliche Natur nicht kennen, jedermann zwingen wollen nach ihrer Regel zu leben. Was sie aber für den Gipfel der Tugend und Religion halten, ist vielmehr ein Fehler der Natur und eine gewisse Misanthropie (Menschenhaß). — Ein christliches Gemüth ist im Gegentheil immer freudig, immer frohen Muthes, selbst mitten in Trübsal; auch noch so viele Widerwärtigkeiten können es nicht beugen, nicht brechen. Nichts als Heuchler sind also gewisse Kopfhänger d. i. jene finstern und düstern Menschen, die mit unfreundlicher Miene einherschleichen und jedermann neben sich verachten.“

(Luk. 5, 33. Philipp. 4, 4.)

„Ehrbare Freude ist den Christen nicht ungeziemend, aber diese hat ihre Quelle nicht in den thörichten und verdorbenen Affekten des Fleisches, sondern im Glauben und einem reinen Gewissen. Wie die übrigen Tugenden, so hat auch die Freude ihr Maß. Daß öffentliche Fröhlichkeit auch unter dem Volk Gottes Statt gefunden habe, bezeugt die Schrift. Daher Feste, Hochzeiten, feyerliche Volkszusammenkünfte und Gastmähler, damit ihr Herz froh werde. Es sind auch die öffentlichen Freudenanläße den besondern weit vorzuziehen. Denn in öffentlichen Versammlungen herrscht Schamhaftigkeit und Ehrbarkeit, in Privatzusammenkünften gemeiniglich mehr Ungebundenheit. Die fleischlichen Affekten werden in öffentlichen Zusammenkünften beherrscht und gedämpft, so daß ihre Aeußerungen die Schranken der Ehrbarkeit und des Anstandes nicht überschreiten, da sie sonst, wo sie freyern Spielraum hätten, in Schamlosigkeit und heftigere Flammen ausbrechen würden. Wir dürfen also die Welt brauchen, aber so, als brauchten wir dieselbe nicht, und uns freuen mit den Fröhlichen. Durch ältere und bejahrte Personen erhalten die öffentlichen Zusammenkünfte Ehre und Anstand; und aus diesem Grunde ziemt es ihnen, denselben beyzuwohnen. Denn durch die Anwesenheit und den Ernst der Alten werden die Jüngern abgeschreckt sich etwas herauszunehmen, und so lange jene gegenwärtig sind, hat die Unanständigkeit keinen Spielraum."

(Luk. 15, 24.)

§. 10.

Charakter und Bestimmung des weiblichen Geschlechts.

„Das weibliche Geschlecht ist von Natur weich und zum Erbarmen geneigt; bey jener Herodias aber herrschte eine so unbändige Leidenschaft, daß sie nicht nur das wilde Gemüth des Mannes nicht milderte, sondern selbst zur

yrannin wurde. Sonst ist der Geitz mehr den Weibern
jen, und bey ihnen auch gefährlicher; und je geitziger ein
Mann ist, desto mehr hat er weibliche Schwäche; und wie-
ohl dieser Fehler allen Menschen gemein ist, so ist er doch
n Weibern vorzüglich eigen. Es zieht aber dieser Fehler eine
oße und mächtige Reihe von Untugenden nach sich. Unter
n Thieren, vorzüglich unter den Vögeln, sind die Weibchen
ubgieriger als die Männchen, man erklärt sich das aus
r Liebe zu ihren Jungen, für welche sie so besorgt sind.
ie Habsucht ist die Mutter der Unbeständigkeit. Wer sich
n Habsucht und Geitz beherrschen läßt, von dem läßt sich
chts Entschlossenes, nichts Edles erwarten, denn in allen
ingen sieht er nur auf seinen Vortheil und Gewinn, nach
esem formt er alle seine Reden und Thaten. Der Mam-
on ist sein Gott, dem dient er in allen Dingen. Der
eichthum ist wie eine Kugel, ein unstätes, bewegliches Ding,
m die Knaben folgen, wohin es läuft, bis sie so weit er-
achsen sind, daß sie stillstehen, und dagegen selbst die Kugel
erfen. Ich rede hier vom weiblichen Geschlechte überhaupt,
nn es gibt unter ihnen edle, fromme, starke, großherzige
id weise Frauen, wie wir an Sara, der Königinn von
iaba und an Abigail sehen. Sonst glauben sich die Weiber
ir Lüste und Ergötzlichkeiten geschaffen, denen sie auch mehr
geben sind als die Männer und weniger widerstehen können.
un aber fordern die Wollüste ein großes Vermögen, wenn
an sie befriedigen will. Was kann aber diesen schädlichen
resten heilen? Einzig die Gottesfurcht. Aber hier droht
ieder eine andere Gefahr. Denn die Weiber sind dem Aber-
auben besonders ergeben, und so artet auch ihre Religion
icht in Aberglauben aus. Darum muß man sie ganz einfach
hren und nicht in fürwitzige Untersuchungen hineinführen.
Weibliche Spitzfindigkeit oder Scharfsinn gleicht den Aehren,
e zwar auch eine Spitze haben, aber eine sehr schwache,
e nur sticht, nicht durchdringt und durchbohrt, wie z. B.

eine Nadel. Darum sagt Paulus, die Weiber sollen ihren Männern unterthänig seyn im Herrn, und von ihnen lernen, was sie zu wissen nöthig haben, übrigens fromm und häuslich seyn. Denn da das Weib Schuld an dem Falle des Mannes war, so ziemt sich, daß sie nun dem Manne folge, nicht ihm vorgehe, und in Erziehung und Besorgung der Kinder ihr Heil finde. Dem soll also das Weib obliegen, nicht über den Mann herrschen, noch ihn fragen, was im Rath sey verhandelt worden; denn dieß gäbe ihr nur Anlaß zu Klatschereyen. Allen Fürwitz hat das Weib zu fliehen, sodann Ueppigkeit und Hoffart, vornämlich aber den Müssiggang, der eine Quelle vieles Bösen ist. Es ist unanständig für ein Weib, wenn sie außer dem Hause herumläuft. Die Alten machten die Schildkröte zum Sinnbilde des Weibes, weil es demselben gezieme, emsig im Hause zu seyn, und selten außer demselben. Nicht, daß sie nur zusammenscharren und einzig für sich sorge, wie eine Wölfin, sondern daß sie arbeite, und damit auch Andern zu helfen, mitzutheilen und zu rathen suche. Dazu fordert der Glaube auf; er ists, welcher das ganze Leben des Menschen und alle Handlungen gehörig ordnet; wo er fehlt, da ist alles verkehrt und verdorben. Denn die Tugend ist beym weiblichen Geschlechte zu schwach, den Affekten und Leidenschaften zu widerstehen, und sie kann es nicht von der bösen That zurückhalten, die es sich einmal vorgenommen hat."

(Matth. 14, 8. 19, 1.)

§. 11.

Die Heirathen.

„Söhne und Töchter, die noch unter der Herrschaft und Vormundschaft des Vaters sind, dürfen nicht gegen den Willen ihrer Eltern heirathen; thun sie dieß dennoch, so können sie vom Vater enterbt werden. Thut aber der Vater dem bürgerlichen oder natürlichen Rechte Gewalt an, d. h. schiebt

er die Zeit zum Heirathen allzulange auf, so ist er von den Dienern des Gesetzes dafür zur Strafe zu ziehen. Es sollen sich die Frommen an die allgemeinen Gesetze halten, welche nicht wider die Frömmigkeit und natürliche Ehrbarkeit streiten. Denn jedes Volk kann in solchen äußerlichen Dingen mit Gott das thun, was ihm gut dünkt. Die also, welche jenen Gesetzen gemäß zusammen kommen, hat Gott zusammen gefügt; die welche gegen diese Gesetze sich verbinden oder denen es durch das Gesetz verboten ist, hat Gott nicht zusammen gefügt. Denn was durch die Obrigkeit, die ein Diener Gottes ist, zu Ruhe und Frieden des Staates festgesetzt und angeordnet wird, das wird durch den Geist Gottes festgesetzt und angeordnet."

(Mark. 10, 9.)

„Wo wechselseitige Einwilligung zwischen Mann und Weib Statt findet, da entsteht eine Ehe. Diese Einwilligung ist aber nicht das Wesentliche bey der Ehe, wie Einige fälschlich meinen, sondern rechte wahre Treu und Glauben. Darauf müssen also Eheleute vorzüglich sehen, wenn sie unter glücklichen Vorbedeutungen zusammen kommen wollen. Es ist daher sehr viel daran gelegen, wen jemand zum Weibe nehme. Bey der Wahl einer Ehegattin darf man sich also nicht übereilen, nicht leichtsinnig und unbedacht zu Werke gehen. Vieles ist hier in Betrachtung zu ziehen, die Sitten nämlich, Erziehung, Sittsamkeit, Keuschheit. Auf diese Dinge sehen daher die Frommen; die Andern suchen nur Schönheit, Geld, Wollust. Wer aber nur des Vergnügens wegen ein Weib nihmt, oder um die Fleischeslust zu stillen, oder nur auf eine schöne Gestalt sieht, der ist kein ehrbarer Liebhaber, und von unzüchtiger Liebe nicht sehr entfernt. Solche Ehen gerathen auch selten, haben im Gegentheil mit vielen Lasten zu kämpfen, und nicht ohne Verdienen, weil sie nur auf hinfällige und unbeständige Dinge ihre Absichten rich-

teten. Treue und Liebe hingegen sind etwas Ewigdauerndes. Es gibt aber auch so niedrige Geizhälse, die in dieser heiligsten Angelegenheit nur Reichthum zum Augenmerk haben; sie betrügen sich aber nicht selten, und wenn sie auch zuweilen ihre Wünsche erreicht sehen, so verwickeln sie sich doch in unzählige Gefahren und Sorgen. Auch Arme, wenn sie unter göttlicher Leitung in den Ehestand treten, sind reich und beglückt genug; denn der Herr wird sie segnen, wenn sie nur nicht durch Müssiggang und Trägheit sich selbst im Wege stehen."

(Matth. 19, 1. Genes. 24, 4.)

§. 12.

Unterschied zwischen Liebe und Freundschaft.

„Liebe und Freundschaft sind verschiedene Dinge. Liebe entspringt aus den Affekten, Freundschaft aus Tugend. Die Liebe flammt zuweilen, aber nur eine Zeitlang; die Freundschaft ist gleichförmig und dauernd. Wenn du dir jemand zum Freunde wählen willst, so mußt du dich zuvor mit seinem Charakter und seinem Leben so genau bekannt machen, daß du im Stande bist, deine Habe und Gut mit ihm zu theilen, und alle deine Anschläge ihm zu vertrauen. Alle Freundschaft ist Liebe, aber nicht alle Liebe ist Freundschaft. Zum Beyspiel: Ein Jüngling und ein Mädchen nehmen sich zur Ehe; anfangs ist Liebe vorhanden, bald aber verraucht dieselbe, und Abneigung tritt ein. Woher dieß? Keines hat den Charakter des Andern weise studiert; sondern durch jugendlichen Affekt sind sie zu gegenseitiger Liebe hingerissen worden. Die Liebe ist oft blind, die Freundschaft gründet sich auf Weisheit. So läßt sich auch nur bey ächter Freundschaft ein dauernder Friede denken; denn der Friede der zwischen Feinden zu Stande kommt, ist weder dauerhaft noch ächt, weil die Gemüther nicht ruhig sind. In der Freundschaft vereinigen

sich zuerst die Gemüther, diese aber finden einzig in Gott den Mittelpunkt ihrer Vereinigung. Gott allein ist also Anfang und Fundament der ächten und beständigen Freundschaft.

(Luk. 8, 21.)

§. 13.

Tugend geht der Freundschaft, ja Allem vor.

„Niemand war je im Besitz ächter Tugenden oder zur Vollkommenheit in denselben gelangt, der nicht sich gänzlich für sie hingab. Das lehren auch die Weltweisen. Das ist nämlich Tugend, wann das Gemüth auf das Wahre, Rechte und Edle sieht, alles flieht was schändlich und unedel ist, bereit eher das Leben zu verlieren, als der Tugend untreu zu werden. Daher ist das Sprüchwort entstanden: „Ein Freund bis an den Altar!" Womit man andeuten will, daß die Ehrfurcht vor Gott um der Freundschaft willen nicht verletzt werden dürfe. Denn da hört alle Freundschaft auf, wo man wider Recht und Pflicht handeln sollte. Oder was bliebe dann noch unverletzlich und unentweiht, wenn man des Freundes oder der Eltern wegen Böses thun dürfte? Darum gab es auch unter den Heiden Männer, die der Tugend und Religion wegen alles hintansetzten und verachteten, und sich in den Tod hingaben. Wer der Gerechtigkeit untreu wird, damit ihm äußerlich wohl gehe, der ist kein rechtschaffner Mann. Wahrheit gebiert Haß, und wer für die gerechte Sache spricht, der setzt sich der Gefahr aus, und zieht sich Verfolgungen zu. Ich behaupte also, daß schon die alten Weisen dieß eingesehen und gelehrt haben, daß der Tugendhafte um der Tugend willen alles, ja sogar sich selbst, Preis geben müsse. „Was nützte es den Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, aber Schaden litte an seiner Seele?" Dieß Wort entfalle nie unsern Herzen! Es werde von den Eltern in die Herzen

ihrer Kinder geschrieben, damit sie nicht mit Verlust ihrer Seele und ihres Heils, ja selbst Gottes, sich Gewinn schaffen, oder irgend etwas thun."

(Luk. 9, 23 — 25.)

§. 14.

Feste Beharrlichkeit die Krone der Tugend.

„Beständigkeit und Ausharren ist das Salz, welches alle Tugenden würzt und unterhält. Eine Sache anfangen hilft wenig, wenn man nicht darin ausharrt. — Die Lehre Christi fordert uns auf zur Beständigkeit und zum Ausharren bey der ergriffenen Wahrheit. Denn dadurch erst werden alle übrigen Tugenden gekrönt und vollendet. Es ist ein herrlicher und wahrhaft göttlicher Ausspruch, der allen Kindern tief sollte ins Herz geschrieben werden: „Ein wankelmüthiger Mann ist unbeständig in allen seinen Wegen." — Denn nichts Großes und Treffliches ist jemals ohne standhafte Festigkeit vollbracht worden. Was immer Großes und Gutes in der Welt gethan wurde, das ist alles durch sie geschehen. Das lehren eine Menge Beyspiele, nicht nur aus der biblischen, sondern auch aus der weltlichen Geschichte; das Beyspiel eines Noah, Abrahams, Jakobs, Moses, Davids, Josephs; und das eines Aristides, Sokrates, Fabius, Camillus, Scipio und anderer tapferer und großherziger Männer." —

(Matth. 24, 13. 12, 44. Jak. 1, 8.)

„Der Fromme hat also nicht bloß seine Unschuld, sondern auch Standhaftigkeit, festen Muth und Großherzigkeit zu bewahren. Nie darf er nachlassen, nie dem Haß der Bösen nachgeben, sondern er soll beharrlich fortfahren in Behauptung und Beförderung der Wahrheit und Gerechtigkeit; und alle Unbill, Angriffe und Beschwerden muthig ertragen, aus Liebe zu dem Gott, dem er sich ganz geweiht hat, und

in Hoffnung der Unsterblichkeit und eines unverwelklichen Lohnes. Denn diese Beharrlichkeit, die höchste Zierde eines Mannes, kann einzig aus einem unerschütterlichen Vertrauen auf Gott entspringen. Wo dieses vorhanden ist, da ist das Gemüth glücklich und reich an allen Dingen; denn der vertrauensvolle Glaube überwindet und besitzt alles. — Der wahrhaft Weise, der aus Gott weise ist, erhebt sich über alles Irdische, kann alles besiegen, alles gelassen ertragen, alle Gefahren und Angriffe des Schicksals mit seinem Gemüthe übersteigen; denn er hat es auf das Ewige gerichtet. Wie der Himmel, hoch über dem Monde und dem Dunstkreis, heiter und ruhig ist, wenn es unten donnert und blitzt, denn er ist darüber erhaben; eben so hebt sich auch der wahre Weise über alle Stürme und Ungewitter heiter empor."

(Genes. 26, 16. Matth. 11, 25.)

X.

Der Jugendspiegel,

oder

eine nähere Unterweisung, wie man die Jugend in guten Sitten und christlicher Zucht auferziehen und lehren soll.

(Ein Badegeschenk an seinen Stiefsohn, Gerold Meyer.)

„Dem vortrefflichen Jüngling, Gerold Meyer wünscht Huldreich Zwingli Gnade und Friede von Gott und unserm Herrn Jesu Christo!"

„Da dich neulich bey deiner Heimkehr von Baden jedermann mit Freuden empfing, und wetteiferte dich ehrenvoll zu beschenken, so würde ich mich einer großen Unhöflichkeit schuldig zu machen glauben, wenn ich dich, liebster Gerold! nicht auch mit irgend einer Gabe erfreute, zumahl da solche Badegeschenke eine allgemein angenommene Sitte sind unter Freunden. Unter diese aber zähle ich dich aus gedoppeltem Grunde. Einmal weil du den Wissenschaften mit glücklichem Erfolg obliegst, und dann weil du unter der Anführung meines Glareans studirst. Da ich nun lange bey mir selbst überlegte, was dir wohl das angenehmste seyn möchte, fand ich zuletzt, daß die Gabe, die dir gefallen wolle, entweder fromm oder gelehrt, oder beydes zugleich seyn müsse. Denn so wie du schon von Natur zur Frömmigkeit und Tugend scheinst geboren zu seyn, so trägst du nun auch frühzeitige und darum desto angenehmere Früchte eines edeln und feinen Betragens. Da ich aber unter meinem ganzen Vorrath, so sorgfältig ich ihn auch durchsuchte, nichts Gelehrtes fand, das ich dir hätte anbieten können, so blieb mir nichts übrig, als dich mit etwas Religiosem zu begaben, das dir zu deinem geistigen und leiblichen Wohl und zur Tugend verhelfen könnte. Da ich nun ehedem mir vorgenommen hatte, ein Büchlein zu schreiben, wie man edle Jünglinge erziehen müsse, aber durch die Unruhen dieser Zeit an der Ausführung verhindert worden, so kam mir jetzt, da ich sorgsam auf ein Geschenk für dich dachte, jenes ehemalige Vorhaben wieder zu Sinne. Und wenn heut zu Tage die Meisten ängstlich bemüht sind, ihr geendigtes Werk irgend einem würdigen Gönner zuzueignen, so trifft bey mir nun der entgegengesetzte Fall ein. Denn der, dem mein Werk zugeeignet werden sollte, ist schon gefunden; aber die Muße fehlt und die neun Jahre, die der Meister sein Werk unter der Feile halten soll. In dieser gedoppelten Klemme, da ich einerseits dir durchaus etwas zuschicken sollte, und doch anderseits meine Geschäfte mir nicht gestatte=

ten, es auf eine angemessene Art zu thun, fand ich einen Ausweg um für Einmal uns Beyden ein Genüge zu leisten. Ich stahl mir selbst so viel Zeit ab, daß ich einige wenige Vorschriften in Eile zusammenbringen konnte. Und gewiß im Allgemeinen soll man nur wenige aber wohl durchdachte geben, damit Ueberfluß nicht Ekel gebähre. Denn es ist gewöhnlich der Fall, daß man desto begieriger trinkt, wo sparsam eingeschenkt wird. Du wirst also diese Vorschriften nicht nach ihrem äußern Schmucke, sondern nach ihrem Inhalt werthen, und nach dem Herzen, aus dem sie gekommen sind. Wem es selbst nicht an Frömmigkeit fehlt, der darf wohl etwas frommes redlich versprechen; etwas gelehrtes aber zu versprechen, müßte selbst der Gelehrteste sich schämen. Der erste Abschnitt dieser Lehren zeigt, wie man das zarte Gemüth eines edeln Jünglings über das belehren soll, was er Gott; der zweyte, wie über das, was er sich selbst; der dritte, wie über das, was er Andern schuldig ist. Meine Absicht ist jedoch hier nicht, weder bey der Wiege, noch bey den A B C Schülern anzuheben, sondern für das Alter zu schreiben, welches bereits anfängt selbst zu denken, und ohne Hülfsmittel zu schwimmen; gerade dasjenige, worin du dich jetzt befindest. Diese Vorschriften wirst du, wie ich hoffe, fleißig lesen, und dich nach ihnen gestalten, so daß du auch Andern ein lebendiges Muster wirst. Das gebe unser hochgelobte Heiland!"

Der erste Theil der Vorschriften.

„Vor allen Dingen, wiewohl es nicht in menschlicher Macht steht, jemandes Herz zum Glauben an den Einen Gott zu führen, und wenn einer auch den Perikles an Beredsamkeit überträfe, sondern nur der himmlische Vater es ist, der uns zu sich zieht; so kommt doch, nach dem Ausspruch des Apostels, der Glaube aus dem Hören, nämlich aus dem Hören des Worts Christi. Nicht daß die mündliche Predigt des Wortes so viel vermöge, es sey denn daß

der Geist inwendig rede und lehre. Darum soll man der Jugend den Glauben mit den lautersten und dem Mund Gottes gewohntesten Worten einflößen, und damit zugleich verbinden das Gebet zu dem, der allein gläubig macht, daß er den, welchen wir mit dem Wort lehren, selbst mit seinem Anhauch erleuchte."

„Es ist aber auch der Absicht Christi wohl nicht zuwider, wenn wir auch durch sichtbare Dinge zur Erkenntniß Gottes geführt werden; das ist, wenn wir Uns und Andern das ganze große Weltgebäude vor Augen stellen, auf jedes Einzelne mit dem Finger hinweisen, wie sehr es der Veränderung unterworfen sey; daß aber der unveränderlich und unwandelbar seyn müsse, der alle diese so mannigfaltigen Dinge in eine so feste und wundersame Harmonie gebracht habe. Ferner, daß sich von dem, der alles mit so hoher Kunst und Weisheit geordnet, auch nur nicht vermuthen lasse, daß er sein Werk vernachläßigen werde, da man schon unter Menschen es tadelt, wenn jemand sein Hauswesen sich nicht angelegen seyn läßt. Daraus wird dann unser Jüngling lernen, daß die Vorsehung Gottes für alles sorge, alles anordne, alles erhalte. Denn von zwey Sperlingen, die man um einen Pfennig kauft, fällt nicht Einer auf die Erde ohne ihren Rathschluß; sie hat auch die Haare unsers Hauptes gezählt, und erniedrigt sich durch diese Sorge nicht im geringsten. Daraus ergibt sich, daß sie nicht nur das bestimmt und verschafft, was die Seele, sondern auch was der Leib bedarf, da wir sehen, daß die Raben so reichlich von ihr gespeist, und die Lilien so prächtig bekleidet werden."

„Ist nun so das Gemüth über die göttliche Vorsehung gehörig unterrichtet, so kann es unmöglich jemals in Aengstlichkeit oder in Geitz verfallen. Und wo wir diese Anfechtungen gleich in ihrem Entstehen ausrotten, so haben wir unser Gemüth von dem verderblichsten Gift befreyt. Denn dann weiß es, daß Gott nicht nur ein Herr, sondern auch

ein Vater ist aller derer die an ihn glauben d. i. ihm vertrauen; der auch will, daß wir eben so eilend bey ihm Hülfe suchen, wie bey unserm leiblichen Vater, und daß er uns mit seinen eigensten Worten Hülfe verheissen hat, weil ihm das Gebet angenehm ist. Es weiß dann, daß wenn Krankheit der Seele oder des Leibs uns befällt, die Arzney von ihm herkommen; wenn der Feind uns drängt, wenn Haß und Neid uns drückt, man zu ihm fliehen; wenn wir nach Weisheit, wenn wir nach Wissenschaft trachten, wir sie bey ihm suchen, ja selbst Weib und Kinder von ihm erbitten müssen, und wenn Ehre und Gut uns reichlich zufließt, er dafür anzuflehen sey, daß er unser Herz nicht durch sie verweichlicht werden, und auf Abwege gerathen lasse. Kurz, das Gemüth weiß dann, daß man alles von ihm begehren muß; es wird sich's aber zur Sünde rechnen, Gott um etwas zu bitten, dessen Gewährung seiner unwürdig wäre; es wird endlich sich schämen etwas zu wünschen oder zu besitzen, was Gott untersagt hat, und wird das allein sich verschaffen und bewahren, was wahrhaft beseligt.“

„Auf diesem Wege wird das jugendliche Gemüth das Geheimniß des Evangeliums fassen. Es wird vor allem aus den Stand des ersten Menschen erfahren, nämlich daß derselbe des Todes starb, nachdem er das Gebot Gottes übertreten, so daß er mit seiner Sünde die ganze Nachkommenschaft vergiftet habe; denn Todte können keine Lebendigen erzeugen, und nie sah man noch einen Mohren bey den Britanniern geboren. Daraus wird der Jüngling auch seinen eignen Presten kennen lernen. Er wird ihn auch daraus erkennen, wenn er lernt, daß wir alle Dinge aus Begierden und Affekten thun, Gott aber davon unendlich fern sey. Woraus unzweifelhaft folgt, daß auch wir davon ganz frey seyn müssen, wenn wir mit Gott in Gemeinschaft zu stehen wünschen. So wie nämlich der Unschuldige mit dem Lasterhaften keinen Verkehr hat, und umgekehrt der Bösewicht auch den Gerech-

ten nicht leiden kann (denn wie Nero einen Seneka zum Tode verurtheilt, so vereint dagegen den Ennius und Scipio Ein Grab.); eben so wird niemand bey Gott wohnen, als wer tadellos wandelt und heilig ist, wie Gott selbst heilig ist, und wer ein reines Herz hat. Denn selig sind die reines Herzens sind, sie werden Gott schauen. Wie wollen wir uns aber eine so vollkommene Unsträflichkeit erwerben, die wir von den unreinsten Affekten rings umgeben sind? Hier sehen wir uns nun in peinlicher Verlegenheit, da Gott solche Unsträflichkeit von uns fordert, und wir Verderbte nichts als Lasterhaftes leisten können; wir müssen also, gern oder ungern, uns an Gott ergeben, und uns seiner Gnade überlassen."

„Hier geht nun das Licht des Evangeliums auf. Denn dieser Noth, in der wir uns befinden, entreißt uns Christus, der uns besser als kein Jupiter Servator [Retter] befreyt hat, indem er allervorderst das der Verzweiflung nahe Gewissen aufrichtet, dann durch die gewisseste Hoffnung an sich fesselt und glücklich macht. Denn er selbst, ganz frey von jeder Befleckung lasterhafter Affekten, da er vom heiligen Geiste empfangen und von einer unbefleckten Jungfrau geboren ist, hat erstlich um uns zu erlösen, diese seine Unschuld für uns dahingegeben, (denn unsre Arbeiten und Schmerzen hat er in Wahrheit getragen) und demnach macht er die, welche dieses fest und steif glauben, selig. Denn wer diese freywillige Vergebung, die Gott dem armen menschlichen Geschlechte durch Christum erwiesen hat, gläubig annimmt, der findet Heil und Rettung, und wird, ein Miterb Christi, beym Vater in Ewigkeit frohlocken. Denn Christus will, daß wo er ist, auch sein Diener sey. Die Unschuld Christi für uns Schuldige ja Verdammte hingegeben, macht uns frey von Sünd und Schuld, und Gottes würdig, aus dem Grunde vornämlich, weil er selbst das Maß der göttlichen Gerechtigkeit hat erfüllen können, da er von allen verdorbnen Anfechtungen ganz frey war. Und wiewohl er ein so vollkommnes und

erhabenes Wesen ist, nämlich Gott, ist er dennoch unser wor=den. Woraus folgt, daß auch seine Gerechtigkeit unsere Gerechtigkeit geworden, der wir eben mangelten. Denn er ist uns von Gott gemacht zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung. So haben wir nun durch ihn Zugang zu Gott. Denn er ist unser, er ist das Pfand der Gnade Gottes, unser Fürsprech, Pfand, Bürge, Fürbitter, Mittler, unser Erstes und Letztes."

„Die das Evangelium also erkannt haben, und demselben vertrauen, die sind aus Gott geboren; denn der Verstand menschlicher Schwachheit faßt einen so tiefen Rathschluß der göttlichen Gnade nicht. Daher fließt, daß die welche durch das Evangelium wiedergeboren sind, nicht sündigen. Denn ein jeder, der aus Gott geboren ist, sündigt nicht; wer aber dem Evangelium glaubt, der ist aus Gott geboren; folglich sündigen die nicht, welche durch das Evangelium wiedergeboren sind, d. h. die Sünden werden ihnen nicht zur Verdammniß und zum Tode angerechnet, weil Christus sie mit dem Lösegeld seines Todes bezahlt hat. Denn wiewohl wir, so lange wir in diesem Leibe fern vom Herrn wallen, nicht ohne Anfechtungen seyn können, und daher auch nicht ohne Sünde, so ersetzt doch Christus, weil er unser ist, all dieses Unvermögen. Denn da er ewiger Gott und Geist ist, so übersteigt sein Werth, womit er aller Menschen Sünden tilgt, weit die Größe ihrer Verschuldungen. Aber dieses Vertrauen macht nicht träge, sondern es ermuntert und treibt an zum Rechtthun. Denn es kömmt nicht vom Menschen her — oder wie könnte doch das menschliche Gemüth, das beynahe ganz von den Sinnen abhängt, sich so fest an das halten, was mit den Sinnen gar nicht ergriffen wird? — sondern von Gott. Wo aber Gott wirkt, da darf man nicht sorgen, ob geschehe was recht und gut ist. Denn da Gott als allbewegende, allwirkende Kraft [Entelecheia] alles verändert und bewegt, wiewohl er für sich selbst unveränderlich ist, so wird er auch den

dessen Herz er zu sich gezogen hat, nicht unthätig seyn lassen. Diese Behauptung beruht nicht auf Beweisgründen, sondern auf Erfahrung. Es erfahren's nämlich allein die Gläubigen, wie Christus die Seinen nicht müßig läßt, und wie heiter und fröhlich sie sein Werk treiben."

„Wer also das Geheimniß des Evangeliums recht erkannt hat, der bemüht sich auch, recht zu leben. Darum soll dasselbe auch so lauter und sorgfältig als immer möglich gelehrt werden. Nun soll man aber auch darüber die Jugend gehörig unterrichten, durch welches Verhalten wir uns vorzüglich Gott wohlgefällig machen, durch dasjenige nämlich, welches Er selbst gegen uns immerfort übt, durch Gerechtigkeit, Treu und Erbarmen. Denn da Gott ein Geist ist, so kann er auch nur allein mit dem geistlichen Opfer eines ihm geweiheten Gemüthes recht geehrt werden. Dahin soll also der Jüngling sein Augenmerk richten, daß er frühzeitig darauf denke, ein brafer Mann zu werden, der unsträflich und Gott möglichst ähnlich sey. Denn da Gott Allen wohlthut, niemand Schaden zufügt, es sey denn daß jemand zuvor sich selbst in Schaden gesetzt habe; so ist auch der, welcher Allen zu nützen, Allen alles zu werden sucht, und sich aller und jeder Ungerechtigkeit enthält, Gott am ähnlichsten. Das ist freylich schwer, so wir auf unsere Kräfte sehen; aber dem der da glaubt, sind alle Dinge möglich."

Der zweyte Theil der Vorschriften.

„Nachdem das Gemüth, das zu einer festen Tugend soll erhoben werden, durch den Glauben gehörig gebildet worden, so ist nun das nächste, daß es sich innerlich schön schmücke und ordne. Denn wenn bey ihm selbst alles in gehöriger Ordnung ist, dann wird es leicht auch Andere recht berathen können. Besser aber kann der Jüngling sein Gemüth nicht in Ordnung bringen, als wenn er sich mit dem

Wort Gottes Tag und Nacht beschäftigt. Und dieß wird er mit gutem Erfolge thun, wenn er die hebräische und die griechische Sprache wohl inne hat, weil man ohne die eine das alte, ohne die andere das neue Testament schwerlich rein auffassen und verstehen kann. Da ich aber diejenigen zu lehren mich anheischig gemacht, welche bereits die ersten Anfänge zurückgelegt haben, die lateinische Sprache aber hin und wieder allgemein geworden, so darf sie, meiner Meinung nach, nicht ganz vernachläßigt werden. Denn wenn sie gleich zum Verstehen der heiligen Schrift weniger dient als die griechische oder hebräische, so ist sie doch für das übrige Leben von nicht geringem Nutzen; es ereignet sich auch zuweilen, daß wir die Sache Christi auch bey Lateinischredenden führen müssen. Die Sprachen aber zum Gewinne mißbrauchen, davon soll ein ächter Christ weit entfernt seyn, denn die Sprachen sind eine Gabe des göttlichen Geistes. Die nächste Sprache nach der lateinischen, auf die wir uns legen sollen, ist die griechische, und zwar, wie gesagt, des neuen Testaments wegen. Denn, um mit aller Bescheidenheit zu sagen wie ich denke, so sehe ich, daß von Anfang an die Lateiner die Lehre Christi nicht so würdig behandelt haben, wie die Griechen. Darum soll man den Jüngling zu den Quellen hinweisen. Doch ist in Beziehung auf beyde Sprachen zu bemerken, daß sein Herz durch Glauben und Unschuld wohl bewahrt seyn muß, denn viele Dinge könnte er hier zu seinem Verderben lernen, Muthwill z. B., Herrsch- und Kriegslust, Schlauheit, eitle Philosophie und anders dergleichen. Bey diesem allem aber wird das zum voraus gewarnte Gemüth, wie Ulysses, unverletzt vorübergehen können, wenn es nämlich beym ersten Laut sich selbst zuruft: „Du hörst das, um dich davor zu hüthen, nicht um es aufzufassen!“ Der hebräischen Sprache weise ich darum vorzüglich die letzte Stelle an, weil, wie ich so eben bemerkt, die lateinische Sprache allenthalben in Uebung gekommen, auf welche dann die griechische über-

aus schicklich folgt. Sonst hätte ich der hebräischen mit Recht den ersten Platz eingeräumt, weil, ohne ihre Redefiguren zu kennen, auch bey den Griechen jeder der den ächten Sinn der Schrift ergründen will, an vielen Orten schwere Arbeit haben wird.

„Mit solchen Waffen versehen, wird jeder zu der himmlischen Weisheit, mit welcher die menschliche nicht verglichen, geschweige ihr an die Seite gesetzt werden darf, hindurchdringen können, wer sich ihr mit demüthiger und dürstender Seele naht. Und ist er zu ihr gelangt, so wird er alle Arten von Mustern eines rechtschaffnen Lebens finden, nämlich Christum das vollendeteste Vorbild jeder Tugend. Wenn er denselben aus seinen Reden und Handlungen ganz kennen gelernt hat, so wird er ihm dergestalt anhangen, daß er sich bestrebt, in allen seinen Gesinnungen und Handlungen dessen Tugenden zum Theil wenigstens, soweit es die menschliche Schwachheit erlaubt, auszudrücken. Er wird von ihm lernen zu rechter Zeit reden und schweigen; er wird sich schämen, noch unreif über Dinge zu sprechen, welche die reifsten Einsichten fordern, da er sieht, daß Christus kaum in seinem dreyßigsten Jahre mit Gegenäußerungen hervorgetreten, obgleich er schon in seinem zwölften den Schriftgelehrten Proben von sich gegeben hatte. Ein Beyspiel, welches uns lehrt, nicht so fast frühe aufzutreten, als vielmehr von zarter Jugend an auf große, aber gotteswürdige Thaten zu denken. So wie nämlich des Weibes höchste Zierde durch sein ganzes Leben das Schweigen ist; eben so empfiehlt sich der Jüngling durch nichts besser, als wenn er sich auf eine gewisse Zeit des Schweigens befleißt, bis Verstand und Zunge, sowohl jedes für sich, als beyde unter einander zu rechter Selbstständigkeit und Gleichförmigkeit gelangt sind. Nicht daß ich hier das Pythagoräische Schweigen fordere, aber die Sprechlust möchte ich zähmen, und wenn der Jüngling nicht Zeit und Ort gemäß zu reden im Falle ist, so soll er gar nicht reden."

„Während der Jüngling die Wohlredenheit bey seinen Lehrern lernt, soll er sich nicht nach ihrem Muster mißbilden, wenn dasselbe irgendworin fehlerhaft ist. Man halte diese Vorschrift nicht für unbedeutend, denn auch die Alten erzählen uns, daß einige Schüler ihre Lehrer nicht bloß in den Fehlern der Aussprache, sondern auch in körperlichen Fehlern nachgeahmt haben. Fehler der Aussprache kann jeder leicht erkennen; der eigentliche Vortrag aber (abgesehen von den Regeln der Kunst, von welchen zu reden hier nicht der Ort ist) ist dann fehlerhaft, wenn er allzuschnell oder allzulangsam fließt, wenn Ton und Accent entweder allzuschwach und schläfrig, oder zu stark ist, wenn bey jedem Gegenstande, in jeder Gattung der Rede der Ausdruck der gleiche, die Action dieselbe, oder die Gestikulation übertrieben ist. Man hat an den Elephanten bemerkt, daß sie, wenn sie allein waren, sorgfältig das zu erlernen suchten, worüber sie waren gezüchtigt worden: Also soll der Jüngling oft bey sich selbst darauf denken, wie er die Miene ordnen, wie er die Hände halten, wie er durch sie das was angedeutet werden soll, sittsam andeuten wolle, und nicht, als wollte er rudern. Und dieß alles soll er zum Dienste der Wahrheit anwenden, nicht um unedle Zwecke Anderer damit zu begünstigen. Denn wie könnte ein christliches Gemüth die hürischen Sitten von Einigen ertragen? Daher ich mit der Uebung, die ich hier verlange, nichts anders will, als daß jeder bey sich selbst lerne über die äußerlichen Fehler Meister zu werden, da diese nicht unsichere Zeichen eines fehlerhaften Gemüthes sind. Dieses muß also vor allem aus rein und unverdorben seyn; und wo es das ist, da wird es leicht die unordentliche Bewegung der äußern Glieder beherrschen, daß wir nicht die Stirne unmäßig runzeln, oder die Miene verzerren oder das Haupt schütteln, oder die Hände aus einander werfen, sondern in allem diesem ungezwungen schlichte und einfache Bescheidenheit und Anstand beobachten. Soviel vom Reden und Schweigen."

„Uebermaß des Weines soll der Jüngling wie Gift fliehen. Denn neben dem, daß es den jugendlichen Körper, der durch sich selbst zur Heftigkeit geneigt ist, bis zum Wahnsinn erhitzt, verderbt es auch das höhere Alter, dessen wir ohnehin nicht gewiß sind, schon in der Blüthe; die Folge davon ist, daß, wenn wirs etwa auch noch erreichen, wir statt Ruhe ein sieches Leben finden. Denn es kann nicht anders seyn, wer sich gewöhnt hat sich mit Wein zu überfüllen, muß am Ende in irgend eine schwere Krankheit fallen, als da sind die fallende Sucht, Lähmung, Wassersucht, Aussatz und dergleichen. Sey also frühe alt, wenn du lange alt seyn willst. Die übrige Nahrung soll nicht kostbar seyn. Denn was sollen dem Jüngling, der von Natur einen Magen hat, welcher alles verdaut, Rebhüner, Krammetsvögel, Schnepfen, Kapaunen, Rehe und ähnliche Lekerbissen? Er spare diese vielmehr aufs Alter, wann die Zähne nun stumpf, der Gaumen abgenutzt, der Schlund durch langen Gebrauch verhärtet, der Magen schlaff, und der Leib halb erstorben ist. Denn wie soll man hoffen dürfen, das höhere Alter noch zu erquicken und zu stärken, wenn die üppige Jugend sich durch Unmäßigkeit das, wornach das Alter gelüstet, bereits zum Ekel gemacht hat? Den Hunger soll man durch Speise nur bezwingen, nicht gänzlich vertreiben. Man sagt nämlich von Galenus, er habe hundert und zwanzig Jahre gelebt, weil er nie satt vom Tische gegangen. Allein ich fordere hier nicht, daß du dich zu tode hungerst, sondern nur, daß du nicht über das hinaus, was die Nothwendigkeit des Lebens erheischt, einer unersättlichen Völlerey fröhnest. Denn ich weiß wohl, daß man leicht auf beyde Seiten hinaus fehlen kann, so man entweder in Gefräßigkeit den Wölfen gleich wird, oder durch Hungern sich selbst unnütz und untauglich macht."

„Nichts ist, meines Erachtens, thörichter, als durch köstliche Kleider sich ein Ansehen geben zu wollen. Denn auf diese Weise könnten auch die Maulthiere des Pabstes angesehen

und berühmt werden. Denn da sie stark sind, so können sie mehr Gold, Silber und Edelsteine tragen, als kein Milo. Wer sollte sich aber nicht einer prachtliebenden Kleidung schämen, wenn er hört, daß der Sohn Gottes und der Maria in der Krippe weinte, und nur in so viel Windeln gewickelt war, als die Jungfrau bey sich trug, die auf ihre Geburt noch nicht gerüstet war? Wer aber bald täglich mit einer fremden und ungewohnten Kleidung zum Vorschein kommt, der legt dadurch das sicherste Kennzeichen eines höchst unbeständigen, oder wenn dieß zu viel gesagt ist, eines weibischen oder kindischen Gemüthes zu Tage. Es gehört ein solcher auch nicht Christo an, denn er läßt inzwischen die Dürftigen vor Kälte und Hunger umkommen. Daher soll man sich üppiger Kleidung eben so sehr enthalten, als jeglichen Scheins des Bösen."

„Wenn der Jüngling anfängt zu lieben, soll er eine Probe seines Geistes ablegen, und während Andere in kriegrischem Tumulte durch Kraftanwendung und Waffen ihre Muskeln prüfen, soll er alle seine Stärke darauf wenden, sich gegen den Wahnsinn der Liebe zu schützen; und wenn es doch durchaus geliebt seyn muß, so hüthe er sich vor toller Verliebtheit, und wähle sich eine solche Geliebte, deren Charakter und Sitten er sich getraue auch in lebenslänglichem Ehestande ertragen zu können; auch sey sein zur Verehlichung führender Umgang ihr so rein und ausschließend gewidmet, daß er außer ihr unter der ganzen Schaar der Frauen und Jungfrauen keine kenne."

„Wie sollte ich hier erst noch Geld- und Ruhmgier verbieten müssen, da dieß Laster schon bey den Heiden für schändlich gehalten ward, und unser Jüngling kein Christ wird, wenn er diesem Laster dient, das nicht nur den Einen und Andern zu Grunde gerichtet, sondern die blühendsten Reiche zernichtet, die mächtigsten Städte gestürzt, jede Republik, die von ihm angesteckt worden, gänzlich zerstört hat! Hat es

einmal sich des Gemüthes bemächtigt, so läßt es keine gute That mehr zu; es ist die schädlichste Pest, aber leider! sehr mächtig. Durch Christum allein können wir es tödten, wenn wir seine unabläßigen Nachfolger werden. Denn was hat er anders gethan, als daß er diesem Uebel zu steuern suchte?"

„Die Mathematischen Wissenschaften, wozu man auch die Musik zählt, soll man, meines Dafürhaltens, nicht flüchtig, wohl aber nur leicht treiben. Denn so wie es von großem Nutzen ist, wenn man sie versteht, und hingegen zu großem Hinderniß gereicht, so man sie vernachläßigt hat, so wird der, welcher in ihnen grau wird, keinen andern Gewinn davon tragen, als die, welche, um nicht im Müssiggang ganz zu versinken, von einem Orte zu dem andern spazieren. Fecht-Uebungen (palæstram) verdamme ich nicht so ganz, doch würde ich mich anders darüber äußern, wenn ich nicht sähe, daß einige sehr Reiche gegen diese Anstrengung, die fürs gemeine Leben so dienlich ist, eine beharrliche Abneigung haben. Jedoch sollte ein Christ sich der Waffen gänzlich enthalten, so weit es die Lage und Ruhe des gemeinen Wesens gestattet. Denn Gott, welcher den David, der, unkundig der Waffen, mit einer Schleuder wider Goliath auszog, als Sieger heimgeführt, und die unbewaffneten Israeliten von dem nachjagenden Feinde errettet hat, wird ohne Zweifel auch uns erhalten, oder wenn es ihm anders gefällt, unsere Rechte waffnen. Denn er macht unsere Hände geschickt zum Streite. Wollen wir aber durchaus fechten lernen, so sey unser einzige Zweck dabey, daß wir das Vaterland, und die so Gott uns heißt, schützen wollen."

„Ich wünschte also, daß Alle, vornämlich aber die, welche zum Dienste des Wortes Gottes bestimmt sind, nicht anders dächten, als daß sie einzig und allein das Bürgerrecht bey den alten Maßiliern erlangen könnten, die niemand unter ihre Mitbürger aufnahmen der nicht eine Kunst verstand, womit er sich Unterhalt verschaffen konnte. Denn so würde der

Müssiggang, diese Pflanzschule aller Ausgelassenheit, vertrieben, und unsere Körper gar viel gesunder, dauerhafter und stärker werden.“

Der dritte Theil der Vorschriften.

„Vor allem aus soll ein edles Gemüth so bey sich selbst denken; „Christus hat sich für uns hingegeben, und ist unser geworden; eben so mußt auch du dich Allen hingeben und widmen, und nicht glauben, daß du dir selbst angehörest, sondern Andern.“ Denn wir sind nicht dazu geboren, uns selbst zu leben, sondern um Allen alles zu werden. Es soll daher der Jüngling von früher Jugend auf einzig nach Gerechtigkeit, Treu und Glauben und nach fester Beharrlichkeit streben, womit er der Kirche, dem Vaterland und jedem Einzelnen sich nützlich machen kann. Das sind schwache Gemüther, die nur darauf sehen, daß ihnen ein ruhiges Leben zu Theil werde, und haben nicht eine so gottähnliche Gesinnung wie die, welche auch mit eigner Gefahr und Aufopferung Allen zu nützen suchen. Man muß sich jedoch hierbey wohl in Acht nehmen, daß das was man zur Ehre Gottes, zu des Vaterlandes und zum allgemeinen Nutzen übernimmt, nicht vom Teufel oder von der Eigenliebe verunreinigt werde; so daß wir das, was wir zum Besten Andrer unternommen zu haben scheinen wollen, zuletzt auf unsern eignen Nutzen ziehen. Denn man sieht derer viele, die anfangs glücklich auf dem rechten Wege einher wandeln, bald nachher aber von eitler Ehre, dieser Pest aller guten Absichten, auf Abwege geführt werden.“

„Bey Andrer Glück und Unglück soll sich der Jüngling nicht anders betragen, als ob es ihn selbst beträfe; wenn Andern ein Glück widerfährt, so soll er sichs seyn lassen, es sey ihm widerfahren, und eben so wenn sie ein Unglück trifft. Denn er soll den Staat wie ein Haus oder eine Familie, ja als Einen Körper ansehen, in welchem die Glieder gemein=

schaftlich sich freuen und betrüben, auch sich wechselseitig helfen, so daß, was Einem widerfährt, allen widerfuhr. Also soll er mit den Fröhlichen fröhlich seyn und mit den Weinenden weinen; denn er soll die Begegnisse Anderer als die seinigen ansehen; da ja, nach Seneka's Ausspruch, jedem begegnen kann was Einem begegnet. Ich meine jedoch nicht, daß man sich in Freude oder Traurigkeit so erzeigen soll, wie man gemeiniglich zu thun pflegt; ich will nämlich nicht, daß man im Glücke ausgelassen fröhlich sey, und im Unglück trostlos verzweifle, sondern da wir einmal von diesen und andern Affekten nicht frey sind, so sollen wir, so wir anders weise sind, dieselben so mäßigen, daß wir von der Linie des Wohlanständigen nie abweichen. Wir sollen also über fremdes Glück uns freuen, wie über das eigene, und eben so uns betrüben, d. h. alles mit Ruhe und Mäßigung ertragen."

„Ich möchte dem Jüngling gemischte und öffentliche Zusammenkünfte, wie z. B. Hochzeiten der Verwandten, jährliche Spiele und Feste, nicht ängstlich wehren, denn ich sehe, daß auch Christus einst an einer Hochzeit auf die willkommenste Weise Theil nahm. Denn es gefällt mir weit besser, wenn das was einmal geschehen soll, öffentlich geschieht, als in Winkeln oder verdächtigen Häusern. Denn es gibt Leute, welche die Menge der Zeugen mehr schreckt als das eigene Gewissen, und von dem ist nichts mehr zu hoffen, der sich nicht schämt, sich öffentlich unanständig zu betragen. Aus öffentlichen Zusammenkünften soll der Jüngling immer etwas Gutes mit sich wegzutragen suchen, damit er nicht (worüber Sokrates klagte) immer schlimmer nach Hause kehre. Er soll auf den, der sich öffentlich sittsam beträgt, achten, und ihn nachahmen, den hingegen verabscheuen, der sich schamlos aufführt. Da aber kaum diejenigen im Stande sind dieser Regel nachzuleben, welche sich in völlig reifem Alter befinden, so rathe ich, daß man in der Jugend so selten als möglich öffentliche Zusammenkünfte besuche; und wenn man durchaus

sich mit Andern toll aufführen muß, so soll man sich doch bald wieder auf sich selbst zurückziehen. Leicht läßt sich ein Vorwand zur Entfernung finden, der denen genügt, die es wissen, daß wir uns stets edler und löblicher Dinge zu befleißen suchen. Im Unglück aber soll man mit verhängtem Zügel zu Hülfe eilen, da ist es schön der Erste und der Letzte zu seyn, da soll man alle Nerven anspannen um das Uebel zu untersuchen, anzugreifen, zu entfernen, mit gutem Rathe beyzustehen."

„Die Eltern soll man nächst Gott am höchsten und theuersten achten, was auch schon bey den Heiden auf und angenommen ist. Ihnen soll man also überall nachgeben. Und wenn sie sich einmal nicht nach dem Sinn Christi, der auch der unsrige ist, verhalten sollten, so darf man sich nicht mit Ungestüm wider sie auflehnen, sondern soll ihnen mit höchster Sanftmuth vortragen, wie geredet und gehandelt werden sollte, und wenn sie das nicht annehmen wollen, soll man sie eher fahren lassen, als sie beschimpfen."

„Zorn entspringt aus hitzigem Temperamente, wie die Physiker sagen, und da das Jugendalter sehr hitzig ist, so soll sich der Jüngling sorgfältig hüten, daß er nichts aus Eingebung des Zorns rede oder thue. Verdächtig soll uns seyn alles was uns einfällt, während der Zorn in uns braust. Ist die uns zugefügte boshafte Unbill allzubitter, als daß wir sie verschlucken könnten, so sollen wir die Sache vor den Richter oder die Obrigkeit bringen. Denn Scheltworte mit Scheltworten vergelten, und die Schmähungen dem wieder zurückgeben, der sie gegen uns ausstieß, heißt nichts anders, als dem gleich werden, den man verdammt."

„Spiele mit seines Gleichen und zu seiner Zeit erlaube ich gerne, nur sollen es kunstreiche und zu körperlicher Uebung dienliche seyn. Kunstreiche sind die Zahlenspiele, welche die Rechenkunst lehrt, oder Schachspiel, wo man mit den Figuren bald ausläuft, bald an sich hält, Posten ausstellt und Hinter=

halt anlegt. Dieses Spiel nämlich lehrt mehr als alle andern nichts unbedacht unternehmen. Doch muß man auch hierin Maß und Ziel halten. Denn es gab Leute, die mit Hintansetzung ernster Beschäftigungen sich diesem allein ergaben. Nur in Ruhestunden und nebenbey darf man sich damit beschäftigen. Fort dagegen mit Würfeln und Karten! Körperliche Uebungen sind das Laufen, Springen, Steinstoßen, Fechten und Ringen (das letzte jedoch darf nur sparsam getrieben werden, weil schon oft Ernst daraus ward.) Diese Spiele waren beynahe unter allen Völkern, bey unsern Altvordern aber, den Helvetiern, ganz vorzüglich in Uebung, und sind auch für verschiedene Vorfälle sehr dienlich. Das Schwimmen sehe ich für Wenige von Nutzen, wiewohl es zuweilen angenehm seyn mag, seine Glieder im Wasser zu wiegen und ein Fisch zu werden. Doch war dieses einst in einigen Fällen nützlich. So schwamm einer aus dem Capitol, um dem Camillus von dem kläglichen Zustand des geitzigen Roms Nachricht zu bringen. So kehrte Cloelia schwimmend zu den Ihrigen zurück."

„Umgang überhaupt und Gespräch sey so beschaffen, daß es denen, mit welchen wir leben, Nutzen bringe. Muß man jemand beschelten, so geschehe es so klug, so eindringend, so fein und so überlegt, daß das Laster ausgetrieben, der Mensch aber gewonnen, und noch enger mit uns verbunden werde. Der Wahrheit soll man sich so standhaft und ausschließend befleißen, daß wir stets sowohl unsere eigenen als Anderer Reden aufs sorgfältigste erwägen, damit nicht irgend ein Betrug oder Unwahrheit darin untermengt sey. Nichts soll ein gutes Gemüth mit größerm Mißfallen gegen sich selbst erfüllen, als wenn ihm auch wider Willen etwas lügenhaftes entwischt ist; davon nicht zu reden, wie tief es sich dann schämen sollte, wenn es sich selbst so leichtfertig und lügenhaft erfände, daß es entweder selbst Lügen schmiedete, oder fremde Lügen nachspräche. Denn jeder ist schuldig die Wahr-

heit zu reden mit seinem Nächsten. Christus ist die Wahrheit, also muß auch der Christ der Wahrheit aufs festeste anhangen. Ein doppelherziger Mann ist unbeständig in allen seinen Wegen. Nichts kann man dem mit Sicherheit anvertrauen, der bald so, bald anders spricht. Die Rede ist der Dolmetscher des Herzens. Ist sie nun eitel, lügenhaft, unbeständig, so ist dieß das sicherste Zeichen, daß das Herz noch viel schlimmer sey. Zudem so kann sich die Lüge wohl eine Zeitlang, aber nicht immer verbergen. Daher wäre es thöricht, mit der Hoffnung verborgen zu bleiben, die Bosheit seines Herzens zu nähren oder zu beschwichtigen."

„Was ich von der Liebe zur Wahrheit sagte, soll auch auf alle Handlungen angewandt werden. Nichts soll nur zum Scheine geschehen; weder Stirne noch Augen sollen sich anders stellen, als das Herz selbst ist, diese Quelle aller Handlungen. Auch der angenommene Gang beweist hinlänglich, was der für ein Mann sey, welcher anders einhergeht, als sein natürlicher Charakter erheischt, daß er nämlich unwahr und eines hürischen Sinnes ist. Kurz, dahin soll der Jüngling all sein Streben richten, daß er Christum so rein als möglich in sich aufnehme; wo das geschehen ist, so wird er sich selbst Regel und Richtschnur seyn. Bey seinem Rechtthun wird er nie verzagen, nie sich überheben; täglich wird er zunehmen, und doch stets abzunehmen meinen; immer fortschreiten, und doch unter allen am weitesten zurückzustehen glauben, wird gegen jedermann Gutes thun, ohne das Geringste anzurechnen. Denn also hat Christus gethan. Vollkommen wird also der seyn, welcher Christo allein nachzuahmen sich vornahm."

„Dieß ists, mein trefflicher Gerold! was ich zur Bildung edler Jünglinge für geeignet halte. Ich habe es aber so durcheinander vorgetragen, daß es nicht erst nöthig ist, dieß ausdrücklich zu sagen, da es jedermann leicht in die Augen fällt. Ueberdenke dasselbe oft und viel bey dir selbst, und was ich hier nur mit roher Feder gezeichnet habe, das

drücke du in deinen Sitten aus. So wirst du das, was hier ohne alle Ordnung beynahe ist hingeworfen worden, durch Thaten in die schönste Ordnung stellen, und ein lebendiges Muster (Bild) dieser Anweisung werden. Ja, ich darf noch zuversichtlicher sagen, du wirst einst noch weit vollkommner werden, als ichs mit Worten schildern konnte, wenn du nur alle deine Kräfte beharrlich anstrengen willst. Dieß wird dir ausnehmend nützen, den Müssiggang zu vertreiben, dem sich Etliche aus angenommener aber höchst verderblicher Gewohnheit schon in ihrer Jugend so schamlos ergeben haben, als wünschten sie nichts anders zu werden denn unnütze Hummeln und ein Pfuhl aller Laster. Du aber sollst (wie jener Dichter sagt) deine Jugendzeit thätig anwenden; denn schnellen Schrittes eilt sie vorüber, und es folgt kein Alter darauf, das so gut wäre, wie das erste war. Nicht über Pflichten schön zu reden, sondern mit Gott stets schweres und großes zu leisten, das ists was dem Christen zusteht. Darum, mein bester Jüngling! fahre fort, deinem Geschlechte, deiner Schönheit, deinem Vermögen — alles Vorzüge, die dir zu Theil geworden — durch jene ächten Zierden immer noch höhern Glanz zu geben. Ich habe noch zu wenig gesagt: Halte nur das für ächten Schmuck, und erkenne, daß das Andere bloße Güter des Glücks sind. Dazu verhelfe dir der allgütige Gott, der dich allezeit gesund erhalten wolle! Amen."

Anhang.

Charakteristik Zwingli's, aus seinen eigenen Aeußerungen zusammengestellt.

§. 1.

Zwingli's edles Selbstbekenntniß über seinen Sinn und Wandel.

„Ich begebe mich für einen großen Sünder; aber schändlich habe ich nicht gelebt, dieweil ich noch jünger war, also daß man mich einigerley Schand je habe müssen strafen. Wiewohl man etliche züchtige Freuden, als die Musik, mir zum Besten hat müssen rechnen, auch andere, die man an der Jugend nicht achtet, die mir aber, ausgenommen die Musik, Gott nie hat lassen nachlaufen bis zu dieser Zeit. — Darum sag ich mit kurzen Worten, daß ich ein presthafter Mensch bin, dennoch hab ich den Mehrtheil der Laster, die auf mich gelegt werden, nie gedacht, ich geschweige, vollbracht."

(No. 2. S. 3. 4. 119.)

„Wiewohl ein jeder von mir urtheilen mag, was ihn gut dünkt, dennoch bin ich meiner Lehre und That halb mir selbst wohl mitwissend aller Unschuld, indem mich meine Feinde verklagen. Wiewohl ich sonst mit andern Untugenden, die aber die Wahrheit Gottes und ein fromm Regiment nicht schädigen mögen, viele Menschen übertreffe."

(No. 1. Art. 37. S. 370.)

„Liebste Brüder! Ob man etwas auf mich sagte, deß ihr euch meinet zu schämen, so bedenket aus was Grund und Herzen es komme. Sagt man, ich sünde mit Hoffart, Fressen, Unlauterkeit, glaubet es leicht, denn ich diesen und andern Untugenden leider unterworfen bin. So man euch aber sagen würde, ich wollte um Geldes willen unrecht lehren, das glaubet nicht, man schwöre wie theuer man wolle, denn ich keinem Herrn jeztmal verbunden bin um einen Heller. Was aber ich mit dem Pabst von Rom zu schaffen gehabt habe, ist vor Jahren hin gewesen. Ich habe eine Zeit gemeint, es zieme mir vom Pabst Geld zu nehmen, es zieme mir seine Meinung zu beschirmen. Da aber die Erkenntniß der Sünde (wie Paulus sagt) in mir worden ist, hab' ich ihm alle Dinge abgekündet. Darum haben seine Anwälde mir die Schalkheit gethan, daß sie aus Ungnade des Absagens mir das zu Argem haben wollen messen, was sie (sonst) allen Menschen fürgeben, es sey Gott gedient. Gott vergebe ihnen und uns allen unsere Sünd! Würde man aber euch sagen, ich schmähete Gott, die Jungfrau Maria, oder ich fälschte die Lehre Gottes, das glaubet nicht. Denn all meine Arbeit und Unruhe streckt sich dahin, daß alle Menschen recht erlernen, was großer Gnaden und Heils der Sohn Gottes, aus der reinen Magd Maria geboren, uns gegeben habe; daß alle Zuflucht zu Gott gehabt werde durch das theure heilige Leiden Christi; daß seine Lehre herfür gezogen, und der Menschen hinter sich gethan werde, daß sie unbefleckt, unvermischt lauter bleibe.“

(N°. 10. S. 6.)

„Ich mag wohl gedenken, daß jezt leichtlich einer sprechen wird: „Wann hat der Freyheitsbube genug geschälkt [gescholten]? Ist er aller Laster unschuldig? Oder wer gibt ihm Gewalt so freventlich von und gegen allen Menschen zu reden?“ Denen ich gern nachlasse, daß ich ein armer und treffentlich presthaftiger Sünder bin. Aber wie ich immer

bin, hat mich dennoch Gott zu der Arbeit seines Wortes berüft. Ich weiß auch eigentlich, daß Viele durch das Wort, das Gott durch mich geführt hat, zu wahrem Glauben gekommen sind. Es muß sich auch erfinden von jetzt hin bis an den jüngsten Tag, daß ich mit keinem Verfälschen, Zank oder Eigenrichtigkeit [Eigensinn] das Wort nie geführt habe, sondern seitdem ich mich dem göttlichen Worte gänzlich heimgegeben, all meine Lehre dahingerichtet habe, daß die rechte wahre Ehr Gottes und seine Wahrheit herfürgebracht, und christliches Leben und Frieden gepflanzt werde."

(N°. 40. S. 89.)

§. 2.

Zwinglis ächte und treue Vaterlandsliebe.

„Nächst der Sorge für das Wort Gottes hab' ich für kein Volk ernstlichere Begierd, daß es in Gottes Huld gebracht werde und lebe, denn für eine lobliche Eidgenoßschaft, mit der ich etwann auch in Gefahr gestanden, und noch bereit bin zu stehen, wo das die Nothdurft erheischt."

(No. 51. S. 7.)

„Ich entbiete mich auch zu aller Zeit, meiner Lehre, meiner Schrift und That Antwort zu geben gegen allen Menschen, und darf auf meine arme Seele wohl nehmen, daß, nachdem ich allen Fleiß ankehre, das Wort Gottes hell herfürzubringen allen Menschen, (das doch nicht ich thue, sondern Gott) daß mir demnach eine lobliche Eidgenoßschaft treffenlich anligt, ob die möchte in ihrem Wesen bleiben, zu einem ewigen Beyspiel der Tyrannen, daß sie an ihr sehen, wozu zum letzten ihr üppiger Muthwillen komme."

(No. 1. Art. 37. S. 370.)

„Ob mich gleich etliche viel ungemäßer Dinge und Unehrbarkeiten zeihen, geschieht es doch alles ohne die Wahrheit.

Denn all mein Lehren, Herz und Gemüth reicht alles zu Aufenthalt [Erhaltung] einer Eidgenoßschaft, daß dieselbe, nach Herkommen unserer Vordern, ihrer selbst, nicht fremder Herren achtend, in Frieden und Freundschaft mit einander leben und bleiben möchte. Welches aber mir von den kriegerischen und unersättigten Pensionern ausgebreitet [ausgelegt] wird, als ob ich zu Aufruhren hetze, darum daß ich auf Ruhe dringe, aber auf christliche Ruhe, da man um Gottes willen viel erleiden mag, da man nicht um Gelds willen fremden Herren zulauft, Leut und Land, die uns nie Leides gethan haben, zu schädigen, todt zu schlagen, zu verheeren. Wann rühren meine Mißgönner einmal auch für ketzerisch an, daß ich so treffenlich wider das Kriegen, das um Geld geschieht, wider Pensioner lehre? Und zeige dazu die göttliche Schrift an, die mich solches lehrt reden und strafen, als Jesaj. 1. „Eure Hände sind voll Blutes ꝛc." und anderswo. Denn wir ja nicht läugnen können, daß unsere Hände nicht allein mit der Feinde, sondern auch mit unserm eigenen Blute befleckt sind, denn wir um Geldes willen die Unsern lassen hinführen. Ist das nicht rauh und hart geredet? (du frommer Mann, nimm dich's nicht an!) So aber etliche dieser Dinge nichts dürfen anrühren, noch widerreden, so erdenken sie auf mich diese Lüge, ich schmähe die ewig reine Magd Maria, die Mutter unsers Erlösers Jesu Christi und wollen das Lob Mariä retten, das ich ihr all meine Tage von Herzen treulich zugelegt und gepredigt habe. Dergleichen noch andere unsägliche Lügen laden sie auf mich."

(No. 34. S. 8. 9.)

„Also hat der Uebermuth und Geiz zu unserer Zeit alle Dinge gefälscht, daß die Wahrheit auch bey den größten Fürsten wenig gilt; ja, was sie handeln wollen, geben sie ein Anders für als sie vor ihnen [im Plane] haben. Aber Gott straft uns also. Wir halten nichts auf sein Wort, darum läßt er die Lüge unter uns kommen. Und so wir die erken-

nen, die falsch thun und betriegen, so lassen wir (doch) den den Falsch [Betrug] unter uns ungestraft fürkommen. Dieselben verhüthen demnach, daß die Wahrheit nirgends hervorleuchte, damit ihr Betrug nicht ergriffen werde, wie unser Herr Jesus Christus sagt, Joh. 3. „Ein jeder der übels thut, der haßt das Licht, und kommt nicht ans Licht, damit seine Werke nicht ergriffen werden.“ Also geschieht auch mir. Darum daß ich den Werken etlicher Gewaltigen stark widerstrebe, so schelten sie mich so unmenschlich, daß wo ich ein Wolf oder wüthend Thier wäre, sie ungemäßer nicht könnten von mir sagen. Aber was drückt sie? Die Wahrheit, die will hervorbrechen, es sey ihnen lieb oder leid. Dann so schreyen sie: „Der will eine Eidgenoßschaft zertrennen, will sie über einander richten [wider einander hetzen].“ Und so ich mich verantworten will, so haben sie zuvor schon mit grausamem Geschrey: „Er ist der größte Schelm, Ketzer, Dieb ꝛc.!“ versehen (gewehrt), daß meine Bücher nicht dürfen gelesen werden. Denn wo sie gelesen werden, da sieht man, ob ich eine Eidgenoßschaft zertrenne, oder der Eigennutz, wie Bruder Klaus auch vorhergesagt hat? ob ich sie über einander richten wolle oder die, so biedern Leuten ihre Kinder hinführen, da sie in den fremden Kriegen Leib und Seele verderben, und ihnen niemand nichts darf darein reden? Ich weiß, was eine wohlhergekommene Eidgenoßschaft umbringen mag: Dem wehre ich, soviel Gott Gnad gibt, mit Händen und Füßen. So thun aber die Eigennützigen nicht anders denn die Kranken, die nichts einnehmen wollen als was ihnen schädlich ist, und was ihnen heilsam ist, verspeyen sie; wollen von dem Gotteswort nichts hören sagen, welches uns allein die Augen klar machen könnte, daß wir sähen was mit Gott möchte Bestand haben, was nicht. Aber Gottesfurcht zu pflanzen wäre ich geneigt; und was alle meine Feinde von meinen jungen Tagen reden, wird sich doch nimmer anders erfinden bey allen Frommen, denn daß ich die Dinge, die einer Eidgenoßschaft mögen

schaden, treffenlicher als keine Pfaffen zu meinen Zeiten gewehrt habe.“

(No. 2. S. 6. 7.)

§. 3.

Seine Ruhe bey persönlichen Verläumbungen und Schmähungen.

„Ich hab' eine Zeit her ungläubliche Lügen lassen über mich sagen, und habe daran wenig Trauerns gehabt, sondern allweg gedacht: Der Jünger ist nicht über den Meister! Hat man Christum angelogen, so ist kein Wunder, ob man dich anliegt.“

(No. 51. S. 4. 5.)

„Lasset euch das frefle Lügen und wunderbarliche Sagen, so auf mich beschieht, nicht irren! die Gewalt der Finsterniß thut es nicht anderst. Aber auf mich soll sich, ob Gott will, anders nichts erfinden, denn daß ich in allem Lehren allein dem göttlichen Wort sey angehanget. Einen Ketzer hat mich ein jeder Pocher bald gescholten, aber mich dazu zu machen vermag auch der Teufel mit ihnen nicht. — Ob mich gleich meine Ungönner dabey einen Ketzer schelten, so ich die Wahrheit mannlich an den Tag trage, mögen sie mich doch dazu nicht machen mit der Wahrheit; denn, hätten sie das je vermögen, sie hätten es wahrlich nicht gespart.“

(No. 52. S. 7. 8. No. 51. S. 5.)

„So ich aus den Schanz= Schmäh= und Spottworten, die er [Strauß] ohn' Unterlaß führt, leicht hab' ermessen, was er für ein Kund [Gesell] ist, welches Andere noch viel leichter können ermessen; so hat mich gut gedäucht, dieselben unnützen Geschwätze nicht zu verantworten. Denn Gott ist der rechte Richter und Erkenner der Herzen, der weiß wohl, ob wir Glauben auf ihn und sein heiliges Wort haben, ob wir aus

Hochmuth oder aus Liebe der Wahrheit und des Nächsten reden oder nicht."

(N°. 29. S. 5.)

§. 4.

Zwingli verschmäht alle stolzen und leeren Titel.

„Ich muß dich, lieber Valentin! ein wenig beschelten, daß du mir den Titel gibst: „Deine Würde." Hast du mich für einen Christenmann, so weißt du wohl, daß du mir solchen Titel nicht geben sollst, daß er mich auch nicht freuen kann. Hast du mich nicht für einen Christen, warum schmeichelst du mir denn? Doch vertrage ich das gütlich, denn ihr Canzler, seyd der Titel gewohnt; aber die das Gotteswort mit Treu verkünden, sollen die Schmeichlertitel abwerfen, so oft sie ihnen aufgeladen werden. Als auch unser lieber Herr Jesus Christus that, da ihn einer aus Augendienst nannte „Guter Meister!" gab er ihm zur Antwort: „Warum nennst du mich gut? Allein Gott ist gut." Wie? War er denn nicht Gott? Ja, aber jener gab ihm diesen Titel, weil er ihm damit Augendiener seyn wollte. So ich nun verstehe, daß dein Titel guter Meinung dir aus der Feder gefallen sey, so laß ihn fürohin noch besserer Meinung dahinten!"

(N°. 2. S. 10.)

„Strauß legt uns auch zu, daß wir einander Titel geben, die allein Christo ziemen. Das erdichtet er, und hat nicht genug, daß er unwissenlich schreibt, er muß erst dazu lügen. Denn ich keinen hohen Titel erkenne, ob er mir gleich zugeschrieben würde; ich schreibe sie auch niemand zu. — Er schreibt mich zum Gespött einen Meister [Magister], der ich doch mich selbst mit keinem andern Titel als Uly (Ulrich) Zwinglin, dem Aetti [Vater] nach, gekrönt habe; und läßt aber er seinen Doktor- (Titel) nicht dahinten."

(N°. 29. S. 20. 6. vergl. N°. 59. S. 12.)

„Allen frommen Christgläubigen, die in einer lobl. Eidgenoßschaft zuvor, und demnach durch alles Deutschland wohnen, die den Herrn Christum Jesum erkannt und angelegt haben, entbeut Huldrich Zwingli, nicht Meister, (denn wir Einen Meister haben, Christum) sondern ein schlechter aber getreuer Diener des Evangelii, Gnad und Friede von Gott rc."

(N°. 58. S. 2.)

„Du (Bugenhagen) nennst mich spöttisch einen großen Theologen, der ich doch so weit davon entfernt war, jemahls mich um den Namen eines Theologen zu bewerben, daß ich zuweilen nicht ohne Verdruß den Titel: „Doktor oder Professor der Theologie" in den Büchern derer lese, die vielleicht Theologen sind. Oder glaubst du, der Pabst hätte mir den Doktor-Titel abgeschlagen; er, der mir gen Zürich entgegentrug, was Andere, die sich unter aller Arten Gefahren und ungeheuern Kosten nach Rom begeben, doch nicht finden? Du mußt wohl nicht wissen, wie sehr ich erkenne, daß mir nur geringe und beschränkte Fähigkeiten in allem zu Theil geworden, sonst hättest du diese Schmähung gespart."

(N°. 21. S. 10. 11.)

§. 5.

Er thut sich auch nichts zu Gute auf seine Gelehrsamkeit und seine Schriften.

„Wenn du mich warnst, daß ich nicht allzuviel auf mein Wissen (Scientia) bauen soll; so weiß ich nicht, wie ich das zu nehmen habe. Verstehst du unter „Wissen" die Gewißheit des Glaubens, so baue ich auf dieselbe so fest, daß ich weiß, die Wahrheit wird den Sieg davon tragen, auch wenn meine Gebeine zu Asche verbrannt seyn werden; wiewohl sehr Viele, wie ich sehe, so auf ihre Waffen bauen, daß sie sich alles davon versprechen. Christus wird zwar getödtet, aber

in Kurzem steht er wieder auf, und triumphirt über seine Feinde. Nimmst du aber „Wissen" für Gelehrsamkeit, so weiß ich gar wohl, daß ich ein so geringes Maß derselben besitze, daß ich auf sie nicht bauen soll. Es gab derer weit die meisten, die sich durch Gelehrsamkeit ganz und gar nicht auszeichneten, dagegen aber durch Glauben und Einsicht in die Wahrheit dergestalt hervorthaten, daß sie jetzt unter den Himmelsbewohnern leuchten wie am Firmament die Sterne."

(No. 24. S. 26.)

„Wer über diesen Gegenstand (die Kirche) noch weitere Belehrung wünscht, der lese meine „Schlußreden." Ohne allen stolzen Dünkel verweise ich auf meine Schriften, da ich gar wohl weiß, wie unreif (infantia) sie sind; sondern weil ich das in Ein Buch zusammengebracht habe, was andere zerstreut und bisweilen anders als ich vorgetragen haben. Ich wünsche daher, daß man mir dieses nicht als Prahlerey deute, da ich ja niemand eidlich darauf verpflichte. Denn so wie ich auf keines Meisters Wort schwöre, so ist mir auch mehr daran gelegen, daß meine Schriften gelesen und geprüft, als nur daß sie angenommen werden."

(No. 16. S. 17.)

„Niemand hat ein so ungünstiges Geschick Bücher herauszugeben, wie ich. Davon aber trägt die Unbill der Zeiten die Schuld. Denn sie zieht mich, der ich täglich lieber schweigen und verborgen seyn möchte, hervor, und zwingt mich zum Schreiben, während sie mir auf der andern Seite die Muße hiezu und die zur Ausarbeitung nöthigen Jahre hartnäckig verweigert. Daher man alle meine Schriften richtiger einen Anlauf, als Bücher nennen kann. Doch Gott sey Dank, der mich durch diesen Wink lehrt, daß ich die Begierde nach Ruhm aufgeben, und alles mit einfältiger Treu vorbringen müße, damit meine Schriften desto wirksamer seyen zu Beförderung der Ehre Gottes, je weiter sie sich von allem künstlichen

Schmuck und Prunk entfernen und, damit es jedermann offenbar werde, daß meine Waffen nicht durch das Fleisch, sondern durch Gott mächtig seyen."

(No. 27. S. 6. 7.)

§. 6.

Man soll auch dieselben nicht auf seinen Namen hin annehmen, sondern nur inwiefern sie auf das Wort Gottes sich gründen, dessen er sich innigst bewußt ist.

„Ich bitte alle Brüder in Christo, daß sie auf meinen Namen gar kein Gewicht legen, sondern alles auf der Wagschale des göttlichen Wortes abwägen, und was mit diesem nicht übereinstimmt, verwerfen. Denn es ist allerdings mein Entschluß, in der Kirche Gottes ein Werk aufzurichten, das sich selbst im Feuer erhalte und die Macht desselben nicht fürchten müsse. Ein solches Werk kann aber nur dasjenige seyn, welches auf das Fundament errichtet wird, welches Christus ist, der auch das Gebäude der Propheten und Apostel trägt."

(No. 17. S. 3.)

„Niemand, wenn er uns vom Nachtmahl reden hört, halte so viel von uns, daß er meine, es darum annehmen zu müssen, weil Zwingli es gesagt habe. Insofern es nämlich Leute geben mag, die also auf eines Menschen Worte schwören, wiewohl ich glaube, daß ihrer wenige oder gar keine seyen. Dagegen verwerfe auch keiner das, was er aus dem Brunnquell der göttlichen Geheimnisse geschöpft sieht, aus dem Grunde, weil der, welcher es vortrug, ein geringer und gemeiner Schriftsteller ist. Denn ich sehe, daß man auf beide Seiten hinaus fehlt. Man halte also sein Urtheil noch zurück, bis man, nachdem ich meine Meinung völlig ausgesprochen habe, klar sieht, was man davon urtheilen müße."

(No. 3. S. 223.)

„Halte du dich, lieber Leser! an den Herrn, nicht an Paulus, nicht an Petrus, nicht an Luther, nicht an Zwingli! Es zeugt von einem schwachen, daß ich nicht sage, trägen Glauben, zu jammern: „Auf welche Seite soll ich mich nun wenden, da Jene beyden ungleicher Meinung sind?“ Denn wer sind wir, daß niemand von unsrer Meinung abweichen sollte? Ist es denn nicht wahr, daß jeder Mensch lügenhaft ist? Hange du also dem Herrn an, und treibe sein Werk unverdrossen, und gewöhne auch nicht die Gelehrtesten, auch nicht die Frömmsten daran, daß sie sich einbilden, es sey Sünde, wenn jemand nicht ihrer Meinung ist!“

(No. 30. S. 7.)

„Ich ermahne dich, lieber Leser, daß du lernest mit Urtheil lesen, und nicht so hinläßig seyst, daß, sobald du gehört hast: „Luther oder Zwingli hat das geschrieben,“ daß du dich von Stund an auf ihre Worte unertrachteter [ununtersuchter] Sache verlassest, sondern sehest, ob sie dem Wort Gottes und der Wahrheit gleichförmig reden oder nicht. Verhör' aller Menschen Lehre bey [nach] dem Glauben und bey dem geschriebenen Worte. Denn etliche rühmen den Glauben hoch, lehren aber was wider die Schrift ist, die nach dem Glauben recht verstanden wird. Hinwiederum sind viele gelehrt, haben aber nicht Glauben, denen gehört es auch nicht die Schrift zu lehren. Denn die Schrift muß allein durch den Glauben verstanden werden, und der Glaube allein, ob er gerecht sey, bewährt werden mit und an der Schrift, die durch den Glauben recht verstanden wird.“

(No. 31. S. 5.)

„Mein Schreiben, das nicht mein ist, sondern Gottes Wort, steht, Gott sey Lob! noch so aufrecht als anderer treffenlicher Schreibenden, denen ich die Schuhe zu ringglen [schnallen] nicht würdig bin. Es wird auch so aufrecht bleiben, daß es niemand wird mögen umkehren, darau bin ich

so ungezweifelt, als an Gott, aus zweyen Ursachen: Die erste, daß ich keinen Grund nehme, weder Gottes Wort. Die andere, daß ich allein Gottes Ehre suche, nicht die meinige, allein das Heil der Seelen, nicht Breite meines Namens."

(No. 2. S. 5.)

§. 7.

Es ist ihm dabey nur um christliche Wahrheit zu thun, daher ihm auch jede Zurechtweisung aus Gottes Wort willkomm ist.

„Ich mag wohl gedenken, daß meine sträfliche [strafende] Rede Vielen treffenlich mißfallen wird; doch denen allein, die keine Strafe erleiden wollen, bessern sich aber daneben nicht um ein Haar, und geben um das Wort Gottes soviel als die jüdischen Pfaffen und Pharisäer um die Lehre Christi gaben. Derer eigenköpfige Unwissenheit und Hochpochen nimmt [reißt] einen jeden Schreibenden hin, nachdem er befindt, daß die edle heilsame Lehre Christi und Ordnung so unverschämt hingelegt und verachtet wird, daß er ohne treffenlichen Zorn und Undank [Unwillen] über die Gottlosen nicht seyn mag. Also ist mir vielleicht auch beschehen; doch bedünkt mich, daß die Widersächer Christi, die sich weder biegen noch beschneiden wollen lassen, sondern Gott schmähen ohne Unterlaß, noch nie, als sie wohl würdig gewesen wären, angerührt seyen. Ob aber jemand meinte, daß ihm in dieser Schrift zu kurz geschehen sey, der mag mir das anzeigen. Erfindet sich dann, daß ich jemanden zu nahe oder genau geredet habe, will ich's gern verbessern. Denn so wen'g ich will, daß man der Lehr Christi Gewalt thue, so wenig will ich, ob Gott will, mit derselben auch jemand Gewalt zufügen. Aber der Meinungen halben, so hierin begriffen sind, bezeuge ich vor Gott und unserm Herrn Christo, daß ich diese Meinungen darum habe

solchermaßen, wie wohl gesehen wird, gehandelt, weil ich gefunden habe, daß die Schrift dieser Meinung sey, und mich nicht habe lassen keines Menschen Stand oder Meinung irren, so bald ich gesehen, daß Gott ein Anderes geredet hatte. Und ob ich an dem Sinn der göttlichen Schrift geirret hätte, und sich das mit der Schrift erfunde an einem oder dem andern Ort, daran die Bewährnuß läge, entbiete ich mich, daß ich mich wolle lassen berichten, doch nicht mit Menschenlehren oder Satzungen, sondern mit der Schrift, die Theopneustos d. i. von Gott eingesprochen heißt. Auch soll man mir den Verstand der Schrift nicht mit Vätern, sondern mit der Schrift selbst beweisen. Denn ich mich auch entbiete, die dunkle Schrift nicht aus meinem Kopf mit unnützem Geschwätz zu bewähren; sondern den Sinn, den ich aus der Schrift darbringe, den will ich mit der Schrift bewähren, und muß die Schrift mein und aller Menschen Richter seyn, und der Mensch nicht Richter über das Wort Gottes."

(No. 1. S. 505. 506.)

„Ich bezeuge bey dem einigen allmächtigen Gott, Vater, Sohn und heiligen Geist, der aller Herzen kennt, daß ich das, was ich jetzt vorbringen will, einzig vorbringe um die Wahrheit zu erforschen. Ich kenne den unersättlichen Ruhmdurst des alten Adams. Wäre ich aber jemals damit übermäßig behaftet gewesen, so hätte sich mir schon vorlängst von Seite der mächtigsten Fürsten der Christenheit Gelegenheit dargeboten, denselben zu befriedigen; ich will aber dieselbe beharrlich verschweigen, und nicht sie dadurch ausschwatzen, daß ich's ablehne. Neben dem weiß ich, wie schwierig es ist, wider einen Wahn aufzutreten, der bey jedermann eingewurzelt ist. Denn unsere Verehrung Christi besteht darin, daß wir uns das Ansehen geben, etwas Großes geleistet zu haben, wenn wir heftig die äußern Zeichen vertheidigten, die wir Sakramente genannt haben, obgleich wir nie oder sehr selten unser Leben

untersuchen, und das baufällige neu unterstützen; da doch unsre erste Sorge die seyn sollte, dem Urbilde, dessen Namen wir tragen, Christo, immer näher zu kommen. Es ist also ein gefährliches Ding, sich in einen Kampf einzulassen, wo man es mit so vielen und so wüthenden Feinden zu thun haben wird. Denn hier will der für den Frömmsten gelten, welcher am ärgsten wüthet. Was soll man nun thun? Das Gesetz befiehlt, auch den irregehenden Ochsen des Feindes seinem Herrn wieder zuzuführen: Und wenn man die ganze Welt irren sieht, sollte man da nicht warnen, besonders da man zu dieser unserer Zeit so manchen Herkules unerschrocken auftreten und schädliche Lehren aufdecken sieht? Der himmlische König hat Vielen viele Talente anvertraut, welche die einen fleißig benutzen, Andere aber müßig lassen. Auch mir hat er einen Pfennig übergeben, dessen Sorge mich immer brennt, für und für mahnend, daß ich ihn nicht soll verrosten lassen. Und wenn Andere freylich das unermeßliche Meer der Schrift unerschrocken durchsegeln, weil all ihr Geräth stark und fest ist, Mastbaum, Segel, Thauwerk, Stangen, Ruder, Vorder- und Hintertheil und Seitenwände, so bringen sie allenthalben her großes Gut herbey: Da aber mein Nachen nicht in gutem Zustande ist, so zwingt er mich, behutsam mich an die Küste zu halten, und noch behutsamer nur kleines Gut zu führen. Darum gebe ich mir Mühe, daß alles was ich über diesen Gegenstand vortrage, so fest und gründlich sey, daß es nicht leicht möge umgestoßen werden. Zugleich aber bitte ich alle, die sich zu Christo bekennen, daß sie nicht urtheilen, bis sie den ganzen Handel vernommen haben. Dann werde ich es gelassen ertragen, was für ein Urtheil sie immer fällen mögen. Theilen sie meine Meinung, so werde ich ihnen ohne allen Zweifel werth und angenehm seyn; im andern Falle, wenn sie mich ausspotten, verdammen, verwünschen, so werden sie das, wofern sie anders verständig sind, in Kraft der Schrift thun. Daher werde ich

ihnen dann nicht geringen Dank haben, weil sie mich vom Irrthum auf den rechten Weg zurückführen werden. Denn ich bin gänzlich bereit, dem der mich gehörig zurechtweiset, aber vermittelst der himmlischen Lehre, mit größter Freude zu gehorchen. Wer aber nur mit Geschrey den Streit führen will, der wird eben so vergeblich rufen und schreyen, als Herkules dem Hylas rief. Ich bin taub gegen den Ruf: „Das ist ketzerisch, irrig; beleidigt die Ohren der Frommen!“ Denn er hat mir schon so häufig in die Ohren erschollen, daß sie darüber unempfindlich geworden.“

(No. 3. S. 247 — 249.)

§. 8.

Auch wünscht er, daß die Gegner seine Schriften eben so leidenschaftlos beurtheilen, wie er die ihrigen.

„Es geschieht gar nicht gerne, daß ich entgegengesetzter Meinung bin mit großen Männern, besonders mit denen die zu dieser Zeit in solchem Ansehen stehen und mit so viel Glück schreiben, daß sie der Welt eine ganz andere Gestalt gegeben, und dieselbe aus ihrem rohen Zustande in einen höchstverfeinerten gebracht zu haben scheinen. Doch bitte ich, daß sie das, was ich hier vorbringen werde, mit eben dem Maßstabe beurtheilen, mit welchem ich stets ihre Schriften erwäge. Darauf allein gebe ich Acht, wenn ich die Schriften Andrer lese, mit welchem Sinn und Gemüthe der Schriftsteller möge geschrieben haben. Denn im Vortrage selbst werden alle Absichten offenbar. Wo ich nun sehe, daß aus Liebe Gottes und des Nächsten geschrieben worden, da übersehe ich vieles, so wie Viele auch mit meinen Schriften große Nachsicht haben. Wo es indeß Gelegenheit gibt, da decke ich, nach Kräften, die Blößen zu, setze zurecht, was verkehrt worden, löse, was zusammengebunden, binde zusammen, was planlos umherschweift; ohne jedoch mir gegen jemandes Namen grobe An-

züglichkeiten zu erlauben; damit der Friede, welchen zu stören Einige so geschäftig sind, bewahrt werde. Zwey nehme ich aus, den Emser und Eck. Denn sie sind eine Pestilenz der Lehre Christi. Gegen diese sah ich mich durch ihre eigne Unverschämtheit gezwungen etwas schärfer und mit Namen zu schreiben. So bitte ich auch Alle, die diesen meinen Commentar lesen werden, daß sie unbefangen und ohne alle Leidenschaft ihr Urtheil fällen, und was sie mit der reinen Lehre Christi nicht übereinstimmend finden, hinwegthun, nicht mit Dekreten oder Verdammungsurtheilen, die sie aus sich selbst schöpfen; sondern mit den Waffen des göttlichen Wortes aus den Schriften beyder Testamente herfürgebracht."

(No. 3. S. 195. 196.)

§. 9.

So wie er insbesondere alle ihm möglichen Hülfsmittel zum eignen Verstehen der heil. Schrift dankbar benutzte, so hat auch er bey seinen Commentaren einzig den Zweck, dasselbe bey Andern zu fördern.

„Gott hat mir vergönnt, von meinem Knabenalter an, der Erforschung göttlicher und menschlicher Dinge obzuliegen, damit meine Gegner mich, der ich bereits vierzig Jahre mit Gelehrsamkeit mich beschäftige, aber erst seit sechs Jahren Schriftsteller bin, nicht in der Wissenschaft, sondern nur in der Schriftstellerey einen Spätling mit Recht heißen können. Ob ich aber treffliche Wissenschaften studirte, (denn nicht darauf kommt es an, daß man viel, sondern daß man das Beste studire) oder welche Fortschritte ich darin gemacht habe, über alles dieses mögen die Frommen urtheilen. Ich selbst bin mir wohl bewußt, wie mittelmäßig und dürftig all das Meinige ist. Ich bin jedoch fröhlich und unbefangen auf dieser Studienbahn gewandelt; und bey welchem Lehrer auch ich

etwas lernte, so war ich doch gegen die Andern nie so zutrauenslos, daß ich das nicht hätte annehmen wollen, was sie etwa gründlicher oder heller vortrugen, als der meinige. Vielmehr schien mir der Verein aller der gelehrten und frommen Männer, die jemals lebten, gleichsam ein gemeinsames Gastmahl, zu welchem jeder seinen Beytrag liefert, oder wenn er ihn nicht liefert, seine Pflicht versäumt. Ich war also stets der Meinung, daß, was jeder geschrieben, nicht sein, sondern unser Eigenthum sey. Denn auch Sokrates erklärte den Weisen für ein Gemeingut. Ich machte auch zugleich die Erfahrung, daß niemand auf der Bahn der Wahrheit und in Erkenntniß aller Dinge so unverrückt fortgeschritten sey, daß er eine vollkommene Einsicht in die Beschaffenheit eines jeglichen Gegenstandes, und dessen was in jedem ausgemacht und zuverläßig ist, besitze. Diese Erwägung bewog mich, mit vielem Dank alles aufzunehmen, was immer bekannt gemacht wurde, indem ich alles was gegeben wurde, als etwas öffentliches und nothwendiges ansah. Als etwas Oeffentliches, weil ich nicht zweifelte, die göttliche Vorsehung habe das Gegebene zu Tage gefördert, indem sie es länger verborgen gehalten hätte, wenn sie es nicht wollte öffentlich werden lassen. Als etwas Nothwendiges aber, weil die Kenntniß des mitgetheilten Gegenstandes den Sterblichen abginge, ihre Mittheilung aber denselben Gewinn brächte. Niemals hatten Plato's Talente, Glanz und Fülle ein solches Gewicht bey mir, daß ich des Aristoteles Scharfsinn, Licht und Gelehrsamkeit stolz ververschmähet hätte.. Im Gegentheil, bald zog ich bey einem gewissen Gegenstande diesen jenem; bald bey einem andern, jenen diesem vor, aus keinem andern Grunde, als weil Niemand allein alles weiß, und weil was Alle wissen, sie zum gemeinsamen Besten Aller wissen. Da ich mich nun einige Jahre hindurch dem Studium der mit Recht heilig genannten Bücher widmete, so hatte ich viele Lehrer, Hebräer, Griechen, Lateiner. Da müßte ich doch gewiß ein bösartiger Mensch

seyn, wenn ich gegen irgend einen undankbar gewesen wäre, der mich auf dem Wege ins Heiligthum der Wahrheit einzudringen unterstützt, und durch dessen Anleitung ich Fortschritte gemacht hatte; besonders da es unmöglich ist, daß Einer allein, Gott einzig ausgenommen, Alles wisse? Ich hatte also allerdings vieler Lehrer nöthig, um die Urkunden des göttlichen Gesetzes deutlich zu verstehen. Ich fand nämlich bey den Siebenzig, was mir Hieronymus nicht gewußt zu haben schien; und hinwiederum bey Hieronymus vieles, was jene nicht wußten. Da ich also von Beiden lernte, und ebenfalls bey Beiden etwas vermißte, so konnte ich den einen nicht von der Hand weisen, weil er einiges nicht wußte, was die Andern wußten, noch auf die Worte der Andern schwören, da sie nicht wußten, was Jenem klar war. Oder sollte ich den Hieronymus verachten, ohne den ich den Sinn des Propheten (Jesajas) in vielen Stellen nicht aufgefunden hätte? Sollte ich die Siebenzig verschmähen, ohne deren Fingerzeig ich bisweilen mit Hieronymus irre gegangen wäre? Aber Gott sey Ehre, der mich leitete, daß ich gegen beyde dankbar war, und zwar so, daß ich es ungern hörte, wenn jemand jenen oder diese, weil sie über einiges noch im Irrthum waren, gröblich schmähete."

„Gott sey Dank, der mir an den Siebenzig, an Hieronymus und nach ihm an Oekolampad solche Lehrer gab, durch deren Arbeit ich ermuntert und unterstützt worden, das was sie aus gewissenhaftem Bedenken nicht klarer sagen wollten, auf eine gemeinverständlichere Weise auszulegen zum gemeinsamen Besten Aller. Nicht daß ich mit ihnen ungleicher Meinung war, sondern ich suchte nur populärer mich auszudrücken. Denn sehr weniges nur habe ich ans Licht gebracht, was sie entweder nicht sahen oder verschwiegen; gewiß aber ist noch manches, was auch ich Andern, denen ich gleichsam nur mit der Fackel vorleuchte, zu erklären hinterlasse. — Ich sah nämlich, wie viele in unserm mehr gelehrten als glücklichen

Zeitalter sich an Erklärung und Auslegung der heiligen Bücher wagen, und bin zugleich der Meinung, daß einige aus uns vielmehr lernen, statt auslegen sollten. Damit nun die göttlichen Offenbarungen in ihren eigentlichen Quellen und Grundsprachen verstanden, und nicht aus den Sümpfen aller Commentare geschöpft werde, so glaubte ich nichts Unnützes zu thun, wenn ich das, was ich für den zuverläßigen und unzweifelhaften Sinn der Aussprüche des Propheten (Jesajas) halte, den Liebhabern des biblischen Studiums klar und verständlich wiedergebe. Die Gründe für jegliche Erklärung fügte ich abgesondert bey, vornämlich zu dem Ende, damit wenn die frommen Männer mein Unternehmen billigen, sie sich nach und nach an die Gesetze und Regeln der Tropen, Figuren und Redensarten gewöhnen, damit hernach sie selbst noch viel deutlichere und einleuchtendere Erklärungen vorbringen, als die meinigen, bis wir zu dem Maß der Wissenschaft gelangen, daß wir die göttlichen Aussprüche selbst ohne menschliche Commentare lesen können. Denn darauf war seit vielen Jahren stets mein Bestreben gerichtet, daß die heiligen Schriften selbst zur Hand genommen und verstanden würden, und die nur aus Commentaren geschöpfte Weisheit einmal ein Ende habe."

(No. 70. Vorrede zu Jesajas.)

§. 10.

Dabey freut er sich jeder bessern Belehrung, auch wenn sie ihm auf Unkosten seiner Person zu Theil würde.

„Ich habe aber diesen Commentar (über Jesajas) herausgegeben, nicht um meinen Namen bekannt zu machen, (denn bereits mehr als genug stehe ich bey den Frommen in gutem, bey Andern in schlimmem Rufe) sondern damit die Gelehrten über diese Art die h. Schrift zu behandeln, ihr Urtheil fällen, und sie befolgen, wofern sie ihren Beyfall hat. Und da wir Alle, nach meinem Ermessen, einzig darauf zu sehen

haben, daß wir der Wahrheit, von wem sie immer vorgebracht werde, Gehör geben, so laufe ich dabey gar keine Gefahr. Denn wer immer, und so oft er findet, daß ich mich geirrt habe, der weise mich, mit christlicher Liebe, freymüthig zurecht. Ja, wenn es ihn gut dünkt, so ziehe er, ohne Rücksicht auf mich zu nehmen, die Wahrheit ans Licht zum gemeinen Besten Aller, denn unsere Versammlung ist daran gewöhnt, auf die Erinnerung der Brüder zu hören. Wie oft geschah es z. B. daß ich auf die Bemerkungen Pellikan und Leo Jud's, meiner Collegen, meine Meinung änderte, wie oft, daß auch sie die ihrige! Nach meinem Dafürhalten ist die Wahrheit für die menschliche Seele das, was die Sonne für die Welt ist. Wo diese immer aufgeht, da empfangen wir sie freudig, und rüsten uns munter zur Arbeit. Eben so, woher immer die Wahrheit uns entgegenstrahlt, da freut sich bey ihrem Lichte die Seele, sie blickt empor, beglückwünscht sich, und zerstreut das Dunkel der Unwissenheit. Wie also der Welt nichts willkommner seyn kann, als der Strahl der Sonne, so kann der Seele nichts lieblicheres, köstlicheres, höheres zu Theil werden, als Wahrheit. Ich will mich, zum Beweise dessen, einzig auf das Bewußtseyn aller Menschen berufen. Sie wissen's, daß nichts sie so erquickt, wie wenn sie über einen Gegenstand, dessen Nichtkenntniß sie ängstigte, zur Wahrheit gelangen. Wer diese also, auch mit Verunglimpfung meines Namens, ans Licht zieht, der ist eben dadurch mein, er bereichert, beseligt meine Seele, macht sie vollendeter. So mögen denn alle meine Feinde hingehen, und mich von allen Dunkelheiten der Irrthümer befreyen; mögen sie auch dabey nach ihrem Gelüsten meinen Namen und Ruf mißhandeln, wenn ich nur erleuchtet werde, und schon hier das zu werden anfange, was ich seyn werde im überirdischen Reiche Gottes!"

(No. 70. Vorrede zu Jesajas.)

§. 11.

Mit vollem Lob anerkennt Zwingli auch Luthers Größe und Verdienste.

„**Luther** ist, als mich bedünkt, so ein treffenlicher Streiter Gottes, der da mit so großem Ernst die Schrift durchforscht, als seit tausend Jahren je einer auf Erden gewesen ist; (ich achte hier nicht, daß mich die Päbstler mit ihm einen Ketzer schelten werden) und mit dem mannlichen unbewegten Gemüth, womit er den Pabst von Rom angegriffen hat, ist ihm keiner nie gleich worden, so lange das Pabstthum gewährt hat, alle andern ungescholten. Weß' ist aber solche That? Gottes oder Luthers? Frag' den Luther selbst; weiß ich wohl, er spricht: Gottes. Warum schreibt man denn anderer Menschen Lehre dem Luther zu, so er sie selbst Gott zuschreibt, und nichts neues herfürbringt; sondern das so in dem ewigen unveränderlichen Wort Gottes behalten wird, das trägt er reichlich herfür, und zeigt den himmlischen Schatz den armen abgeführten Christen, und achtet nicht was die Gottesfeinde dawider unternehmen, er gibt auch nichts um ihr Sauersehen und Dräuen. Was ich von seinen Schriften gelesen habe (ich hab' aber seiner Lehr gar wenig gelesen, und hab' mich oft seiner Bücher mit Fleiß enthalten, nur daß ich den Päbstlern genug thue), so viel Dogmata, Lehre und Meinungen und Sinn der Schrift antrifft, (denn seiner Streitigkeiten nehme ich mich nichts an) das ist gemeinlich so wohl besehen und gegründet im Wort Gottes, daß es nicht möglich ist, daß irgend eine Creatur es umkehre. Ich weiß auch, daß er viel nachgiebt in etlichen Dingen den Blöden, daran er viel anders handeln könnte, in welchem ich nicht seiner Meinung bin. Nicht daß er zu viel, sondern zu wenig geredet hat, als z. B. in dem Büchlein von den Aussätzigen (als mir gesagt worden, denn ich es nicht gelesen habe) läßt er etwas der Beichte nach, daß man sich dem Priester solle erzeugen [zum Zeugniß dar-

stellen], welches doch aus selbiger That Christi nicht mag gezogen werden. Desgleichen mit dem Wort Sakrament gibt er den Lateinern nur zu viel nach. Desgleichen von der Fürbitte der Seligen und andern Dingen, worin er für und für etwas nachgibt, wie ich verstehe, den Blöden. Aber denen die solche Meinung der Schrift als heutzutage durch ihn und Andere wird herfürgebracht, muthwilliglich nicht verstehen wollen, denen läßt er nichts nach, denn sie sind verzweifelt, ungläubig und in eigner Conscienz verurtheilt. Tit. 3."

(No. 1. Art. 18. S. 170—172.)

„Viel sind derer, die allein die scharfen Worte von meiner Predigt behalten: Also sind auch derer viel, die dem wohlgelehrten Mann Martin Luther nichts ablernen wollen in seinen Büchern als die Räsſe [Schärfe] seiner Worte, die er oft aus angezündeter inbrünstiger Liebe redet. Aber das fromme treue Herz, so er zu wahrer göttlicher Wahrheit und zu dem Wort Gottes hat, das will ihm keiner ablernen."

(No. 48. S. 73.)

„Obgleich es nicht wenige Männer gab, welche die Summe und das Wesen der Religion gewiß wenigstens eben so gut kannten, als du, mein Luther! so wagte sich doch aus dem ganzen Heere Israels niemand zum Kampfe hervorzutreten, so sehr fürchteten sie jenen gewaltigen Goliath, der mit dem furchtbaren Gewicht seiner Waffen und Kräfte drohend da stand. Hier, hier warst du allein der treue David, dazu vom Herrn gesalbt. Anfangs ziehst du zwar die Waffenrüstung an, indem du nach Sitte der Feinde mit ihnen disputirst, und ihnen paradoxe Sätze und gordische Knoten entgegenhältst. Bald jedoch wirfst du diese Hindernisse von dir, wählst aus dem himmlischen Flusse Schleudersteine, und wirfst sie mit behendgeschwungener Schleuder so gewaltig, daß du die Riesenglieder auf das weite Gefild darnieder streckst. Darum sollen die gläubigen Gemüther nie aufhören frohlockend zu singen: „Saul

hat Tausend geschlagen, David aber Zehentausend!" Du allein warst der Herkules, der herbeyeilte, wo immer Gefahr und Kampf war. Du hast den römischen Eber erlegt, hast den Antäus, den Sohn der Erden erdrückt. Denn wer hat deutlicher oder reiner als du den Streit zwischen Fleisch und Geist aus den Schriften der Apostel dargelegt? Du hast den Cakus, der nicht nur rücklings die Ochsen, sondern selbst der Wittwen Häuser in die Höhle schleppte, daraus hervorgezogen. Kurz, hättest du die zur Verehrung aufgestellten Bilder weggethan, äßest du nicht leiblich den im Brod erdichteten Leib Christi, sähest du im Lichte des Evangeliums, daß das Fegfeuer nur ein Geldkloben, und die Absolution oder die Schlüssel nichts sind als der Glaube des Evangeliums, so hättest du nicht nur den Augias-Stall gereinigt, sondern selbst den Himmel auf deinen Schultern getragen [das Höchste und Schwerste geleistet]."

(No. 30. S. 146. 147.)

§. 12.

Er verwahrt sich aber dagegen, daß er Luthers Schüler sey.

„Wir sehen, daß etliche große Fürsten und Herren, Bischöfe und Prälaten, wiewohl sie nicht wollen dafür angesehen seyn, daß sie dem Evangelium widerstehen, machen sie doch die Sache widerwärtig und verdächtig, so sie allen, die das Evangelium predigen, gehässige Namen zulegen, sie seyen Lutherisch oder Hussisch, oder Ketzer, so doch der Gelehrten allenthalben so viele sind, die, aus den wahren Brunnen schöpfend, uns die himmlische Lehre herfürtragen, daß man keiner Husse oder Luther bedarf. Hat Luther da getrunken wo wir getrunken haben, so hat er mit uns gemein die Evangelische Lehre."

(No. 45. S. 14.)

„Es haben die Großen und Gewaltigen dieser Welt angehebt die Lehre Christi unter dem Namen des Luthers zu verfolgen und verhaßt zu machen, also daß sie alle Lehre Christi, von wem sie auf Erdreich gepredigt wird, Lutherisch nennen. Und ob einer schon des Luthers Handel nicht gelesen hätte, und sich allein an das Wort Gottes hielte, dennoch dürften sie ihn lutherisch schelten. Dergestalt mir beschieht. Ich habe, bevor und ehe ein Mensch in unserer Gegend etwas von des Luthers Namen gewußt hatte, angehebt das Evangelium Christi zu predigen im Jahr 1516. also, daß ich an keine Kanzel gegangen bin, daß ich nicht die Worte, so an selbigem Morgen in der Messe zu einem Evangelium gelesen werden, vor mich nahm, und die allein aus biblischer Schrift auslegte. Wiewohl ich am Anfang derselben Zeit noch treffenlich den alten Lehrern angehanget, als den lauterern und klarern, wiewohl mich ihrer zu Zeiten auch verdroß. Als ich nun im 1519. Jahr zu Zürich anhob zu predigen, zeigte ich vor den Ehrsamen Herren, Probst und Capitel, an, wie ich das Evangelium von Matthäo beschrieben wollte, ob Gott will, predigen ohn' allen menschlichen Tand, und mich durch denselben weder lassen irren noch bestreiten. Zu Anfang desselben Jahres hat niemand bey uns von Luther etwas gewußt, ausgenommen daß von dem Ablaß etwas von ihm ausgegangen war, das mich wenig lehrte, denn ich vorhin von dem Ablaß berichtet war, wie er ein Betrug und Farbe (Blendwerk) wäre, aus einer Disputation, die Doktor Thomas Wittenbach von Biel, mein Herr und geliebter treuer Lehrer, vor etwas Zeit zu Basel gehalten, doch in meinem Abwesen. Daher mir des Luthers Schrift zu derselben Zeit wenig geholfen zu dem Predigen des Matthäus; zu welchem aber da von Stund an anhoben ohn' Unterlaß zu laufen so treffenlich alle so des Wortes Gottes begierig sind, daß ich selbst mich darob verwunderte.“

„Itzt will ich mit den Feinden der Lehre Christi also re-

den: Wer schalt mich da Lutherisch? Als nun des Luthers Büchlein vom Paternoster ausging, und ich kurze Zeit vorher dasselbe im Matthäus ausgelegt hatte, weiß ich noch wohl, daß viel Fromme gekommen, die mich schlechthin im Verdacht hatten, ich hätte das Büchlein gemacht, und hätte ihm des Luthers Namen aufgeschrieben [vorgesetzt]. Wer konnte mich da Lutherisch schelten? Wie, daß mich die römischen Cardinäle und Legaten, die dazumal in unserer Stadt Zürich wohnten, anfingen hassen und mit Geld umkuppeln, mich nicht Lutherisch schalten, bis sie den Luther zu einem Ketzer erkannten? (denn dazu mochten sie ihn nicht machen). Da schrieen sie, ich wäre Lutherisch! Aber wer hat mich aufgerüstet das Evangelium zu predigen und einen ganzen Evangelisten in Einem fort zu predigen? Hat das der Luther gethan? Nun hab' ichs doch angehebt zu predigen, ehe ich den Luther je habe gehört nennen, und habe zu solchem Brauch vor zehen Jahren angehebt Griechisch zu lernen, damit ich die Lehre Christi aus ihrem eignen Ursprung erlernen möchte. Wie wohl ich das ergriffen habe, darüber lasse ich Andre urtheilen. Jedoch hat mich Luther nicht angewiesen, dessen Name mir noch zwey Jahre unbekannt ist gewesen, nachdem ich mich allein an die biblische Schrift gehalten habe. Aber die Päbstler beladen mich und andere mit solchen Namen aus Schalkheit, und sprechen: „Du mußt wohl Lutherisch seyn, du predigst doch gleich wie der Luther schreibt.“ Da antworte ich ihnen: Ich predige doch eben sowohl wie Paulus schreibt, warum nennst du mich nicht lieber einen Paulischen? Ja, ich predige das Wort Christi, warum nennst du mich nicht lieber einen Christen? — Aber so sie sich mit der Schrift nicht dürfen richten lassen, unterstehen sie mit Falschheit die Lehre Christi unkräftig zu machen. Und haben den weidlichen (muthigen) vorantretenden Knecht Christi, Martin Luther, zum Ersten verdammt, und demnach legen sie seinen Namen den Unverdienten auf, damit sie aus der Lehre Christi eine Sekte oder Ketzerey machen. Aber, o

frommer Christ! laß dir keines Menschen Namen auflegen, und lege ihn auch niemandem auf! Sprich nicht zu deinem Nächsten: „Bist du auch Lutherisch?“ sondern frag' ihn, was er auf der Lehre Christi halte, wie ihm das Wort Gottes gefalle; ob er ein Christ sey, das ist, ein unabläßiger Wirker des Guten gegen Gott und den Menschen? Und so sich die Päbstler auch wollen für Christen ausgeben, sprich: „Einer soll dessen Namen tragen, für den er streitet, dessen Diener er ist. Seyd ihr Diener Christi und beschirmet allein seine Ehre, sein Wort, so seyd ihr Christen. Seyd ihr für den Pabst und beschirmet seine Ehre, sein Wort, so seyd ihr Päbstler.“ Darum lasset uns, fromme Christen, den ehrlichen [ehrenvollen] Namen Christi nicht verwandelt werden in den Namen des Luthers! Denn Luther ist nicht für uns gestorben, sondern er lehrt uns erkennen den, von welchem wir allein alles Heil haben. Lasset auch die Päbstler unter diesem herrlichen, heilsamen Namen nicht begriffen werden, bis daß sie Christum, nicht den Pabst, bekennen; dann sollen sie uns liebe Brüder und Kinder Gottes seyn!“

„Also will ich nicht, daß mich die Päbstler Lutherisch nennen, denn ich die Lehre Christi nicht vom Luther gelernt habe, sondern aus dem Wort Gottes selbst. Predigt Luther Christum, so thut er eben wie ich thue. Wiewohl, Gott sey Lob! durch ihn eine unzählbarliche Welt mehr denn durch mich und andere (denen Gott ihr Maaß macht, größer oder minder, wie er will) zu Gott geführt werden, dennoch will ich keinen Namen tragen, denn meines Hauptmanns Christi; deß Reiser [Streiter] bin ich, der wird mir Amt und Sold geben so viel ihm gut dünken wird. Jetzt hoff ich, daß männiglich verstehe, warum ich nicht wolle Lutherisch gescholten seyn, so ich doch den Luther so hoch halte, als irgend ein Lebender. Demnach bezeuge ich vor Gott und allen Menschen, daß ich keinen Buchstaben alle meine Tage je zu ihm geschrieben habe, noch er zu mir, noch geschafft daß geschrieben werde, wie aber etliche

fromme Gesellen von meinetwegen auflegen dürfen, und habe solches nicht unterlassen, daß ich jemand darum gefürchtet habe, sondern daß ich damit habe wollen allen Menschen offenbaren, wie einhellig der Geist Gottes sey, daß, wir so weit von einander, doch so einhelliglich die Lehre Christi lehren, ohne allen Anschlag [Verabredung]; wiewohl ich ihm nicht zuzuzählen bin, denn ein jeder thut, so viel ihn Gott weiset."

(No. 1. Art. 18. S. 167—174.)

„Was mich betrifft, lieber Luther! so habe ich stets meine Lehrer als Väter geachtet, am meisten diejenigen, welche mir im Studium göttlicher und menschlicher Wissenschaften behülflich waren. Wäre nun mir etwas aus der Fülle, die Gott dir gab, zugeflossen, warum sollte ich es nicht anerkennen? Besonders wenn ich den Inhalt des Evangeliums von dir gelernt hätte, warum sollte ichs nicht gestehen? Aber ich will offen anzeigen, wie sichs damit verhält. Es gab viele und ausgezeichnete Männer, die, ehe Luthers Name diese Berühmtheit hatte, erkannten, worin das Wesen der Religion bestehe, von ganz andern Lehrern unterwiesen, als du etwa meinst. Denn was mich selbst betrifft, so bezeuge ich vor Gott, daß ich Wesen und Hauptinhalt des Evangeliums, theils durch das Lesen des Johannes und der Schriften des Augustinus, theils durch fleißiges Studiren der griechischen Episteln Pauli erlernt habe, die ich mit diesen meinen Händen vor eilf Jahren (1516.) abschrieb, während du nun acht Jahre weit umher wirkst (regnas)."

(No. 30, S. 144.)

„Meinethalben sage ich, daß ich allweg dankbar bin gewesen denen, die mich gelehrt haben, wie viel mehr sollte ich dankbar seyn einem so treffenlichen Mann, dessen Ehre, wie ich wohl weiß, ich nimmermehr erlangen werde; was sollte sie mich denn drücken? Aber ich habe mein kleines Wissen daher, als ich dir (Luther) im Latein angezeigt, und wenig von dir, als

daß ich Gott und dir dankbar bin, daß du zum Ersten so weidlich bist herfürgestanden."

(No. 32. S. 24.)

§. 13.

Eben so wenig will er für einen Nachbeter Carlstadts gelten.

„Es gibt Leute, die mich einen Carlstadianer nennen. Diese bitte ich durch Christum, meine eben so wahrhafte als aller Bitterkeit sich enthaltende Antwort geneigt aufzunehmen. Seit mehrern Jahren, als hier zu sagen nöthig ist, hatte ich die Meinung vom Abendmahl, welche ich in der Epistel (an Alber) und im Commentar aussprach. Meine Absicht war jedoch, sie nicht unbedacht der Welt bekannt zu machen, um nicht Perlen vor die Schweine zu werfen, sondern mich noch zuvor oft und viel mit gelehrten und frommen Männern darüber zu besprechen, damit diese nach Jedermanns Meinung allerwichtigste Sache, wenn sie einmal ans Licht träte, viele Gönner hätte, und dem neidischen Geschrey, welches einzig durch seinen unsinnigen Lärm die frommen Gemüther vom Lesen, Hören und Urtheilen abschreckt, entgehen könnte. Mein Plan ging nach Wunsch von Statten, denn alle denen ich mich mittheilte, traten auf meine Seite; ja die meisten athmeten nun so frey und fröhlich, wie Leute die aus einer langen Gefangenschaft, aus Finsterniß und tiefer Einsamkeit ans Licht und in die Umarmung ihrer Freunde zurückgekehrt sind. Nun tritt aber Carlstadt mit seiner Erklärung hervor, einer allzugezwungenen, wie sich selbst seine eifrigen Anhänger äußerten, nachdem sie die von mir wieder hervorgezogene Erklärung der Alten erwogen. Ich habe auch erfahren, daß Carlstadt einzig aus der Ursache nach Zürich zu reisen sich entschlossen hätte, um sich mit mir über diese dem gemeinen Mann noch ganz ungewohnte Sache zu unterreden. Es haben aber einige mittelst

ihres melancholischen Geistes ihn von einer Zusammenkunft mit mir dergestalt abgeschreckt, daß er mich nur nie begrüßt hat. Ja, diese Arzney hat ihn so geschützt und verwahrt, daß er weder zu Basel noch zu Straßburg mit den Dienern des Wortes darüber das Geringste gesprochen. Es kannten auch die, welche ich so eben mit einem melancholischen Geiste erfüllt nannte, meine Meinung vom Abendmahl wohl; aber sie konnten keineswegs dazu gebracht werden, ihr beyzupflichten. Sobald sie aber die Erklärung Carlstadts vernahmen; eilten sie selbst nach Basel, brachten seine Bücher auf ihrem Rücken her, und erfüllten damit nicht nur alle Städte, Städtchen und Dörfer, sondern beynahe alle Weiler. Der Erfolg entsprach jedoch ihrer Hoffnung nicht, denn wenige nahmen diese Meinung an, ich denke eben durch die Gewaltsamkeit und Härte der Auslegung selbst abgeschreckt. Was sollte ich, der ich das Wort Gottes in Zürich zu verkündigen habe, nun thun? Wenn gleich ein großer Theil der Brüder jener Auslegung in der Hauptsache Beyfall gab; (denn jeder hatte schon bey sich selbst durch den Glauben und aus meinen Predigten gelernt, wie unnatürlich es sey, da Fleisch und Blut zu verhoffen, wo Christus das für Geist und Leben erklärte, was er selbst von seinem Fleisch und Blut gelehrt hatte) so hatte doch eine so verwegene Auslegung ihren Beyfall nicht. Ich sage, was sollte ich da thun? Sollte ich wieder in den vorigen Irrthum die Leute stoßen, gegen meine Ansicht von dieser Sache? besonders da ich schon die Auslegung und Meinung der Alten gesehen hatte? Ich fing also auf der Stelle an, den Tropus [bildlichen Verstand] zu offenbaren, der in den Worten des Herrn ist, und dieß mit so viel Glück, daß die Brüder die Sache schon faßten, noch ehe ich sie recht auseinander gesetzt hatte, sie, denen doch die Auslegung Carlstadts ausnehmend zuwider war. Wann hätte ich also wohl zeitgemäßer mit meiner Meinung hervortreten können, als da, wo dieser Gegenstand, und so gar auf eine gefährliche Weise, auf die Bahn ge-

kommen war? Ja, wäre es wohl zeitgemäß gewesen zu schweigen, da schon der Streit ausgebrochen war? Ich hatte ja nicht versprochen, diese Meinung der alten Lehrer auf immer zu verhalten, sondern nur eine Zeit lang, bis daß Aergerniß verhüthet wäre, aus welchem Unruhe entstehen könnte. Denn ich weiß, wie die Feinde Christi die Einfalt des großen Haufens zu Erregung von Unruhen mißbrauchen. Ich trug also jene wahre Meinung vom Nachtmahl vor, als es die Umstände höchlich erforderten, als Carlstadt eifrig nach dem Ziel lief, aber es zum Theil verfehlte. Wer mich also mit dessen Namen bespritzt, der legt damit nur seine Ungerechtigkeit gegen mich zu Tage. Seht, so bin ich ein Carlstadtianer! Nicht daß ich mir den Namen dieses mir beynahe in allweg unbekannten Mannes aus einem andern Grunde verbitte, als weil mir alle Sektennahmen verhaßt sind. Und wir, die wir das Amt des Evangeliums führen, sollten vor andern aus uns der Sektennamen enthalten, da es derer sonst mehr als genug gibt, welche die lautere Lehre des Evangeliums selbst und ihre Verkündigung durch verhaßte Menschen- und Sektennamen zu brandmarken sich unterstehen.

(No. 27. S. 7—10. vergl. No. 22. S. 3—7. No. 29. S. 25. No. 23. S. 46.)

§. 14.

Ihm ist auch alles eigensinnige und engherzige Streiten, als unwürdig und der Kirche Christi verderblich, höchst zuwider.

„Will jemand sich aufs Zanken einlassen, so habe ich diese Gewohnheit nicht. Ich habe bisher den Synkretismus so beobachtet, daß, obschon ich sah, daß viele betreffend das Fegfeuer, die Fürbitte der Heiligen, die Ohrenbeichte, das Amt der Schlüssel, die Bilder, das Nachtmahl eben nicht so ganz angemessene Begriffe haben, ich doch niemandes Irrthum namentlich be-

rührt habe. Wenn nun du (Bugenhagen) oder irgend ein Andrer durchaus mit mir zu kämpfen begierig ist, so suche ich dies dringend abzulehnen, wenn es seyn kann. Ists nicht möglich, so werde ich, von der Wahrheit beschirmt und unter den Augen Christi, den Kampf so führen, daß man sehen muß, ich habe nicht in den Wind gefochten. Ich ermahne auch sowohl dich als andere, daß ihr euch der schändlichen Sitte zu schmähen und schelten enthaltet, damit wir nicht vielmehr für boshafte Zänker statt für Erforscher der Wahrheit gelten. Mit Schriften sollen wir unsere Sache führen, und mit Gründen, die sich auf den Glauben und die Schrift stützen, nicht mit öffentlichem Geschrey. Wir werden ohnedies noch Feinde und Schreyer genug haben, die uns verspotten, wenn wir für uns selbst auch noch so gemäßigt sind. Wird Rom schweigen? werden's die Fürsten, die sich schon lange schämen, daß sie das Evangelium angenommen haben? Laßt uns also rein und tadellos mit der Wahrheit umgehen, daß wenn der Fürst dieser Welt kommt, er nichts an uns habe!"

(No. 22. S. 18. 19.)

Weit gefehlt, daß die meinen Beyfall haben, welche immer nur lärmen nichtiger Dinge wegen, und die so wenig von Liebe wissen, daß sie nichts dulden und nichts thun können um Gottes willen, und während sie allein den allerheiligsten Namen Christi im Munde haben, doch an Bitterkeit des Gemüthes, an Streit, Geschrey, Partheyungen, Ohrenbläsereyen und Zusammenlaufen, den Neid und die Furien selbst übertreffen. Ich darf mich dagegen mit Wahrheit rühmen und Gott und mein Gewissen zum Zeugen nehmen, daß ich gegen das seichte Geschwätz vieler ein Auge zudrückte, auch wenn sie offenbar von der Wahrheit abweichen, jedoch alles in der Hoffnung, sie würden wieder ins rechte Gleis kehren. Wenn sie aber damit zögerten oder sich gar nicht bessern wollten, so trug ich, ohne ihren Namen zu nennen, dasjenige vor, was ich nach meiner

geringen Einsicht in der heiligen Schrift fand. Mir sind jene Zänkereyen, die nicht bekannt werden können, ohne die Brüder zu ärgern, besonders über solche Punkte, die den Nahmen des Christenthums nicht aufs Spiel setzen, so verhaßt, daß mich dünkt, es könne der aufkeimenden Lehre Christi kein schädlicheres Gift beygebracht werden, als Hader. Oder wie? Sind denn Liebe und Hader einander nicht schnurgerade entgegen? Ein christliches Leben aber, was ist es überhaupt anders, als Liebe? Wo man also Hader aussäet, da tritt man zu gleicher Zeit die Liebe zu Boden. Denn Liebe und Hader können sich so wenig mit einander vertragen, als Christus und Belial."

(No. 3. S. 169. 170.)

„Ich bitte alle Gläubigen, sie wollen meine Schrift (vom Tauf) mit Christlicher Freundschaft und Liebe lesen und erwägen, und sich durch Zank und Eigenrichtigkeit [Rechthaberey] nicht lassen verhärten, daß sie das, so sie klarlich sehen werden, nicht wollen bleiben lassen, sondern mit Kämpfen pfetzen [angreifen]. Die Wahrheit wird mit Kämpfen nicht erlernt, sondern Kämpfen thut wie eine Bergrüfe oder Waldwasser. Das nimmt gählings alles das hin, was es erlangt, und mehrt seine Kraft damit. Es werden damit zuerst nur kleine Steinlein bewegt, dieselben bewegen darnach mit oft Anpütschen [Anprellen] die größern, bis daß die Rüfe so groß und mächtig wird, daß sie alles was ihr entgegensteht, aufräumt und hinnimmt, und hinter ihr nichts zurückläßt, als eine unnütze Reue, Klage und Entschöpfung der schönen Jucharten und Matten. Gleich also thut Eigenrichtigkeit und Zank; entspringt erstlich ab einem kleinen Dinge, das bewegt darnach das Fleisch zu Haß und Verbunst. Sobald diese zween großen Schrofen [Felsblöcke] in dem Wasser gehen, da hebt sich dann das Getös an d. i. das Geschrey und Geschicklichkeit des Geschwätzes; und wie man in der Bergrüfe [Waldstrom] nichts anders sieht als das trübe Wasser, wiewohl so große Felsen darin ge=

hen; also gehen in den zänkischen trüben Reden Neid, Haß, üppige Ehr, und dergleichen böse Steine, als allein an dem großen Getös merkt man, daß sie darin sind. Demnach nimmt der Zank alles was ihm werden mag, und kehrt es zu seiner Stärke, und hat keine Frucht zuletzt davon gebracht, als daß er überwunden hat wie das Waldwasser; er hat einen unnützen Zank und Unruhe unter dem Christenvolk gemacht, die Liebe zerrüttet um etwas äußerer Dinge willen, an denen Gottes Schmach nicht hangt, mit denen Unschuld und Ruhe der Conscienzen nicht gepflanzt ward. Dann so ließ der Zank eine Entstaltung der hübsch grünenden Kirche hinter sich."

(No. 12. S. 9. 10.)

§. 15.

Endlich doch genöthigt gegen Luther aufzutreten, sucht er zum voraus die Leser über alle Besorgniß eines unziemlichen Haders zu beruhigen.

„Ich bin, wenn gleich sonst einfältig, doch nicht so stumpfsinnig, lieber Leser! daß ich nicht zum Voraus empfinde, was für einen Eindruck es auf dich machen wird, wenn du diese meine, obgleich nicht gegen, sondern nur an Luthern gerichtete Auslegung erblicken wirst. Du wirst nämlich besorgen, es werde sich etwas Schreckliches zwischen uns erheben, und den Feinden des Evangeliums Anlaß zu lästern gegeben werden. Aber sey ohne Furcht! Ich werde so gemäßigt sprechen, daß Luther nichts wird übelnehmen, und die Päbstler keine Hoffnung schöpfen können, ihre Herrschaft wieder zu erlangen. Luther war öffentlich ungleicher Meinung mit uns, und häufte Schmähungen auf uns, die wir um des Friedens willen alles ertrugen; niemand aus uns gab einen Laut, und wird auch jetzt nicht mit Schimpfworten fechten. Was geschieht denn Neues, wenn ich jetzt meine Auslegung namentlich an ihn

richte? Er war ja schon früher so ganz entgegengesetzter Meinung mit mir, daß er, nicht zufrieden meine Ansicht zu verwerfen, mich sogar unter die Fanatiker und Betrüger zählt, und zwar in öffentlichen Druckschriften; ich dagegen antwortete ununterbrochen auf seine Beweisgründe, aber mit Verschweigung seines Namens, und auf das worauf er sich stützte, gerade wie ich jetzt zu thun gedenke. Luther schrieb also vorher gegen mich und mit Namen sogar; ich schrieb gegen ihn, aber verdeckt und ohne seinen Namen zu berühren. Jetzt werde ich mit Namen an ihn schreiben, aber ohne ihn zu beleidigen. Wird er über mich erzürnt, so geschieht nichts Neues; und wenn ichs mit Güte ertrage, da ich schon längst gegen die Unbillen, die er mir zufügt, abgehärtet bin, so geschieht abermals nichts Neues. Sey also versichert, daß wenn anders nicht der Herr den Sinn, der bisher meine Schritte leitete, mir entzieht, daraus nichts Scheußliches oder Christen Unwürdiges entstehen wird!“

(No. 30. S. 6.)

„Ich zweifle nicht, christlicher Leser, du fallest in etwas Unmuthes, so du diese meine Verglimpfung [Berichtigung] und Ableinung [Verwahrung], deren sehr noth ist, über des treffenlichen Martin Luthers Predigt wider die Schwärmer vom Sakrament des Leibs und Blutes Christi gethan und beschrieben, ansehest, darum daß du sorgst, es werde Zwietracht unter denen, die auch beym Evangelium stehen. Da sollst du sicher seyn, daß ich damit keineswegs umgehe, sondern allein darauf sehe, daß wir nirgends mit Unwissenheit oder Unverstand hintergangen werden, auch niemand sich selbst so hoch halte in der Kirche Christi, daß ihm niemand dürfe einreden, so er gleich ohne Gottes Wort redet, oder so er ihm Gewalt anthut mit Mißverstand. Denn je so soll auch dem Kleinsten ziemen — soferne ihm Gott den Verstand eingegeben hat — in der Kirche zu reden, 1. Cor. 14. Lasse man nur

mich den Kleinsten seyn, so will ich gar klar ohne allen Schalk [Schelten] und Zorn anzeigen, daß der allmächtige Gott dem Luther in dieser Lehre des Sakraments die Heimlichkeit seines Verstandes nicht geoffenbaret hat. Es soll auch das Niemand für Schelten oder Schmähen rechnen, so ich sage: „Das ist nicht!" Denn je so muß man der Unwahrheit widerstehen und die an den Tag bringen, treffe es gleich an wen es wolle. Luther ist so hoch in meinem schlechten [geringen] Urtheil als irgend Einer: Noch ist Gott höher; dessen Wort soll weder ich noch ein Andrer um Luthers oder eines Andern willen in Mißverstand bringen lassen. Darum kürzlich, lieber Leser! habe theurern, festern Glauben, als daß du dich lassest in etwas Schwächerung oder Entzweyung ziehen, obgleich Petrus und Paulus, und hinwiederum Paulus und Barnabas mit einander zanken. Siehe du, daß dein Herz richtig zu Gott stehe, und dein Leben nach seinem Willen gestaltet werde, so triffst du das rechte Maß eines Christenmenschen. Gott sey mit uns, daß wir nichts lehren, was nicht seinem Willen gemäß; noch etwas annehmen, das wider die ewige Wahrheit sey!"

(No. 31. S. 3. 4.)

§. 16.

Zu Luthern selbst spricht er aufs Humanste und Versöhnendste.

„Gott, der Fürsorger und Lenker aller Dinge, pflegt oft die menschlichen Hoffnungen dergestalt zu vereiteln, gelehrtester Luther! daß der Sieg denen, die ihn schon fest zu halten wähnen, oft gleichwohl entfliegt, und dagegen plötzlich Rettung erscheint, wo man's am wenigsten hoffte. Diese Verschiedenheit seiner Rathschlüsse hielt mich eine Zeitlang ab, diese meine Auslegung an dich zu richten. So oft ich nämlich den Gegenstand selbst bedachte, so schien mir nichts einleuchtender, nichts sicherer den Sieg zu gewähren. So oft ich aber den göttlichen

Willen bedachte, schreckte mich stets der Erfolg. Wie? dachte ich, wenn Gott noch nicht beschloßen hat, dieß Licht aufgehen zu lassen? Wie? wenn aus diesem Kampf Zwietracht entsteht, statt freundschaftliche Vergleichung? Darum habe ich nicht bloß mich selbst, sondern auch andere abgehalten, etwas gegen oder an dich zu schreiben; wie du immer uns verunglimpfen möchtest. Nachdem aber so viel Vorgefechte glücklich ausgefallen, und du nicht zufrieden warst, daß du ungestraft gegen uns losziehen durftest, sondern es verlautete, daß du das, was euerer Meinung entgegengestellt wird, nicht einmal in Betrachtung ziehest, da glaubte ich der Herr habe hinlängliche Winke gegeben, was er gethan wissen wolle. Denn ich bin gewiß, daß ihm alle Halsstarrigkeit, vorzüglich aber diejenige verhaßt ist, welche sich nicht will von seinem Worte leiten lassen, und wenn der Prophet nicht will dem Propheten zur Stunde seiner Auslegung unterthänig seyn und nachgeben. So lange Zeit alles erwägend und auf alles gefaßt, breche ich ungern und beynahe wider Willen mein Zaudern, durch mancherley Gründe dazu angetrieben. Mich ermunterte hiezu namentlich die höchste Freyheit in der Kirche, der zufolge, wie Paulus lehrt, jedem in ihr, auch den Geringen und Niedrigen, erlaubt ist, zu prophezeten (die Schrift auszulegen). Denn wofern wir wahre Propheten [Schriftausleger] sind, so werden wir einander gerne zuhören, und wo wir irren, von unsrer Meinung abstehen. Ueber dieses Recht müssen wir, dünkt mich — um nicht in irgend eine neue Tyranney zu gerathen, mit solcher Sorgfalt wachen, daß wir niemanden so hoch achten (so gern wir ihm auch jede schuldige Ehre erzeigen, ja einander mit Ehrerbietung zuvorkommen) daß wir da wo er irrt, seinem Ansehen zu unserm Schaden und zum Nachtheil der Wahrheit weichen. Denn eben dazu hat Paulus dem Petrus widersprochen, und Christus sich nicht „gut“ nennen wollen von dem, der dieß nicht in rechter Absicht that, damit wir desto mehr und desto freymüthiger denen wi=

bereden, welche auf die Bahn bringen oder vertheidigen, was sie nicht recht kennen; mit stetem Vorbehalt jedoch des Urtheils der Kirche, welche bey diesen Kämpfen Zuschauerin ist. Da ich nun weder dich für so eigensinnig und unversöhnlich halte, daß du schon beleidigt werden konntest, wenn du nur meine Schriften lieseſt; noch auch mich, Gottlob so schwach und zum Kampfe so wenig geeignet, daß ich etwa auf einen heftigen Angriff von dir den Posten verlassen würde, so geschieht es nur unter günstiger Vorbedeutung, daß ich nicht etwa den Krieg beschloß; oder zu einem Zweykampf hervortrat, sondern daß ich dir dieses Buch gleichsam als einen Boten zusende, der den Streit nicht wieder von vorn anfangen; sondern vielmehr schlichten soll. Darum betitelte ich dasselbe „Auslegung.“ Es hat nämlich den Zweck, dir meine Meinung und das Fundament der Schrift, worauf ich mich stütze, freundlich darzulegen, damit es nicht zum Streit komme, was die Päbstler und etliche beißende aber schlechte Dichter eine Zeit her eifrig gewünscht haben. So weit ich nämlich deine Schriften kenne, so erhellet daraus, daß die meinigen dir gänzlich unbekannt sind; denn durch das, was ich vorlängst öffentlich geschrieben habe, kann — es sey mir erlaubt zu sagen — Alles was du dagegen vorbringst, ohne Mühe widerlegt werden. Wie dem aber auch sey, so bitte ich dich aufrichtig, dem was ich zwar ganz freymüthig, aber zugleich auch mit redlichem Herzen mit dir verhandeln werde, ein geneigtes Ohr zuleihen, und es mit Ablegung aller Leidenschaft zu erwägen, nach dem Beyspiel des Macedonischen Alexanders, von dem man erzählt, er sey nach Verlauf von drey Tagen billiger und gütiger geworden gegen den, der von ihm dem zornigen Alexander an den begütigten und ruhigen appellirt hatte. Es fanden Viele, du habest ehe der Unwille sich legte, den du gegen einige trugst, mitten in der Hitze diesen wichtigen Gegenstand verhandelt, und rechtschaffene und unschuldige Männer weder deiner nach ihrer Würde gemäß geschont. Wenn dem so ist, nun so appellirt

auch dieß Buch vom erzürnten Luther an den versöhnten und begütigten. Denn es kann dir nicht entgehen, wie gefährlich es ist, wenn man Zorn, Eigensinn, Hartnäckigkeit, Groll und ähnliche Leidenschaften zu Rathe zieht; wie dreist und unverschämt sie sich für Gerechtigkeit, Muth, Festigkeit, Würde ausgeben. Sey also für eine kleine Weile unbefangen und ruhig, und bedenke, wie sorgfältig die frommen Männer von jeher bemüht waren, die Irrthümer zu widerlegen; wie viel Gewinn sie der Heerde des Herrn verschafften, wenn sie alles ohne Leidenschaft erwogen; und umgekehrt, wie viel Unheil die anrichteten, welche, in Leidenschaften versunken, das Wahre und Unreine einer Sache nicht sehen konnten. — Ja, mein Luther! wolle das seyn, was dein Name besagt, lauter, rein und heiter! Denn was ich vorbringen werde, wird nicht bitter, sondern leidenschaftlos, nicht elende Kleinigkeit, sondern für Gottes Sache kraftvoll seyn. Wirst du dasselbe annehmen, dann wird der Irrthum von neuem zu Boden geschlagen!"

„— In deinem Sermon „von dem Sakrament des Altars und den Brüderschaften" sagst du, beynahe im Anfange, folgendes: „Darum wird es (das Sakrament nämlich) Gemeinschaft oder Communion geheißen. Und communiziren bedeutet diese Communion annehmen; was wir auf deutsch heissen: Zum Sakrament gehen. Welches daher entstanden ist, weil Christus mit allen Gläubigen Einen geistlichen Leib ausmacht, gleichwie das Volk einer Stadt Eine Gemeinschaft und Ein Leib ist ꝛc." Und am Schluße beweisest du dieses durch die Stelle Pauli 1. Cor. 10, 16. auf folgende Weise: „So spricht Paulus in der Epistel an die Corinther: Wir Alle sind Ein Brod und Ein Leib ꝛc." Hier gibst du zu, wir seyen jener Leib Christi, von welchem Paulus sagt: Wir sind Ein Brod und Ein Leib. Dort aber [in dem Buche betitelt: „Das ander Theil wider die himmlischen Propheten vom Sakrament"] guter Gott! wie donnerst und blitzest du, damit diese Auslegung nicht zu euch gelange, da du sie doch vor-

längst mündlich und schriftlich vorgetragen hattest! Ich sage dieß wahrhaftig nichts weniger als in der Absicht, dir einen beschimpfenden Vorwurf zu machen, sondern um dich selbst dir vorzuhalten. Denn bis jetzt hat man durch Schriften wenig bey dir ausgerichtet, durch Briefe noch weniger, durch Schweigen am allerwenigsten. Wie wäre es aber möglich, daß du, wenn dir deine eignen Aeußerungen entgegengehalten werden, nicht sagen solltest: „Ich bin mir entgangen!“ (Mihi excidi). — Wie kurz aber, wie menschlich, ja wie heilsam für die Eintracht aller Kirchen wäre dies kleine Wörtlein! Würden dasselbe nicht alle, vom Ersten bis zum Letzten, menschlich nennen, wenn etwa Unwille darüber aufbrausen; und edel, wenn jemand deine Lehre in Verdacht bringen wollte? Denn wo lebte unter allen Sterblichen je Einer, den man mit Recht irrthumsfrey hätte nennen können? Es begegnete dir gar nichts Ungewöhnliches, wenn du sagst: „Ich bin mir entgangen!“ Denn wir alle fehlen in vielen Dingen. Dann aber würde dir etwas Unerhörtes begegnen, wenn man von Luther spräche: „Er ist nirgends gestrauchelt, nirgends irrig!“ Ja, etwas Gotteslästerliches, wenn wir so thöricht wären dir beyzulegen, was allein dem höchsten Wesen zukommt. Bedenke, wie viel Noth du den armen Völkern Deutschlands, die alle schon im Herzen die Meinung haben, die du nicht haben willst oder zu haben wagst, ersparen wirst, wenn du dieß einzige Wörtlein offen aussprichst. Siegen, ja unzweifelhaft siegen wird unsere Meinung, aber wenn du dich widersetzest, so wird der Sieg desto mühevoller; denn er muß dann mit schmerzlichen Wehen errungen werden, da hingegen alle sich beglückwünschen werden ihn gefunden zu haben, wenn du sprichst: „Ich bin mir selbst entgangen!“ — Irren, straucheln, sich täuschen, ist menschlich; und du wirst doch nichts menschliches dir fremd glauben? Nun so sprich bey dir selbst: „Wie? wenn ich mir selbst entgangen wäre?“ —

„Bedenken wollen wir, daß Gott bey diesem Kampf

Zuschauer ist; er, der tiefer als wir selbst sieht, mit welchem Sinne wir alles thun. Bedenken, daß wir nicht nur ganz Deutschland, sondern die ganze Christenheit, nicht nur das jetzige Jahrhundert, sondern alle künftigen bis ans Ende der Welt zu Richtern haben werden. Und diese werden um so gerechter und gewissenhafter über diese Streitsache urtheilen, je weniger sie von den Leidenschaften werden bestochen seyn, die uns hinreißen. Denn was ist das gegenwärtige Jahrhundert? Es ist durch Affekten gänzlich verdorben; durch Faktionen und Partheyen so verführt und geschändet, daß es mehr die hochtönenden Worte der Menschen als das Gewicht der himmlischen Zeugnisse bewundert. — An dich also appellire ich kommendes Jahrhundert! daß du nach deinem unbestochenen Urtheil über diese meine Ansicht entscheidest. Denn ich zweifle nicht, es werde auch von diesem Streite etwas bis zu dir gelangen, und du werdest von dieser oder jener Leidenschaft möglichst wenig an dir haben. Siehe wie unsere Meinung durch Vergleichung der Schrift feststeht, wie die Tropen sie empfehlen, die Idiotismen sie begünstigen, die Analogien zustimmen, und was ich für den Hauptpunkt halte, die Religion sie unterschreibt, und der Glaube sie gebietet. Und doch findet diese klare und offene Sache bey gewissen Fürsten keinen Zutritt, und nicht wenige Gelehrte suchen ihr nach allem diesem noch hinterlistig zu schaden. Darum untersuche du, kommendes Jahrhundert, reiflich, was hier entschieden wahr sey, und hüte dich so blind zu seyn, wie wir es zu unserer Zeit in dieser Sache sind, während wir für das Uebrige vielleicht Augen genug haben."

(No. 30. S. 1. 3—5. 172—174.)

§. 17.

Luthers immer neuen und gröbern Schmähungen setzt er fortwährend würdige Mäßigung und Gelassenheit entgegen.

„Gnad und Fried von Gott durch Jesum Christum den lebendigen Sohn Gottes — damit du erkennest, daß er durch den Glauben in unsern Herzen wohnt, Ephes. 3. nicht durch das leibliche Essen des Mundes, wie du ohne Gottes Wort lehren willst! Das wünschen wir dir von Herzen, lieber Luther! aus viel Ursache. An welchem, wie wir hoffen, viel christlicher angehebt wird als so mans mit dem Teufel anhebt, wie du dieß große Buch hast angehebt. — Gott hat es gefügt, daß unser beyder Schrift auf Eine Zeit ist ausgegangen; unser lateinisch, darin wir alles dessen du dich bisher klagst, daß es unverantwortet sey, gehandelt haben, daß du dich nicht klagen möchtest, ich hätte Durst gehabt, dich übel vor allem deutschen Land auszugeben [verschreyen]. Deine aber deutsch, damit sie in fremden Landen nicht schaden möchte; sondern sintemal Teutschland des Gotteswortes insgemein am allerbeßten berichtet ist, der mühliche Kampf in der Sprache derer geübt wurde, die damit am allerwenigsten mögen befleckt werden. So gute Sorge trägt der gnädige Vater für uns, daß er die Dinge die wir vermeinen ungeschickt zu seyn; (wie ich denn vermeinte, du solltest diesen Kampf auch in lateinischer Sprache fürgenommen haben, damit alle Sache zum Ersten unter den Gelehrten wohl erwogen werde, ehe sie unter das Volk ausgegossen würde). Ja die Dinge kann er wohl ordnen. Da nun in unserm Latein alles was du hier in Deutsch schreibst, genugsam verantwortet [widerlegt] ist, doch dasselbe allein die Lateiner lesen, werde ich auch genöthigt in Deutsch zu bringen was zur Sache dient, damit beyde Meinungen vor die Kirchen mögen kommen, und die Wahrheit zunehme, in welcher unsrer Gegenwehr du den Vortheil haben

sollst, daß wir dich ganz und gar nicht wollen mit so unmäßigen Worten belasten, wie du aber uns anhängst. Rechne uns aber hierbey das nicht unter Scheltworte, wenn wir sagen werden: „Hier verkehrst du unsre Worte! Hier schiltst du ohne Noth! Hier verspottest du nach deinem Muthwillen! Hier lügst du uns an! Hier fälschest du die Schrift! Hier verstehst du sie nicht! Hier bist du wider dich selbst, u. dgl.“ Denn wir dasselbe allweg klarlich wollen darbringen. Und sind dennoch noch wohl so reich an Worten, daß wir der sanften genug haben, auch, gottlob! nicht so wüthend, daß wir uns von jenen nicht gehüthen mögen. Aber da du die Unwahrheit so stark darthust, mit so frechen unbescheidnen Worten, muß man dieselben nach dem Wort Pauli auch kräftig herfürziehen und mit dem Finger zeigen, wo der Prest liegt; auch dir zu etwas Mahlen [zuweilen] vor die Augen legen, daß du dich selbst auch erkennen lernest aus deinen eigenen Worten; denn wir wahrlich, wahrlich sehen, daß sich die fälschlich des Geistes rühmen, die so gar fleischlich schreiben, und reden mit so großem Fleiß, den Nächsten zu verletzen und zu verschreyen.“

(N°. 32. S. 7—9.)

„Wir wollen, fromme Fürsten! ganz nicht gegen Luther handeln, wie er gegen uns; sondern ihm jetzt frey vor Gott alle Schenzelwort, [Spottreden] Lügen, Verwerfen und Bannen verziehen haben, und ihn mit keinem Schelten und Schmähen beladen: er soll dasselbe frey voraushaben; wiewohl er uns nicht allein nicht für Christen, sondern auch nicht für Menschen hält. Aber hierbey kann niemand sagen, so wir genöthigt werden zu reden: „Luther thut uns Gewalt! Er redet die Unwahrheit, er redet wider sich selbst, er fälscht die Schrift oder sich selbst!“ daß wir mit dergleichen Worten ihn lästern, so wir das öffentlich an den Tag bringen; denn ohne solche Worte kann niemand eine Sache wider seinen Widersä-

cher ausführen. Deßgleichen ein frutig Scherzwort, da wo es sich ziemt, als so ich spreche: „Luther thut gleich als die schwachen Fechter; so sie überwunden werden, sagen sie, der Widersächer könne es nicht; oder: „Der Ueberwundene sucht einen Hader!“ u. dgl. hoffen wir ja auch, daß uns die niemand verargen werde, denn ein großer Unterschied inter jocos, risus, et maledicta, zwischen Scherzen und Schmähen ist. Wir wollen darum nicht spötteln; es gilt Ernst. Aber doch wollen wir uns höllischer, wüthender, zänkischer, unmenschlicher Worte enthalten, und ganz fröhlich und freundlich den Handel also mit Gott vollstrecken.“

(No. 33. S. 9. 10.)

Da du, lieber Luther! sprichst, „der Teufel habe uns besessen; wir haben wohl gelesen, Christus sey für uns gestorben, aber im Herzen empfinden wir's nicht,“ sagen wir nichts Böser's dazu, als: Warum urtheilst du eines andern Herrn Eigenmann [Knecht]? Röm. 14. Sagen wir dir die Summe wie wir glauben und was wir lehren, so sprichst du entweder, wir haben's von dir gelernt; und ist doch wunderbar dabey, haben wir's von dir gelernt, daß du deine eigene Lehre nicht erkennen willst: Oder du sprichst, wir glauben das nicht, was wir bekennen. Was sollen wir nun dabey thun? Nichts anders, als fröhlich tragen und dem rechten Richter empfehlen.“

(No. 31. S. 30. 31.)

§. 18.

Dabey gibt er die Hoffnung und Bitte nicht auf, doch zu friedlicher Einigkeit mit Luthern zu gelangen.

„Wir sind Ein Leib, Christus das Haupt, Luther das eine Auge. Ferne sey es, daß er dem Ohre mißgönne, daß es das Ohr sey!“

(No. 30. S. 148.)

„Doch so erkennen wir, daß gemeinlich die allerhöchsten Ingenien in etwas dergleichen zänkische Eigenrichtigkeit gefallen sind. Wie hatte Cicero Sallustium über die Massen angegriffen! Hieronimus Augustinum rauh genug angeschnarcht, und, was wir nimmermehr vergessen sollen, Paulus Barnabam (Akt. 18.) von Johannes Markus wegen. Da wahrlich das edelste Geschirr und Werkzeug Gottes, Paulus, Unrecht hatte. Denn warum sollte Markus nicht wieder mit ihnen gezogen seyn im Geschäft des Evangelii, so er sich doch dessen nie verläugnet hatte, ob er gleich aus Pamphilien von ihnen gezogen war nach Jerusalem. Hier war Barnabas, gar ein unerfochtener [unbesiegter] ernsthafter doch auch milder, züchtiger Christ und Apostel, recht daran, und Paulus unrecht. Dennoch wiewohl sie so zwieträchtig waren, daß sie von einander zogen, so wurden sie doch wiederum Eins. Denn Paulus verantwortete ihn gar ehrenvoll, 1. Cor. 9, welches er lange nach ihrer Zwietracht geschrieben. So dem nun also, so ist unsere demüthige Bitte an Luthern, bey dem Geist, in dem wir alle leben, in dem er das Evangelium geprediget hat, wie wir glauben, bey demselben Geist, in welchem auch wir am jüngsten Tag wollen erfunden werden, gepredigt zu haben: er wolle gedenken, daß er nicht über die Irrung (erhaben) sey, so auch Paulus in der Hitze zu viel räß [scharf] war, der doch mit Lehre und Heiligkeit alle Apostel entweder vergleicht [gleichkommt] oder übertrifft. Wir kennen das mannliche ritterliche Herfürstehen, das Luther gethan hat wider das Pabstthum, da es niemand wagen durfte. Wir kennen aber dabey, daß auch er, ob Gott will, erkennt, daß seine Lehre und Wissen in ziemendem Maaß besteht; und er wolle sich in Acht nehmen, daß ihn der Teufel nicht mit Hochmuth verführe. Gott hat ihm des Geistes der Kraft genug gegeben; er wende nur die Kraft auf seine Ehre an, so werden wir gewiß in allen Stücken Eins. Das verleihe uns der wahre Gott! Amen."

(No. 33. Bl. 185.)

§. 19.

Ihm ist auch das Verbot gegnerischer Schriften wie eine neue verderbliche Tyranney; dagegen freyer Lauf aller Schriften für und wider das Zuträglichste für die Kirche.

„Sag' an, welche dünken dich die argwöhnigere [verdächtigere] Sache zu haben? Die, die ihrer Widersächer Schriften freylassen ohne alle Gewalt vor ihre Kirchen kommen, und widerfechten dieselben stattlich vor der Kirche? Oder, die wider ihre Widersächer vor ihren Einfältigen bellen, und öffentlich wider sie schreiben, auch ihren Schaafen ihre Schriften zu lesen empfehlen, auch sie in ihren Schriften oft anlügen; und so sich die Widersächer entschuldigen oder erläutern, schreyen: Man soll sie nicht hören! Es ist schädlichere Ketzerey nie auferstanden! ꝛc.?"

Siehe auch zu, welche sich vom Gotteswort und seiner Kirche söndern? Ihr oder wir? **Wir** lassen euere des Pabsts und aller Antichristen Schriften frey lesen, und legen mit dem Schwert des Gottesworts die Irrthümer nieder: so wollet **ihr's** mit Verbot ausrichten. Das thust du, **Strauß**, und andere mehr; ihr führet eine neue Gewalt und Tyranney ein. Denn du willst gesehen seyn, als habest du bey den christlichen durchlauchtigsten Fürsten zu Baden darob gehalten, daß unsere Schriften verbannt worden seyen. Da erfordere ich dich, daß du mir Schrift oder bewährten Geist darum anzeigest, daß dir solches zieme. Was hat der Pabst anders gethan, als geboten: „Rühr das nicht an! Lies das nicht! Das ist ketzerisch!" So nun ihr jetzt gleicher Weise die Wahrheit, die ihr inwendig wohl sehet, aber äußerlich euch schämet zu bekennen, darum daß ihr euch dawider zu viel vertieft habet, euern Kirchen verwehret, was seyd ihr anders als neue Päbste, die der Kirche ihr Urtheil nehmen, und die frommen Herren, gleichwie auch der Pabst gethan, bewegen euern Irrthum zu beschirmen? Das heißt von Gottes Wort abtreten und Sön-

derungen und Zwiespalt machen. Herwiederum aber ist das der einige Weg der Einigkeit, da man der Kirche frey läßt fürkommen was für und wider eine Meinung herfürgebracht wird, und demnach die Kirche frey läßt urtheilen. Denn Gott ist nicht ein Gott des Zwiespalts, sondern der Einigkeit; der wird die Seinen, die in seinem Geist versammelt sind, nicht lassen irren; und wird demnach Fried, Ruhm und Einigkeit unter allen Kirchen. Wo aber ein Herr, Stadt, Volk oder Gemeinde die eine Lehr Gottes Wortes frey läßt gehen, und die andere nicht, so muß je Zwietracht werden."

No. 29. S. 35. 21. 22.)

§. 20.

Das kirchliche und sittliche Verderben seiner Zeit trieb ihn an, wider das Pabstthum aufzutreten, nicht Haß und Leidenschaft, die er höchlich mißbilligte.

„Jedermann weiß, daß das Leben der Christen durch die allmählig eingetretene Verschlimmerung von jener ächten evangelischen Lehre Christi so weit abgewichen ist, daß jeder gestehen muß, es sey eine allgemeine und bedeutende Erneuerung der Gesetze und Sitten nothwendig. — Ja, die Welt scheint auch der alten und in scholastische Spitzfündigkeiten nur allzusehr versunkenen Theologie überdrüßig, und nach den Quellen der evangelischen Lehre zu dürsten. Oeffnet man den Zugang nicht, so wird sie wohl mit Gewalt durchbrechen."

(No. 67. a. S. 4. 6.)

„Da wir nun bey uns selbst gestehen müssen, die ganze Welt sey so verdorben, lasterhaft und schamlos, daß sie einer Zurechtweisung durchaus bedürfe, und wir zugleich wissen, daß der himmlische Vater eine stete Sorge für uns trägt, uns beständig warnt oder straft, und wir zugleich sehen, daß er sein Wort gesendet hat, um jenen alten Schaden zu heilen, und

uns dem Untergange zu entreißen; wer sollte nicht bey der Stimme des Herrn sein Haupt emporheben? Wer nicht erkennen, daß der Tag des Herrn vorhanden sey? Nicht jener letzte, an welchem der Herr die ganze Welt richten wird; sondern der Tag, wo er den gegenwärtigen Zustand der Dinge verbessern will. Er hat sein Evangelium, welches zu unserm Schaden so lange verborgen war, obgleich die Urkunden desselben immer in unsern Händen waren, endlich wieder hervor ans Licht gebracht, um uns von den Befleckungen des Lasters zu reinigen. — Da nun auch ich sah, daß alle Welt ungerechter Kriege und gräulichen Blutvergießens voll, alles durch Raub, Schmach, Diebstahl, Mord befleckt und unsicher sey; so habe auch ich die Hand an den Pflug gelegt, und meine Stimme so erhoben, daß selbst das geitzige Rom und der Götze, welcher daselbst verehrt wird, (so sehr er auch dickes Fleisch ist) es vernehmen mußte."

(No. 3. Zueignung S. 9 — 11.)

„Es sind solche, die allein aus Neid und Haß des Pabstthums dem Evangelium Gehör geben. Wo aber Neid und Haß ist, da ist auch der Fels des alten Adams, und so Haß Zank gebiert, erlernen sie wenig anders als streng wider das Pabstthum reden und dessen Gleichsnerey ausbreiten [enthüllen]; und sind aber sie in andere Wege noch sehr zu schelten, daß sie an ihnen selbst nicht anheben zu arznen. Nicht daß hierin dem Pabstthum zu kurz geschehe, sondern daß ich denen verbunne [ernsten Tadel ertheile], daß sie dem göttlichen Worte nicht aus anderm Grunde gehellen [Beyfall geben], als aus Haß des Pabstes. Wollte lieber, daß sie aus Liebe Gottes dem Antichristen widerstühnden, und aus Liebe des Nächsten unterstühnden von seinen Beschwerden zu entschütten, als aus Haß. Es nimmt nicht gutes End, wo man aus den blinden Anfechtungen streitet, und ob man gleich wider die Welt streitet. — Ich will hiermit nichts anders, denn

daß man dem Pabstthum nicht aus Haß, sondern aus Liebe Gottes und des Nächsten die Kraft nehme."

(No. 46. S. 9. 11.)

§. 21.

Er schritt auch nicht eigenmächtig zur freyen Verkündigung des Evangeliums, sondern erst nachdem die Häupter der Kirche es nicht selbst hatten thun wollen.

„Durch mich ist kein Irrthum nie erwachsen, noch gepflanzt, wiewohl ich dessen von meinen Mißgönnern sehr gescholten werde; mag aber bey denselben meine Unschuld nicht herfürkommen, wird sie doch in dem Handel am letzten Tag vor der ganzen Welt ersehen werden. Ich will öffentlich an den Tag bringen mit Leuten, die noch leben, daß ich, vor und ehe Zwietracht entstanden ist, mit vornehmen Cardinälen, Bischöfen und Prälaten geredet und gehandelt habe von den Irrthümern der Lehre, und gewarnt, daß man die Mißbräuche anhebe abzunehmen, oder aber sie werden mit großer Unruhe selbst umfallen. Mit Herrn Cardinal von Sitten hab ich vor acht Jahren (1517.) zu Einsiedeln und demnach zu Zürich oft mit hellen Worten bezeuget, daß das ganze Pabstthum einen schlechten Grund habe, und das allweg mit gewaltiger heiliger Schrift. Und hat sich genannter Cardinal oft mit Worten gegen mir aufgethan solcher Gestalt: „Hülfe mir Gott wider zum Bret, (denn er dazumal in Ungnad des Pabstes war) ich wollte daran seyn, daß der Uebermuth und Trug, so der römische Bischof braucht, an den Tag käme und gebessert würde." Hat auch demnach oft Rede mit mir von der Lehr und heiliger Schrift wegen gehalten; doch alle auf den Schrot, daß er den Irrthum erkannte und ihm nicht gefiele ꝛc. Wie er aber demnach sich gehalten habe, ist hier nicht noth zu erzählen. Hugo (von Landenberg), Bischof zu

Constanz, hat mir durch seinen Vikarium Johannes Faber selbst zuschreiben lassen im 1519. Jahr, da der Barfüsser Mönch Samson den Ablaß bey uns wollte feil haben; nachdem er, der Bischof, vernommen hatte, ich predigte streng wider des Papstes Ablaß, und hat mich darin gestärkt, er wolle mir mit aller Treu beystehen. Es sey denn daß seines genannten Vikarius eigene Handschrift falsch und hinter ihm ausgegangen sey, die ich noch heutzutage habe. Wie sollte ich ihm da gethan haben? Sollte ich nicht einem Bischof von Constanz Gehör geben, dessen Vikarius mir schrieb, ob ich gleich vorhin nicht Willens gewesen wäre wider den verführerischen Ablaß zu streiten? Demnach habe ich an genannten Bischof zu Constanz demüthige und gehorsame Schriften lassen gehen heimlich und öffentlich, darin ich ihm allweg angezeigt habe, er solle sich in Gehellung des Evangelii schicken [demselben beypflichten], denn es werde schlechterdings herfürkommen; und solle allem Landenbergischen Geschlecht und Stamm die Ehr anthun, daß er ohne Widerspan der erste Bischof seyn wolle, der das Evangelium frey predigen lasse. Aber nicht weiß ich, wie sich das Wetter geändert hat, die mich vormals hetzten, die haben mir dennoch keine Antwort nie, weder mündlich noch schriftlich, gegeben, ausgenommen was sie ins gemein gethan haben; das aber war dem vorigen ungleich, indem der Vikar mundlich und schriftlich mich verstehen ließ, der Bischof möchte den Ueberdrang des Pabstes nicht erleiden 2c. Antonius Puccius hat zum viertenmal Rede mit mir zu Zürich gehalten mit großen Verheißungen, dem ich öffentlich heraus gesagt habe was drauf und dran sey, und wie ich die Lehre des Evangelii führen werde mit Gottes Hülfe, und werde das Pabstthum damit schwächen 2c. hat alles nichts geholfen. Nun siehe, ob ich nicht zeitlich genug gewarnt habe? War ich so unrecht daran, warum wiesen sie mich nicht zurechte? — dieß hab ich der Länge nach müssen erzeigen, damit alle Christen sehen, daß ich in Winkeln oder

diebisch nie etwas habe fürgenommen, sondern allweg zeitlich genug gewarnt und allen Menschen Antwort gegeben. So ich nun den Häuptern die Irrthümer habe angezeigt, und dabey geöffnet, wie ich das Evangelium ungespart mit Gottes Hülfe führen wolle, so soll ich je unter die so Irrthum machen, nicht gezählt werden."

No. 2. S. 12 — 15.)

§. 22.

Wie Zwingli dahin kam, sich einzig an das Evangelium zu halten, und alles nach demselben zu prüfen.

„Folgende Ueberlegungen habe ich bey mir selbst so lange angestellt, bis der göttliche Geist das bekräftigte, was er in mir gewirkt hat: Wir sehen, daß das Menschengeschlecht sein ganzes Leben hindurch nach künftiger Seligkeit ängstlich bemüht ist, nicht sowohl aus Naturtrieb als aus Lebenstriebe, welche Gott unser Schöpfer schon bey der Erschaffung uns eingehaucht hat; und doch ist es nicht jedem klar, auf welchem Wege man sie finden könne. Denn wendet man sich zu den Philosophen, so weichen sie über diesen Gegenstand so sehr von einander ab, daß man ihrer überdrüßig wird. Wendet man sich aber zu den Christen, so stößt man bey manchen aus ihnen auf noch mehr Verwirrung und Irrthümer als bey den Heiden; die einen streben nach ihr auf dem Wege menschlicher Ueberlieferung und durch die Elemente dieser Welt d. i. durch ihre und menschliche Meinungen; Andere, indem sie sich einzig auf Gottes Gnade und Verheißungen verlassen; beyde Theile aber dringen mit höchstem Eifer darauf, daß die Trostsuchenden ihre Meinung annehmen. Auf diesem Scheideweg nun, wohin soll ich mich wenden? Ist die Antwort: „Zu den Menschen;" so frage ich weiter: Zu welchen? Zu denen, die beym Entstehen des Christenthums für Weise gehalten wurden? Oder zu denen, die kurz vor unserm Zeitalter

mehr Thorheit als Weisheit an den Tag legten? Man wird zugeben: Zu den Alten, denen man sowohl des Alterthums, als ihres frommen Wandels wegen den Vorzug gibt. Sagt man dann aber ferner: „Aber auch bey diesen findet sich manches, was den Evangelischen und Apostolischen Büchern fremd ist, oder gar widerspricht. Mit wem sollen wir's nun halten?“ So wird jeder, der nicht Thor oder Thier ist, antworten: Mit dem was Gottes Geist selbst gelehrt hat; denn was von menschlicher Weisheit kommt, kann, wie glänzend es auch aufgestutzt sey, täuschen; Göttliches aber nie. Dieß ist der Glaube, dessen man bedarf. Wo er fehlt, da wird man schmachten, ermatten, fallen. Indem ich dieß beständig überlege, und Gott bitte, daß er mir in dieser Ungewißheit den Ausgang zeige, spricht er zu mir: Thor! warum denkst du nicht: „Das Wort des Herrn bleibt in Ewigkeit!“ und hältst dich an diese Wahrheit? Und: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.“ Menschliches vergeht, Göttliches ist unveränderlich. Und: „Vergebens ehren sie mich, die Gebote und Vorschriften der Menschen lehren!“ Als ob Gott sich nach unsern Meinungen richten würde, und was uns auf den ersten Anblick schön, edel, ja sogar heilig scheint, sofort auch ihm gefallen müßte, und es nicht vielmehr unsere Pflicht wäre, mit ganzem Herzen stets an ihm zu hangen und nicht an unsern Meinungen oder Erfindungen.“

„Darum setzte ich nun alles bey Seite, und kam endlich dahin, daß ich mich auf kein Ding, auf kein Wort so fest verließ, wie auf das, was aus dem Munde des Herrn kam. Und da die armen Sterblichen sich selbst und Gottes so vergaßen, daß sie sich erkühnten das Ihrige für Göttliches auszugeben; ja, da ich nicht Wenige sah, die alles Ernstes von den Einfältigen forderten, sie sollten ihre Gebote den göttlichen vorziehen, auch wenn sie von diesen abwichen, oder gar im Widerspruche damit waren; so fing ich an bey mir selbst

zu überlegen, ob sich nicht durch irgend ein Mittel erkennen lasse, ob Menschliches oder Göttliches den Vorzug verdiene? Da fiel mir die Stelle bey: „Alles wird im Lichte klar!“ in dem Lichte nämlich, welches spricht: „Ich bin das Licht der Welt, das jeden Menschen, der in diese Welt kommt, erleuchtet;“ und wiederum die: „Glaubet nicht jedem Geiste, sondern prüfet die Geister, ob sie aus Gott seyen!“ Indem ich den Prüfstein suche, finde ich keinen andern, als den Stein des Anstoßes und den Felsen des Aergernisses für alle, die, nach Art der Pharisäer, Gottes Gebot um ihrer Satzung willen aufheben. So fing ich denn an, jegliche Lehre an diesen Prüfstein zu halten. Sah ich, daß der Stein dieselbe Farbe wieder gab (als probhältig), oder vielmehr, daß die Lehre die Klarheit des Steins ertragen konnte, so nahm ich sie an; wo nicht, so verwarf ich sie. Zuletzt brachte ich's dahin, daß ich auf's erste Berühren sogleich wahrnahm, wo etwas falsch und beygemischt war; und nun konnten mich keine Gewalt und keine Drohungen dahin bringen, daß ich Menschlichem, so sehr es sich auch blähete und herrlich scheinen wollte, gleichen Glauben geschenkt hätte, wie dem Göttlichen. Ja, wenn mir jemand seine vom Göttlichen abweichende oder gar demselben widersprechende Meinung gebieterisch aufdringen wollte, so entgegnete ich ihm mit dem Apostolischen: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen!“ So daß nun die, welche ihre eigene Meinung hoch, die Sache Christi aber nichts oder wenig schätzen, auf's schlimmste von mir denken. Dieß ist mir aber das sicherste Merkmal, so gefalle es Gott, und mir sey es heilsam. Denn nie wird Gottes Name mehr verherrlicht, als wenn unser Name von den Menschen gelästert wird; und geht der Leib zu Grunde, so wird Er die Seele mit ewigem Leben begaben. Matth. 5.“

(No. 46. S. 6 — 8.)

§. 23.

Seine weise Schonung bey Bestreitung der Irrthümer.

„Ich weiß wohl, daß viele Menschen mich darum, wiewohl unbillig, hassen, daß sie reden, ich sey böser denn alle die zu dieser Zeit schreiben; denn die alle haben z. B. noch etwas zugegeben der Heiligen Fürbitte, und ich hab' es zum Ersten dürfen verwerfen. Nun haltet still und höret meine That und Glauben! Ich bin nie der Meinung gewesen, daß ich den weidlichen Helden, die um Gottes willen diese Welt überstritten haben, ihre Ehre wollte mindern. Und so ich in der Schrift keine Kundschaft finde, daß man sie solle anbeten, oder daß sie dort für uns bitten, so habe ich nicht mögen dulden, daß die Hoffnungen der Menschen an sie gelassen würden. Und habe es doch also zur Hand genommen: Ich habe nicht gethan, wie jetzt etliche thun; die so sie anheben zu predigen, ziehen sie zum Ersten die Fürbitte der Heiligen herfür, und so man ihnen wehren will, sprechen sie: „Haben nicht die Boten [Apostel] auch zum Ersten angezeigt, daß die Abgötter nicht Götter, sondern Götzen wären? Also, seit ich befinde, daß man sich auf der Heiligen Fürbitte verläßt, das aber keinen Grund hat, soll man nicht das zum Ersten anzeigen?" Antworte ich: Nein. Sondern ich hab es also zu Handen genommen: Ich habe das wahre Heil, Christum Jesum, eigentlich angezeigt, und steif gelehrt, wie sie sich zu ihm sollen alles Guten versehen, zu ihm laufen um alle Nothdurft; denn, habe er den Tod für uns erlitten, dieweil wir noch seine Feinde waren, wie möchte er einen Unwillen ab uns haben, so wir jetzt in ihn glauben? Ich habe also damit die freundliche Gnade Gottes den Menschen beliebt, und das gewiß angezeigt, und wohl gewußt, daß Gott mit seinem Wort wirken werde; habe auch den Einfältigen also nachgegeben, also daß ich oft gesprochen habe, so sie läß-

licher stritten: „Wohlan, wollet ihr durchaus euer Anliegen den Seligen klagen, so will ich das meinige allein Gott klagen. Lasset sehen, welcher fährt den gewissern Weg?“ Und habe sie also mit Milch erzogen, bis daß ihrer Etliche, die zuvor stark wider mich waren, darnach stark allein Gott anhingen; denn sie waren inne worden, wie süß der Herr ist, und daß ein jeglicher, dem er wohl bekannt wird, mit den Jüngern spricht, Joh. 6. „Herr, zu wem sollt' ich gehen? Du haltest das Wort des Lebens.“ Ich habe auch vor vier Jahren (1519.) etwas nachgelassen, daß sie die geheißenen Gebetlein möchten beten, bis daß Gott sie heller erleuchte; doch das Paternoster nicht wollen gestatten, daß es jemand anders würde zugesprochen denn dem einigen Gott, oder es wäre Abgötterey. Denn wie könnte einer zu St. Gertrud sprechen: Vater unser? Also ist gefolgt, daß der Mehrtheil durch das Wort Gottes dahin gekommen ist, daß sie alle ihre Zuversicht allein zu Gott durch Christum haben angehebt zu haben. Der ist ihnen so heimlich und freundlich durch das Evangelium worden, daß sie alle Gebetlein und Zuversicht haben lassen fallen, denn sie haben die Süßigkeit des alten Weins empfunden, und haben den neuen nicht mehr wollen trinken. Also rathe ich noch heut zu Tage denen so das Gottes-Wort verkünden, daß sie das Heil eigentlich predigen aus dem klaren eigentlichen Wort Gottes, so wird der Trost in den einigen Gott wohl wachsen, es wird auch der Betrug der falschen Hoffnung wohl hinfallen. Und wiewohl das menschliche Herz all seine Zuversicht allein zu Gott haben soll, mag ich doch eher erleiden, daß, so der Mensch verweiset [irre geführt] ist, ihm etwas werde nachgelassen, als daß die Lehre Christi verjagt werde. Denn leider! Etliche der Wahrheit noch so unwissend sind, daß sie die Lehre Christi verwerfen, so bald man ihnen ihre Patronen will abschlagen.“

(No. 1. Art. 20. S. 197 — 199. vgl. No. 48. S. 73.)

§. 24.

Seine zarte Vorsicht in allmähliger Enthüllung der Wahrheit.

„Vor zwey Jahren (1523) schrieb ich, in der Auslegung des achtzehnten Artickels der Schlußreden, vom Nachtmahl mehr was den damaligen Zeitumständen, als was der Sache angemessen war. Denn auch Christus lobt ungemein den treuen Haushalter seines Wortes, welcher dem Gesinde seines Herrn die Speise zu rechter Zeit darreicht. Matth. 24. Darum nahm ich mir vor, für und für das Wort so auszutheilen, daß der Herr die größtmögliche Frucht daraus gewinne. Wer würde nicht einen Knecht wegjagen, der in den Winterstürmen das Erdreich pflügen und es besäen wollte? Der Frühling ist die Zeit hiefür. Eben so gab ich in jener Zeit viel der Schwachheit derer zu, für die ich geschrieben hatte; alles jedoch zur Erbauung, und was ich hervorgab oder was ich noch zurückhielt, das geschah nach Christi Beyspiel. Auch er sprach, nachdem er das Abendmahl eingesetzt, er hätte noch vieles seinen Schülern zu sagen, aber noch vermöchten sie es nicht zu fassen; er glaubt es daher zurückhalten zu müssen bis zur Ankunft des heiligen Geistes. Wenn du also hier, lieber Leser! einiges antriffst, was du in meinen frühern Schriften nicht gesehen, oder wenn du hier einiges deutlicher als anderswo, einiges auch wohl anders gesagt findest, so wundere dich nicht darüber! Ich wollte nicht zur Unzeit Speise geben, noch Perlen den Schweinen vorlegen; und wenn ich's damals auch ohne alle Gefahr hätte thun können, so wollte ich's doch nicht thun, weil noch niemand es verstanden hätte. Ich verbessere also was ich dort gesagt habe, in der Meinung, daß das, was ich hier im 42sten Jahr meines Alters gebe, den Vorzug verdiene vor dem, was ich im vierzigsten gegeben hatte, wo ich, wie schon gesagt, mehr zeit- als sachgemäß schrieb, nach der Vorschrift des Herrn selbst, um

auf diese Weise aufzubauen, damit nicht gleich Anfangs Hunde und Schweine mich zerreißen. Ich bezeuge es auch bey Gott, daß ich einzig zu seiner Ehre schon einige Jahre diese Sache mit vielen Gelehrten im Stillen besprach, darum weil ich nichts unbesonnen und vorschnell unter das Volk werfen wollte, was große Unruhe erregen konnte. Aber je mehrere ich darüber zu Rathe zog, desto mehrere fand ich, die dieser meiner Ansicht beytraten."

(No. 3. S. 221. 222. 290.)

§. 25.

Seine gewissenhafte Treue, bey entstandenen Religionsstreitigkeiten die christliche Wahrheit unumwunden vorzutragen.

„Es ist in vergangnen Jahren geschehen, daß ich ohne alle Gefährde und unwissend mit etlichen züchtigen Freunden an ein Ort gekommen bin, da denn, nicht zur Wollust des Leibs, nicht zur Ersättigung des Bauchs, sondern allein zu einer Anzeige christlicher Freyheit ein wenig Fleisch gegessen ward, womit man Gott den Allmächtigen hochgelobt und gepriesen hat, daß er uns aus dieser babylonischen Gefängniß Päbstlicher Stricke erlediget und ausgeführt hätte. (Wiewohl ich desselbigen Fleisches nicht versucht, ob es mir schon fürgelegt war zu essen.) Welche Sache aber einen andern Weg, als sie gemeint, ausgeschlagen. Denn ein Theil hat sich übel daran verböset [geärgert], und das aus guter, einfältiger Meinung. Der andere Theil, nicht aus Liebe Gottes noch seiner Gebote (wie zu besorgen ist), sondern damit sie möchten niederlegen was den gemeinen Menschen lehrt, und verhüthet, daß man nicht beystimme ihren Anschlägen, haben gethan, als ob sie verletzt seyen oder verböset, nur daß sie die Unruhe mehrten. Der dritte Theil der Gleißner, eines falschen Geistes, hat auch dergleichen gethan und heimlich zuge-

schürt, daß der Gewalt solches nicht wollte noch sollte lassen liegen, es würde die Fasten abtilgen; gleich als ob sie nimmer fasten könnten, wenn der nothdürftige Arbeiter, der in dieser Zeit des Lenzes am schwersten die Bürde und Hitze des Tages tragen muß, zur Erhaltung des Leibes und der Arbeit solche Speise äße. Ja, diese alle haben die Sache also beschwert und verübelt, daß ein ehrsamer Rath unsrer Stadt genöthigt worden ist darin zu handeln. Und als nun die vorberührten Evangelischgelehrten merkten, daß sie wollten gestraft werden, war ihre Meinung sich mit der Schrift zu beschirmen, welche aber sich nicht ein Jeglicher des Raths hat wollen unterfangen zu verstehen, dieselbe zu verwerfen oder zu halten. Was sollte ich thun, ich, dem das Aufsehen [Sorge] der Seelen und Evangelium aufgetragen war, anders als die Schrift eigentlich ersuchen, und die als ein Licht in dieses finstere Irrsal tragen, damit niemand, der aus Unwissenheit oder Unerkenntniß den Andern verletzt oder angegriffen, möchte in große Reue fallen, nämlich so die Eßenden nicht Muthwiller oder Possenreißer, sondern ehrsame Leute und guter Conscienz waren. Deßhalb mir gar übel angestanden, daß ich, als ein unfrutiger [träger] Hirt, und der nur den Nutzen ansieht, ließe umkommen die Schaafe, so meiner Treu empfohlen sind, daß ich die Blöden nicht stärkte und die Starken behüthete. Ich habe also eine Predigt gethan von Erkiesen oder Unterschied der Speisen, in der nichts denn das heilige Evangelium herfürgezogen war und der Apostel Lehre, welches den größten Theil treffenlich erfreut und frey gemacht."

„Paulus spricht, Röm. 14. „Den der im Glauben blöd ist, berichtet; nicht führet ihn zu mehrerer Sorge und Zweifel." Und Christus spricht zu den Pharisäern, Matth. 23. „Wehe ihnen, daß sie das Reich Gottes den Menschen verschließen, und sie nicht hineingehen, noch andere Leute hineingehen lassen." Aus Grund dieser Worte Christi und Pauli

will ich mich hier entschuldigt haben des Zumessens, das mir durch etliche Gleichsner geschehen, daß ich von der Freyheit der Speisen gepredigt habe, da sie gemeint, ich sollte es nicht gethan haben. Warum das? Sollte ich denen, die sich der Schrift hielten, die ich selbst gepredigt hatte, ihren Schirm aus den Händen reißen, und die Schrift widerrufen und heißen lügen, und den Schlüssel der Weisheit Gottes (wie Christus spricht, Luk. 11.) in den Händen haben und nicht aufthun den Unwissenden, sondern auch den Wissenden vor ihren Augen zuschließen? Betriege dich nicht, daß du mich dessen beredest, du üppiger Gleichsner! Ich will viel lieber Sorg haben meiner Seele, die ich sonst genug mit Fehltritten beladen, und sie nicht erst mit Verschweigen der Wahrheit gar ermörden."

(No. 48. S. 113. No. 37. S. 3. 4. 39. 40.)

§. 26.

Seine Sorgfalt dabey, alle übereilten Schritte seiner Zuhörer zu verhüthen.

„Ganz anders handelte ich und werde ferner unverrückt handeln, als dessen man mich verdächtiget. Da, um ein Beyspiel anzuführen, die mir Anvertrauten hörten, wie der Bann von Christo verordnet worden, Matth. 18. nämlich mittelst der Worte: „Wenn dein Bruder wider dich sündigt rc.;" so machten sie alsobald mit mir den Schluß: Wenn also jemand nicht sündigt, so kann man ihn nicht in den Bann thun; denn ein Gesetz darf nicht anders als nach dem Sinne des Gesetzgebers verstanden werden. Hätte ich da nicht auf's dringendste gebeten, sich keinen übereilten Schritt zu erlauben, so härten sie schon damals die Fesseln des Bannes abgeworfen. Ich rede nämlich von dem Banne, in welchen man um jegliche Art von Geldschulden gethan wird. Dieß Eine Beyspiel mag klar zeigen, ob ich mit Recht ein Friedens-

oder aber ein Zwietrachtstifter heiße; ich, der ich vermittelst frommer Bitten allein, sich einer Ordnung zu fügen, an die sie, wie sie wußten, kein göttliches Gesetz band, meine Anvertrauten bewog; sie, die ohne alle Gefahr ihres Gewissens sich hätten davon losmachen können, theils weil sie sich fest auf das göttliche Wort verlassen, theils weil sie, auf die Freyheit ihres Vaterlandes gestützt, sich nicht vor jeglichem Winde fürchten. Ja, zu hundert Malen schon habe ich öffentlich gesagt: Ich beschwöre euch bey Jesu Christo und bey unserm gemeinschaftlichen Glauben, daß ihr nicht voreilig irgend eine Aenderung vornehmet, sondern, wenn auch durch nichts anders, schon allein durch die Geduld, womit ihr um der Schwachen willen auch das ertraget, was man nach dem Gesetze Christi nicht tragen muß, jedermann beweiset, daß ihr Christen seyd."

(No. 46. S. 50. 51.)

§. 27.

Seine Mäßigung und Milde gegen die Sektirer.

„Ich will sie (die Wiedertäufer) nicht schänzeln [anschwärzen], wie sie aber mir thun und auf mich sagen, was sich mit keiner Wahrheit erfindet: „Ich habe ihnen die Brände geschürt, daß man ihnen Stadt und Land verschließe." Und habe aber ich öffentlich in ihrem Beyseyn vor Rath gebeten, man sollte sie nichts entgelten lassen; und heimlich zu besondern Leuten [Privatpersonen] geredet, es sey besser, man lasse sie im Land, als sie verschicken, wir seyen doch allweg sieghaft gewesen, mir graue nicht vor einem Feinde, von dem ich vorhin wisse, daß er überwunden werde. Das ist der Schade, den ich ihnen zugefügt habe, und große Erbärmde in allem Uebeln mit ihnen gehabt, und so oft freundlich gebeten, sie wollen von ihrer verkehrten Weise abstehen; deß sie alles nicht

läugnen können. Sehe jetzt ein Jeder, welche christlicher gegen die Andern gehandelt haben!"

(N°. 12. S. 5. 6.)

„Da du (Faber) redest, ich habe die Wiedertäufer geplagt auf dem Wellenberg [Kerker] mit Marter, darum daß sie meines Glaubens sollten werden: in der Rede ist alles unwahr was du redest, und schmächlich einer frommen Stadt Zürich, als ob solche Dinge durch mich verhandelt werden. Es ist bey uns kein Täufer nie mit Marter angefochten worden, daß er dieses oder jenes glaubte. Es sind vielleicht Einer oder Zwey mit Marter versucht worden, um anderer Dinge willen, in denen sie verdächtig gewesen. Wir haben alle drey (Leutpriester) noch in vergangener Woche in Doktor Balthasar's [Hubmeyer von Waldshut] Sache einen Ehrsamen Rath gebeten."

(N°. 58. S. 33.)

„Als dieser Mensch [Balthasar Hubmeyer] von mir [im Gespräche] war überführt und überwunden worden, schritt er zu neuen Ränken, er verlangte nun mit Leo (Jud), Mykonius und Sebastian (Hofmeister) allein ein Gespräch zu halten; er hoffte nämlich, sie durch seine Schmeichelworte auf seine Meinung herüberzuziehen. Als er aber sah, daß er auch auf diesem Wege seine Absicht nicht erreichte, verlangte er sie von neuem, und kam endlich nach vielen listigen Wendungen dahin, daß er in einen Widerruf willigte. Dazu nöthigte ihn aber der Rath nicht, außer wenn er in der Stadt bleiben wollte. Denn man belegte die, welche nicht vom Wiedertauf lassen wollten, mit keiner härtern Strafe als der Landesverweisung. Nun wird eine Widerrufsformel, nicht nach Vorschrift des Rathes oder Anderer, sondern von ihm selbst eigenhändig aufgesetzt; kaum hatte er sie aber in der Kirche zum Frauenmünster, nachdem meine Predigt geendigt war, vorgelesen, so nahm er auf der Stelle seinen Widerruf vor der

ganzen Versamlung zurück, und brachte vieles wider den Kindertauf, und zu Gunsten des Wiedertaufs vor. Er wird also auf's neue ins Gefängniß geführt. Endlich nach einem Monat oder länger äußert er sich, er wisse gar nichts davon, daß er seinen Widerruf zurückgenommen; hätte er anders geredet als er versprochen, so sey dieß durch den Teufel bewirkt worden, und verfertigt einen neuen Widerruf. Nun laufe ich überall zu den Freunden herum, und bitte, man möchte Gnade gegen diesen Menschen beweisen und ihn vor Rath anhören. Es geschah, und aus Erbärmde beschloß man, daß er, nach seinem Erbieten, einen förmlichen Widerruf ablegen und dann schnell das Gebiet verlassen solle. Auf dieses hin gehe ich, ja, wirklich, ich, zu meinen Amtsbrüdern, Engelhard, Leo und Großmann, und bitte, sie möchten mit mir beym Rathe eine Fürbitte für diesen Mann einlegen; denn wenn er sogleich nach abgelegtem Widerruf fortgewiesen würde, so käme er von Seite unsrer Eidgenossen sowohl als des Kaisers, der seine Auslieferung begehrt hatte, in Lebensgefahr. Der Rath gewährte unsre Bitte, und gestattete ihm, nach dem Widerruf (den aufrichtig abzulegen er sich stellte, wiewohl nichts minder war) wider sein Verdienen sich hier verborgen zu halten, bis er mit Gelegenheit sicher abziehen könnte. Als diese sich fand, ward er durch ein der Sache des Evangeliums sehr ergebenes Mitglied des Rathes so heimlich weggebracht, daß nicht einmahl die Bürger seine Abreise merkten. Siehe, wie redlich wir gegen diesen Mann handelten, und mit welcher Treulosigkeit er es uns vergalt! Denn sobald er nach Constanz kam, verläumdete er uns bey den Dienern des Evangeliums, und rühmte sich seines Sieges des Wiedertaufs halben dergestalt, daß er wohl einige wider uns mag eingenommen haben. Uebrigens ist's kein Wunder, daß dieser Mensch mich so verlästert, denn er sah von Anfang an, daß mir sein Sinn und sein Betragen im höchsten Grade zuwider war."

(N°. 14. S. 9 — 11.)

§. 28.

Seine Uneigennützigkeit und Genügsamkeit.

„Ich bin oft gebeten worden, ich sollte die Pfrund übergeben, so würde ungezweifelt ein Ehrsamer Rath mir zum wenigsten hundert Gulden schöpfen: Wäre mir (so) gar viel mehr worden als sonst, Gott gebe, wie viel mir die verwirrenden Lügner zuschreiben. Zu dem haben mir etliche Bürger große Erbieten gethan. Lieber, sag' mir an, wie sollte ich ihm da thun? Ich sehe wohl, hätte ich die Pfrund hingegeben, daß mein Gutzel [das Betteln um Gaben und Unterhalt] anging; denn ich weiß gar wohl, was die andächtigen Mönchsprädikanten oder Lesemeister ergutzelt [erbettelt] haben. Mir ward auch weit über hundert Gulden von besondern [Privat-] Leuten jährlich zugesagt; und hätten meine Herren mir hundert dazu gegeben, und hätte ich mich sonst in den Gutzel geschickt, wie viel zuträglicher wäre mir der gewesen, weder eine Pfrund! Was wäre aber daraus erwachsen? Daß auch meine Nachfolger gleich den Gutzelweg gegangen wären, wie auch ich gethan hätte, und wäre alle Tapferkeit der Lehre zu einem Schmeicheln verkehrt worden. So nun dem Geiz niemand zu gescheid noch zu stark ist, sowohl als andern Anfechtungen, und Gott uns in viel Weg versucht, hab' ich mich einer einfältigen [einfachen] Chorherrn Pfrund wohl lassen begnügen. — Denn das uns zu Zürich wird zugelegt, wie große Pfrunden wir haben, steht also, daß ich im vergangnen Jahr 1624. nicht hätte mögen zu sechzig Gulden kommen, wo mir nicht Probst und Capitel hätten sechszehn Stück zum Vortheil gegeben; die Andern haben wenig mehr, wenn sie auch mehr haben. Ja, das sind die dreyhundert Gulden, von denen meine lügenhaften Feinde sagen! und so viel Pfrunden habe ich! Wiewohl ich bey dem Gott, der mich erhalt und nährt, rede, daß es mich wohl begnügt. Und wo es mich bedauerte [verdrösse], wäre es allein um der Armen willen, denen ich

so reichlich nicht habe zu helfen, als etwa da ich mehr gehabt habe. Ich wollte auch viel lieber, sofern ich meinem Fleisch folgen sollte, mich aller Pfrunden auf Erden verzichten, nur daß ich nicht predigen müßte. So will's aber diese Zeit nicht erleiden, und das Pfündlein, das mir Gott anvertraut hat."

„So viel zwingen mich die unfriedsamen Prediger zu reden von meinen Dingen wider allen meinen Willen. Meiner Hausfrau Anna Reinhartin halben geben sie allenthalben aus, wie reich sie sey, die doch nicht eines Hallers werth Gut mehr hat denn vierhundert Gulden, ohne ihre Kleinod und Kleider. Von denen hat sie weder Seidengewand noch Ringe nimmermehr getragen, seitdem sie mich genommen hat, sondern wandelt wie andrer gemeiner Handwerksleute Eheweiber. Das Leibding, das ihr ihre Kinder, die Meyer, geben, bedarf sie wohl zu ihrer Unterhaltung; sie ist zu [gegen] vierzig Jahren und fallen sie täglich Kinder an, darum ich auch sie genommen habe. Da plappern sie von dem größten Gut und Kleidung, und weiß aber männiglich, daß sie ihr Unrecht thun. Aber in der Ferne ist gut lügen; es kommt nicht immer der Verlogene dar [dahin]. Ihre Kinder haben Reichthum genug; Gott verleihe ihnen, daß sie den recht brauchen! Aber von dem Gut allem wird ihr nicht ein Haller, ausgenommen ihre Kleider und Kleinode, samt dem Leibding, das ist dreißig Gulden. Ich habe ihr auch verwilliget, daß sie ihre Morgengabe darin lasse verthädingen [begriffen seyn], und nehme mich ihres Gutes nicht um einen Haller an. Paulus hat sich auch oft entschüttet von den aufgetrochnen [auf ihn erdachten] Lügen, denn er empfand, daß dem Evangelio damit ein merklicher Nachtheil erwachse. Also wollte ich auch gern meiner Entschuldigungen entbehren, wenn die Lästerungen nicht zu Nachtheil des Evangelii Christi reichten."

(No. 35. S. 27. 29. 30.)

§. 29.

Sein partheyloser unbestechlicher Friedensflutt.

„Das Amt der ächten Bischöfe d. i. Wächter ist, daß sie ernstlich darauf sehen sollen, daß man friedlich lebe. 1 Tim. 2. Damit will ich mich gern gegen allen Menschen entschuldigt haben, die mich einer oder der andern Parthey zeihen, darum daß ich so ernstlich vom Frieden geprediget habe in der frommen christlichen Stadt Zurich. Ich bezeuge vor Gott und allen Creaturen, daß ich solches aus keiner andern Ursache gethan habe, als weil ich wußte, daß solches meinem Amte zustehe; welches ich alle Tage, die ich Priester bin gewesen, übel gefürchtet habe. Ja, so jung ich auch gewesen bin, so habe ich in meiner Conscienz das Wächteramt mehr gefürchtet, als es mich gefreut hat, weil ich weiß, daß der Schäflein Blut, so aus meiner Unsorge umkommen, von meinen Händen gefordert wird. Hab ich ja aus meinem Amt müssen den Frieden predigen, und als ich gesehen, daß Gott mit seinem Wort gewirkt hat und der Menschen Gemüth zum Frieden geneigt ist, wäre ich ja ein großer Mörder an den frommen Leuten gewesen, wenn ich nicht für und für zu Frieden und christlichem Leben geführt und genöthigt hätte, so ich das Zunehmen des Guten so heiter sah. Daß aber in Mitten dieses meines Fleißes der Aufbruch [Kriegszug] zum Pabst geschehen ist, dessen kann mir kein Mensch mit der Wahrheit Schuld geben; denn ich zu selbiger Zeit mit den Päbstlern in offene Feindschaft und sie mit mir ausgebrochen waren der Gestalt: Ich hatte vorher drey ganze Jahre das Evangelium Christi mit Ernst gepredigt, daran mich die päbstlichen Cardinäle, Bischof und Legaten, deren die Stadt diese Zeit nie leer war, oft gestäubt [gewehrt] haben mit Freundschaft, mit Bitten, mit Schrecken, mit Verheißen großer Gaben und Pfründen. Denen ich doch gar nicht habe wollen weichen [nachgeben], sondern eine Pension von 50 Gulden, die sie mir

jährlich gaben (ja, sie wollten mir nun 100 geben, aber ich wollte ihrer nicht), die ich im 1517. Jahr ihnen hatte abgesagt, der sie mich dennoch drey Jahre darnach nicht entlassen wollten, die schlug ich im 1520. Jahr mit einer eignen Handschrift ab. (Ich bekenne meine eigne Sünd vor Gott und allen Menschen; denn vor dem Jahr 1516. hing ich etwann noch viel an des Pabstes Obrigkeit, und meinte, es ziemte mir Geld von ihm zu nehmen, wiewohl ich mit hellen Worten den römischen Boten allweg gesagt habe, so sie mich ermahnten, ich sollte nichts predigen, das wider den Pabst wäre: sie sollen gar nicht hoffen, daß ich die Wahrheit um ein Wort unterlassen werde um ihres Geldes willen; darüber mögen sie dasselbe, so es ihnen beliebe, wieder nehmen oder nicht). Als ich nun die Pension abgeschlagen hatte, sahen sie wohl, daß ich gar nichts mit ihnen zu theilen haben wollte, und fuhren zu und verriethen meine Handschrift des Abschlagens und der Quitanz, die beyde in Einem Brief standen, durch einen geistlichen Vater, einen Predigermönch, der Meinung, sie würden mich damit von Zürich bringen. Das hat ihnen dergestalt gefehlt, daß der ehrsam Rath wohl wußte, daß ich mit der Lehre dem Pabst nicht geschont hatte; daran sie wohl erkannten, daß das Geld an mir nichts gewirkt, auch daß ich weder That noch Hülfe zu ihren Anschlägen gethan hatte, und jetzt zum andern Mal die Pension aufgesagt, auch — wie die Lehre der vorigen Zeiten gewesen ist, ich keines Uebertretens weder der Ehr noch des Eides mochte beschuldigt werden. Und hatte mich also der ehegenannte ehrsame Rath unschuldig erkennt. — Das sage ich darum, damit die, die mich im Verdacht haben, ich habe zu demselben Heerzuge ein Auge zugethan und nicht ernstlich gewehrt, sehen, daß ich gar nicht habe irgend etwas gemein haben können mit den Päbstlern; sondern es befindet sich, daß ich so stark gewehrt habe, als ich je einem Kriegen und Aufbrechen gewehrt habe. Es begab sich auch, daß ein weiser großer Rath zu Zürich den

Zug hell abschlug. Da fuhr der Päbstler (du weißt wohl, welchen Fuchs ich meine) zu, und machte die Sache so grausam, wo eine Eidgenoßschaft dem Pabst nicht nach Inhalt der Vereinung hielte, so würden sie vor allen Menschen geschändet u. s. w. und eilte ernstlich mit der Sache, (wie ich denn wahrlich berichtet bin, daß er dieß Wort gegen Etliche geredet hat: „Man muß mit der Sache eilen, ehe der Pfaffe wiederum an der Kanzel wehre“) und bewegte damit einen ehrsamen Rath, (der ihm allweg vormals zugesagt hatte zu halten, ob auch andere Eidgenossen ihm nicht wollten zuziehen) daß er ihm von neuem zusagte, Volk zuschicken. Nachdem aber das Zusagen wiederum geschehen, unterstuhnd ich mich das noch einmal zu wehren, und redete unter andern Worten: Ich wollte, daß man durch die Vereinung ein Loch stäche, und sie dem römischen Legaten auf den Rücken legte heimzutragen.“

„Also mag männiglich merken, hätte ich wollen mit fremder Herren Geld reich werden, so hätte ich dem Pabst seine Pension nicht aufgesagt; es wäre mir, einem Priester, am allerwenigsten spöttlich gewesen, vom Pabst (etwas) zu nehmen. Ich rede aber vor dem Richter aller Menschen, Gott, daß ich sonst von keinem Fürsten noch Herrn keine Pension noch Mieth jemals genommen, noch einigerley Weges verdingt gewesen bin. Und was ich noch heutzutage thue, thue ich allein, weil mich mein Amt solches heißt. Ich sehe auch, daß Wehren hilft; also wäre ich ja ein Mörder an den frommen Menschen, so ich nicht für und für streng wehrte. — Verstehe also dieß mein einfältig Eröffnen des Handels der fremden Herren ein Jeder im Besten! Welches ich mit noch viel größerer Klugheit [Schonung] meines Namens, wo ich den begehrte zu beschönigen, hätte mögen herfürbringen. Denn ich noch in kurzen Tagen päbstliche Briefe und große mündliche Verheißungen gehabt habe; denen ich doch, so Gott will, unbewegt und christlich geantwortet habe, da ich keinen Zweifel habe, ich

wollte so groß werden können als nicht ein Jeder, wenn mir die Armuth Christi nicht lieber wäre als die Pracht der Päbstler."

(No. 1. Art. 37. S. 366 — 371.)

§. 30.

Seine Schärfe in öffentlicher Bestrafung herrschender Laster, bey milder Freundlichkeit im Privatumgange.

„Liebe Brüder! Ihr sollet euch zu mir versehen, daß ich die Arbeit, dazu mich Gott berufen hat, so Gott will, treulich verhandeln will, unangesehen die großen unüberwindlichen Dinge und Menschen dieser Welt, die sich durch das heilsame Wort Gottes nimmer lassen biegen noch demüthigen, gehe mir dabey wie Gott will! Ich weiß wohl, daß Einige meinen, ich solle zahm fahren, sonst möchte mir eine große Widerwärtigkeit zustoßen. Aber ihr sollet wissen, daß der sorglichen Dinge keines ist, das ich vorhin nicht auch bedacht habe. Ich weiß wohl, daß mein einziges Vermögen nichts ist; ich weiß auch eben sowohl, wie stark dagegen die sind, wider die ich mit der Lehre Gottes streite: ich vermag aber alle Dinge (wie auch Paulus redet) in Christo, der mich stärkt. Denn was wäre meine Rede; wie möchte sie jemand auf den Weg Gottes bringen, wo nicht der Geist und die Kraft Gottes alle Dinge wirkten? Und ob ich schon nicht redete, so würde ein Anderer das müssen thun, was mich Gott mahnt zu thun, und würde ich, wie der falsche Sohn, der zum Vater sprach: „Ich will in den Weingarten gehen!" und that es aber nicht, Matth. 21. übel von Gott gestraft werden. Gott will die böse Welt bessern durch sein eigen Wort, wie er zu allen Zeiten je und je gethan hat. Da Sodoma, Ninive, die ganze Welt zu Noahs Zeiten, die Kinder Israels, am bösesten waren, sandte er ihnen Propheten und sein Wort zu; und welche sich besserten,

die blieben; welche sein Wort verachteten, die wurden jämmerlich vertilgt oder gefangen. Sehen wir nicht zu unsern Zeiten, daß die Welt so bös ist in allen Landen und Ständen, daß uns darob grauset? Daß aber das Wort Gottes sich jetzt aufthut mitten in aller Bosheit, sehen wir nicht, daß es der Handel Gottes ist, der sein Geschöpf, so er gekauft und bezahlt hat mit seinem eignen Blut, nicht will so jämmerlich und haufenweise verloren gehen lassen? Setzet jetzt die große Schalkheit [Lasterhaftigkeit] und das wahre Wort Gottes gegen einander, so findet ihr, daß die Schalkheit unangerührt seyn will. Soll nun der, dem das Wort Gottes befohlen ist, weichen, so wird er müssen Rechnung geben für die so verloren werden, darum daß er das Schwert hat gesehen kommen, (wie Jeremias sagt) und hat nicht gewarnt. So er aber dem Pracht dieser Welt widersteht, muß er von der Welt verschupft, [verstoßen] geschändet und verachtet, ja getödtet werden. Welches gefiele euch jetzt? Daß ich schwiege, und das Uebel, dem ich wehren soll, ließe fortgehen, und würde von zeitlicher Ruhe und Namens wegen des Teufels? Weiß ich wohl, ihr werdet sprechen: „Nein! aber strafe mit Maß!" Höret! Dünken euch die jetzigen Laster so klein zu seyn, daß meine Worte zu rauh seyen? Ihr irrtet, wenn ihr dieser Meinung wäret. Sie sind so groß, daß die rauhesten Worte der Propheten und des Zorns Gottes nicht genug beschelten mögen. Darum seyd ruhig! Ich fürchte vielmehr, daß ich zu wenig geredet habe als zu viel."

(No. 10. S. 3. 4.)

„Wahrheit sprechen, heißt gewissen Leuten aufrührerisch sprechen. Sie sagen nämlich, die Krankheit sey zu schwer, als daß sie mit starken Arzneymitteln könne gehoben werden. Die feinen Leute! Sahen sie denn jemals schwere Krankheiten mit leichten Mitteln geheilt? Leichte Krankheiten heilt man mit leichten Mitteln. Wenn nun der Prest des Pabstthums erst

anfinge allmählig überhand nehmen, dann wäre es allerdings angemessen, sich solcher Heilmittel zu bedienen. Aber wo die Krankheit sich bereits aller Glieder bemächtiget hat, muß man da nicht die kräftige Arzney reichen, welche einzig und allein die Gesundheit wieder herstellen kann? Gelinde Arzneyen brächten vielleicht langsamen Tod; die rechten und passenden aber bringen Leben und Gesundheit wieder."

(N°. 3. S. 168. 169.)

„Es ist nicht zu läugnen, ich bin etwa an der Kanzel räß [scharf], so habe ich doch nebenbey niemand von meiner selbst wegen erzürnt. — Ich begebe mich [gestehe], daß ich wider die ungeheuren Laster heftig genug rede, ich finde aber Beyspiel dessen bey Christo, Petro, Paulo, je nach Gestalt der Sachen. Sonst ist meine tägliche Rede nicht lästerhaft oder schalkbar [scheltend], sondern, wie ich mit Schmerzen bekenne, zu viel mild, oder, willst du gern, fröhlich und leichtfertig [aufgeräumt]."

(No. 48. S. 73. No. 58. S. 26.)

§. 13.

Seine bey solchen Strafpredigten gleichwohl stets beobachtete Pastoralklugheit.

„Wiewohl ich anred [geständig] bin, daß ich die Laster, so leider! zu unsern Zeiten allenthalben für und für zunehmen, ernstlich strafe, etwann auch rauh beschelte, voraus das Laster des untreuen Gabennehmens und Hintergehens der gemeinen Regimente, an allen Höfen und Landen sehr gebräuchlich, auch das Laster des Kriegens um Geld untugenlich [unsanft] anrühre, doch nicht mit meinem, sondern mit Gottes Wort: So hab' ich doch meinen Herrren, den Eidgenossen, mit ungebräuchlichen Worten solches nie zugemessen, sondern so ich jemand genannt habe, voraus unsere Eidgenossen, habe ich vä-

terlicher und freundlicher Maßen meine Rede geführt, fast auf solche Gestalt: „Wo unsere Vordern, die so schlechtlich [einfach] und gottesfürchtig gelebt haben, das Leben sähen, das wir jetzt mit köstlicher Pracht führen, so würden sie uns übel schelten und sprechen, wir wären fern von ihren Sitten abgegangen!" oder dergleichen. Ich habe auch etwa erzählt, was Laster man uns zumesse, und treulich ermahnt, daß wir uns so halten, daß man uns die nicht mit der Wahrheit zumessen möge. Wo ich aber von Hauptlastern, Todtschlägen, Verrath, Verkauf geredet, habe ich dazu weder dieses noch jenes Volk benamset, sondern in einer Gemeind [im Allgemeinen] geredet, wie sich einem Hirten ziemt. Denn Christus, unser Erlöser, hat auch also gethan. Er hat die Pharisäer, Schreiber und Gelehrten insgesammt bescholten, Matth. 23. und Luk. 11. wiewohl derer viele waren, die an ihn glaubten, und frey der Laster, die er schalt, als z. B. Nikodemus. Also hab ich mich meiner Herren, der Eidgenossen halben gehalten. Habe ich sie genannt, so habe ich den rauhen Burst nicht aufgerichtet [nicht gescholten], denn mir von Kindheit an zuwider gewesen ist, wo man unserm Vaterlande übel geredet hatte. So ich aber je härtiglich habe wollen strafen, und auf die Laster fürderlicher [schärfer] dringen, habe ich weder Dalmatier noch Engländer benamset, und habe solches in einem steten Brauche. Wiewohl ich dabey nicht mittheilen [zustimmen] will denen die da sagen, man solle an der Kanzel niemand nennen, das hatte Gott nie geboten, aber der Pabst, so bin ich doch nichts desto minder der Meinung, daß man das Wort Gottes mit Frefel nicht verhaßt machen soll. Als ich aber im vergangnen 1522. Jahr in der Fasten von dem Fleischessen gepredigt, hab ich unter andern Worten auch diese geredet: „Es schilt mancher das Fleischessen übel und hält es für eine große Sünde, das doch Gott nicht zu irgend einer Zeit verboten hat. Aber Menschenfleisch verkaufen und zu todt schlagen, hält er nicht für eine große Sünde." Und habe dabey weder Eidgenossen noch

Landsknechte genannt, das will ich beweisen mit einem Ehrsamen großen Rath Zürich, den ich darum aufgefordert habe, ob ihm darum zu wissen wäre; er hat sich aber nicht erinnern können, daß er solches von mir gehört habe, sondern er ist meiner Worte eingedenk, wie ich sie eben erzählt habe. Und ob ich gleich also geredet hätte, wie Euer Weisheit [den Eidgenossen] ist fürgetragen, so soll sich doch im Predigen der Unschuldige nicht annehmen, so man in die Gemeind [insgesammt] redet. Man spricht oft: „Ihr wuchert! Ihr brechet die Ehe!" in die Gemeind hinein, da, ob Gott will, der größre Theil unschuldig ist. Als auch Paulus redet zu den Corinthiern 1. Cap. 5. „Ihr seyd aufgeblasen." Das redet er der ganzen Stadt zu, und waren aber der hochmüthigen Aufgeblasenen gar wenige: Also geschieht noch heutzutage im Predigen. Noch habe ich überdas in einem steten Brauch, daß ich in aller Strafe rede: „Frommer Mann, nimm dich deß nicht an!"

(No. 51. S. 2—4.)

§. 32.

Seine heldenmüthige Entschlossenheit, für die Sache Christi sich selbst dem Tode zu weihen.

„Willst du mich von der Behauptung der Wahrheit dadurch abschrecken, daß alle, die je dieses unternahmen, darüber das Leben verloren; so machst du damit wenig Eindruck bey mir. Denn ich schäme mich Christi nicht, damit auch er sich meiner vor dem Vater und seinen Engeln nicht schäme. Auch Er starb, nicht bloß für die Wahrheit, sondern Er, die Wahrheit selbst. Was soll ich dir die Apostel entgegenhalten, da Unzählige nicht unter den Christen nur, sondern auch unter den Philosophen und Heiden den Muth hatten, für die Wahr-

heit zu sterben? Daß sie aber getödtet wurden, darum war dasjenige, was sie lehrten, nicht unwahr; sondern das sind eben die letzten Mittel, zu welchen das Fleisch greift, wenn es die Wahrheit nicht zu ertragen noch zu besiegen vermag; es rüstet sich zu Thätlichkeiten, wetzt das Schwert, bringt Alles in Aufruhr. Ich aber habe längst gelernt, daß ein frommer Mann sich dadurch nicht solle schrecken lassen, und daß selig der sey, welcher in dieser Welt gelästert wird. Denn je mehr Schmach wir für Christum erdulden, desto größerer Ruhm wartet unser. Ich bitte den Herrn, daß er mich stärke, denn selten waren die, welche bis ans Ende verharrten."

(No. 24. S. 25. 26. vergl. No. 11. S. 43.)

„— Oder aber wollet ihr [meine Brüder!] mögen leiden, daß ich zur Erhaltung vieler Seelen und frommer Menschen meinen Namen, Schatz, Leib und Leben verliere, damit die Seele von Gott gnädiglich werde selig gemacht? Sprechet ihr: „Ja. Solltest du aber getödtet oder verbrannt werden, wäre es uns eine Schande, ob wir schon wohl wüßten, daß dir Unrecht geschähe." Antwort: Christus, dessen Streiter ich bin, spricht also, Luk. 6. „Selig seyd ihr, so euch die Menschen, hassen euch schmähen und euern Namen als bös verwerfen von des Sohnes des Menschen wegen. Freuet euch zu selbiger Zeit und springet auf, denn, nehmet wahr, euer Lohn ist groß in den Himmeln!" Höret ihr, daß, je schmächlicher mein Name wird vor den Menschen geachtet um Gottes willen, je ehrenvoller er seyn wird bey Gott? Also soll euch auch seyn! Darum wer zu Gott kommen will, der muß nur ansehen, was Er will, nicht was die Menschen, die ihn nicht selig, sondern verdammt mögen machen; sie mögen einem den Leib tödten, aber die Seele nicht, und alle so einen Leib tödten um Gottes willen, die tödten sich selbst, sie seyen wer sie wollen, Könige, Kaiser, Päbste, Bischöfe oder Andere.

Das Evangelium Christi hat die Natur vom Blute Christi her, daß es mit der Verfolgung am meisten zunimmt. Christus hatte sein Blut um unsers Heils willen vergossen. Jetzt ist ein unfrutiger Streiter, der um seines Herrn und Hauptmanns willen nicht mag sein Blut vergießen, sondern flieht hinten ab, da sein Herr vorhin den Tod für und vor ihm gelitten hatte. Rechte Streiter Christi sind, die sich nicht schämen, ob ihnen der Kopf zermürset wird um ihres Herrn willen; denn welcher sich Christi schämt und seines Namens vor den Menschen, deß' wird sich auch Christus schämen vor seinem himmlischen Vater."

(N°. 10. S. 4. 5.)

§. 33.

Sein frohes Hinausblicken in die Zukunft.

„Ein Gott fürchtendes und ihm ergebenes Gemüth setzt sich weg über alles was die Welt androht; gewiß, daß die Absicht Gottes ihren Fortgang gewinnen und erfüllt werde, eben so, wie wenn ein Fuhrmann auf der langen Reise zwar viel von seinem Wagengeschirr abnutzt oder verliert, die Waare jedoch ans Ziel bringt. Wir sind die Geschirre und Werkzeuge Gottes; und keines ist wohl, das nicht abgenutzt, zerbrochen oder ermüdet werde. Aber der himmlische Führer bringt durch diese Mittel seine Absicht zum Ziele, wenn wir auch dabey brechen und für die Welt verloren gehen. Lasset uns also nicht müde werden der Anstrengung; durch sie kommt zu Stande, was Gott beschlossen hat. Ist's uns auch nicht vergönnt, Augenzeugen davon zu seyn, so lasset uns gedenken, daß es uns da nicht anders ergehe, als den Kämpfern in einer Schlacht. Gemeiniglich erringen die durch ihre Anstrengung den schönsten Sieg, welche entweder fallen, oder doch den Kampf selbst fechten, nicht bloße Zuschauer sind. Unverdrossen lasset uns also den Mühsalen und den Gefahren uns unterzie-

hen, zu welchen die Wiederherstellung des Christenthums auf=
fordert, auch wenn diese Augen sie nicht mehr vollendet erbli=
cken sollten! Es ist Einer, der uns sieht, und die Streiter
werthet. Dann werden Andere des wiedergebrachten Heils auf
Erden sich freuen, wann Wir des himmlischen Lohnes genießen."

(No. 71. Jerem. 38, 2.)

Uebersicht

aller in Zwingli's sämmtlichen Schriften ausführlicher behandelten Lehrmaterien, in alphabetischer Ordnung.

---

für die Kirche. 595. Das kirchliche und sittliche Verderben seiner Zeit trieb ihn an wider das Pabstthum aufzutreten, nicht Haß und Leidenschaft, die er höchlich mißbilligte. 596. Er schritt auch nicht heimlich noch eigenmächtig zur freien Verkündigung des Evangeliums, sondern erst nachdem die Häupter der Kirche es nicht selbst hatten thun wollen. 598. Wie er dahin kam, sich einzig an das Evangelium zu halten und alles nach demselben zu prüfen. 600. Seine weise Schonung bey Bestreitung der Irrthümer. 603. Seine zarte Vorsicht in allmähliger Enthüllung der Wahrheit. 605. Seine gewissenhafte Treue bey entstandnen Religionsstreitigkeiten die christliche Wahrheit unumwunden vorzutragen. 606. Seine Sorgfalt dabey alle übereilten Schritte seiner Zuhörer zu verhüthen. 608. Seine Mäßigung und Milde gegen die Sectirer. 609. Seine Uneigennützigkeit und Genügsamkeit. 612. Sein partheyloser unbestechlicher Friedenssinn. 614. Seine Schärfe in öffentlicher Bestrafung herrschender Laster bey milder Freundlichkeit im Privatumgange. 617. Seine bey solchen Strafpredigten gleichwohl stets beobachtete Pastoralklugheit. 619. Seine heldenmüthige Entschlossenheit für die Sache Christi sich selbst dem Tode zu weihen. 621. Sein frohes Hinausblicken in die Zukunft 623.

Register über die in diesem Auszug aus Zwingli's sämmtlichen Schriften mit besonderm Nachdruck angeführten zum Theil aber auch erläuterten Stellen der heil. Schrift.

